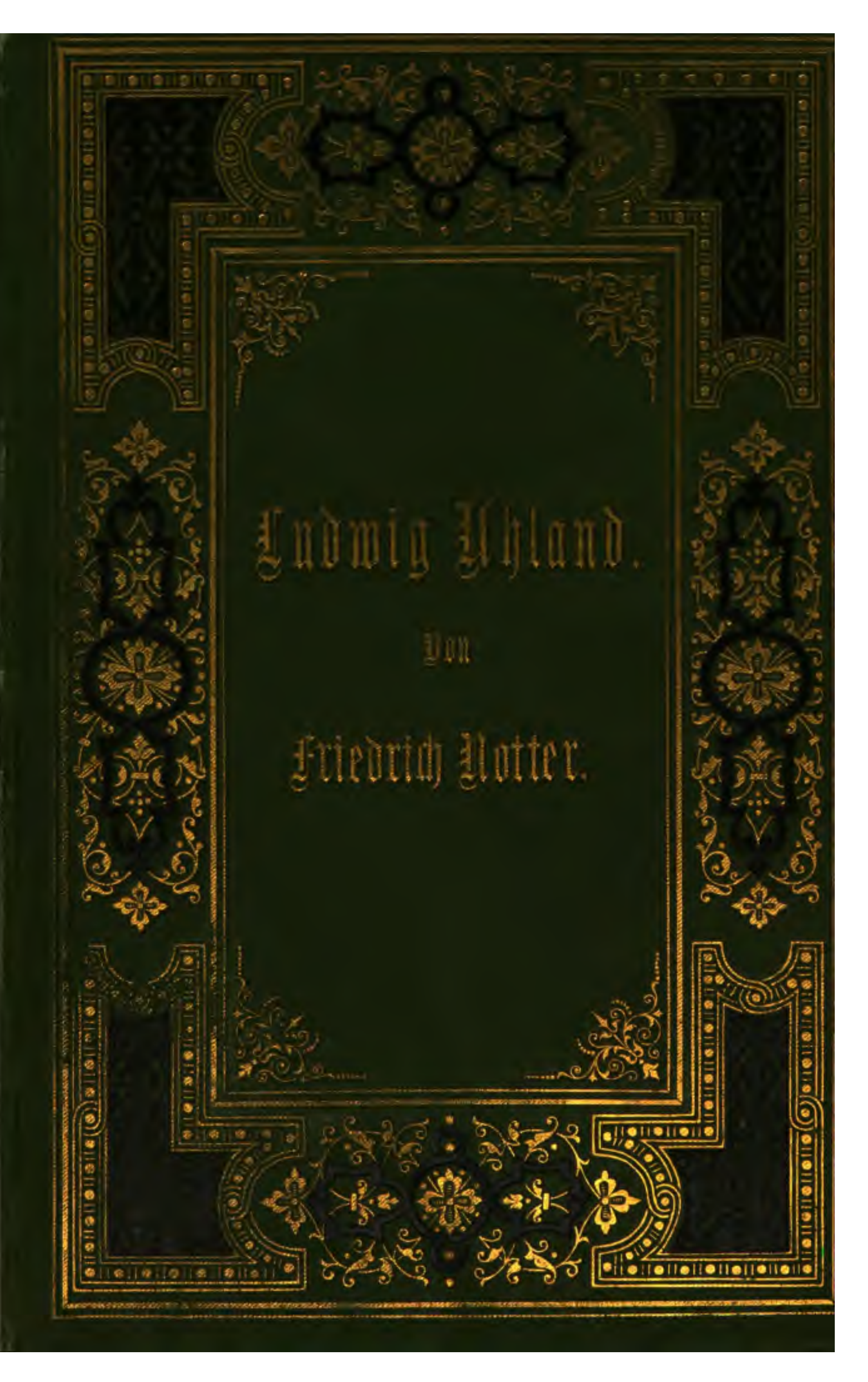

Ludwig Uhland.
Von
Friedrich Notter.


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

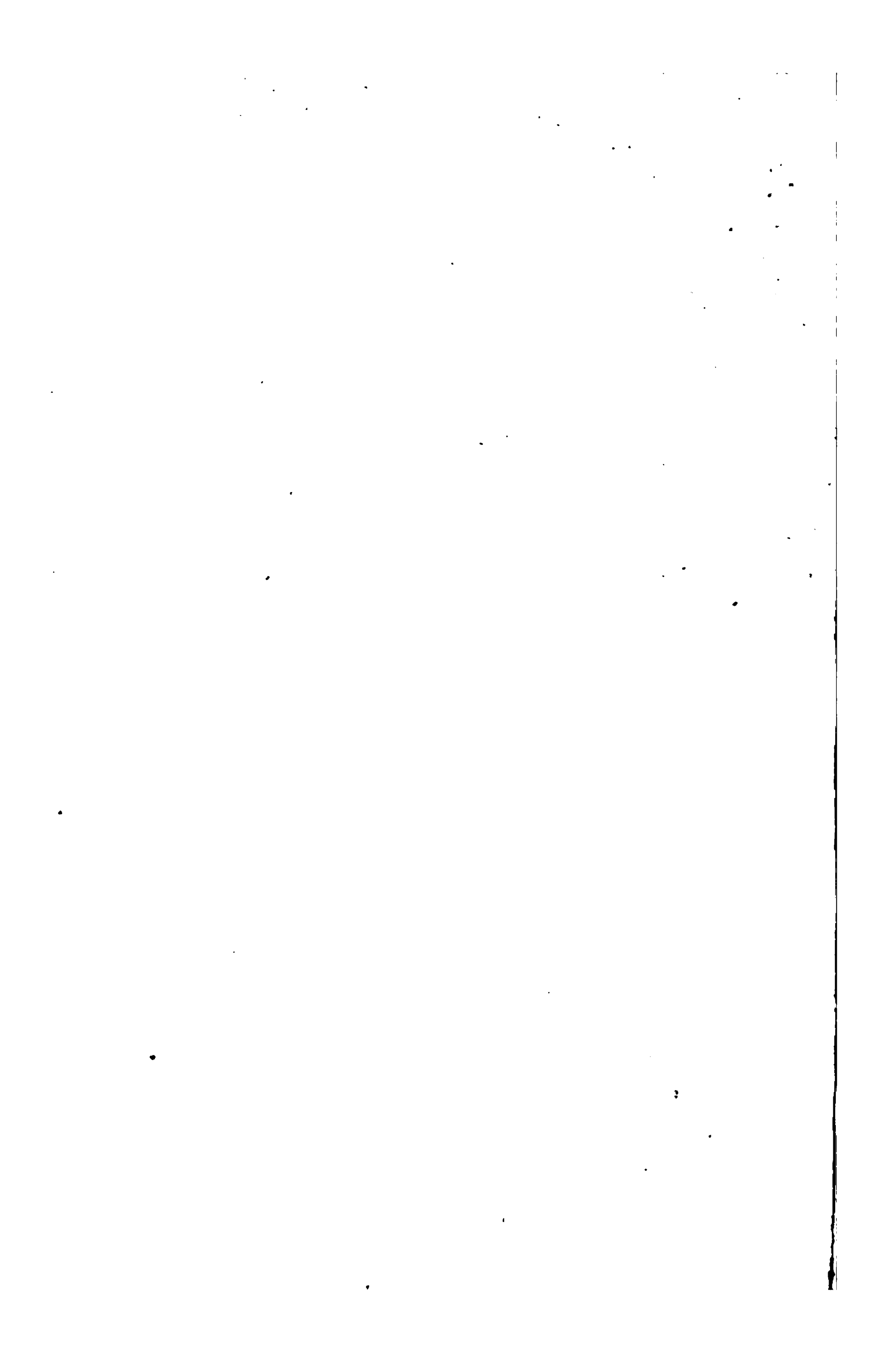


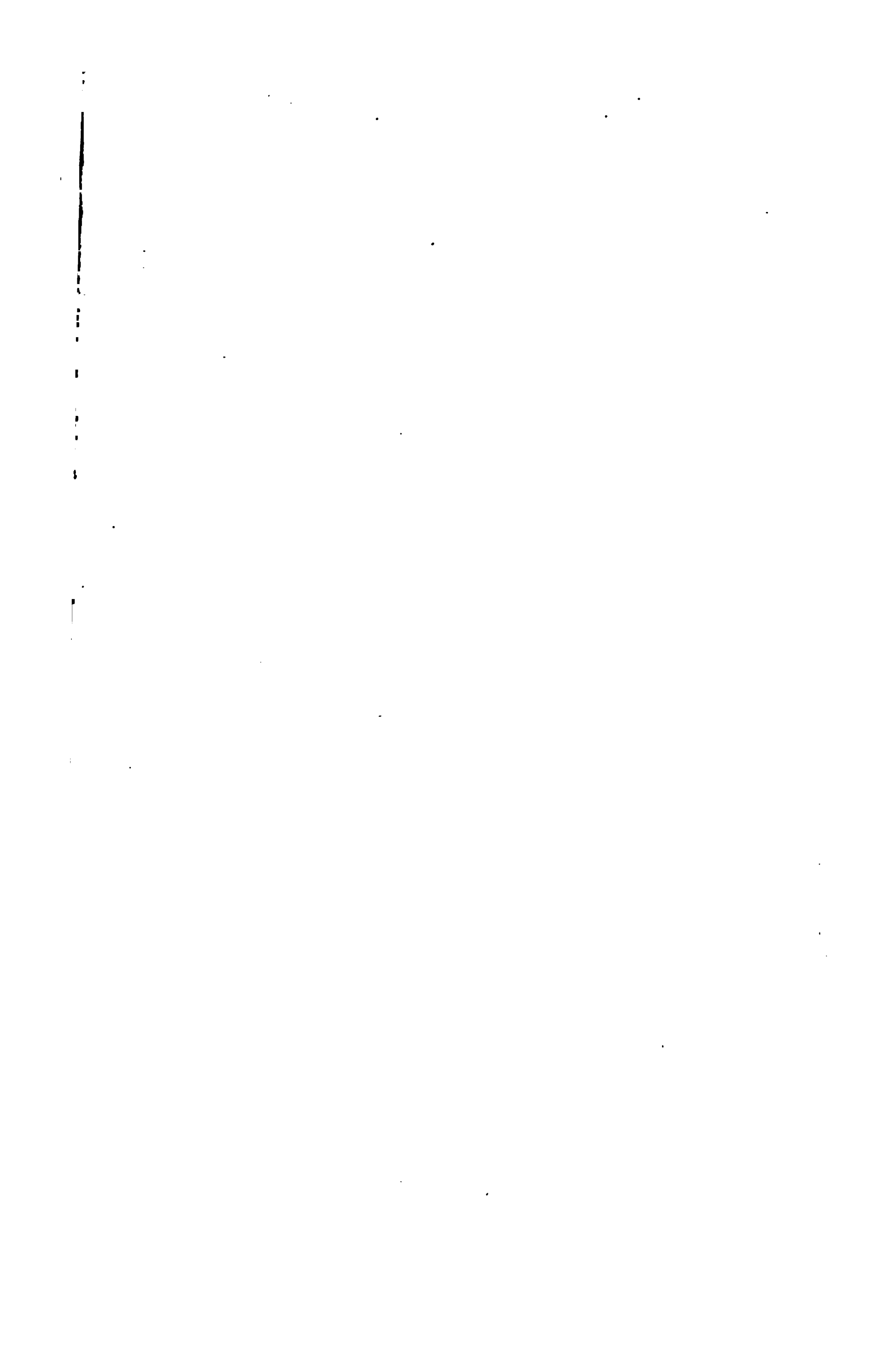
7.50

Ludwig Uhland

von

Friedrich Notter.







L. Uhland.

Photogr. v. Krauss & Hilb. Stuttgart

Ludwig Uhland.

Sein

Leben und seine Dichtungen

mit

zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß

und einer Auswahl von Briefen.

Von

Friedrich Notter.

Mit Uhland's photographischem Bilde.



Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1863.



Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorrede.

Dreimal in meinem Leben ist mir, ohne daß ich, der ferner Stehende, es irgendwie erwartet, viel weniger gesucht hätte, die Aufforderung geworden, mich über **Uhland** öffentlich auszusprechen; das erstemal schon vor einundzwanzig Jahren durch den längst verstorbenen Professor Ludwig **Bauer** als Herausgeber des Werkes „Schwaben wie es war und ist", Karlsruhe 1842; das zweitemal am Tage, nachdem die Nachricht vom Tode des Dichters in Stuttgart eingetroffen, durch die Redaktion des Schwäbischen Merkur; das drittemal, zu Ende vorigen Dezembers, durch die Verlagshandlung gegenwärtigen Buches.

Jedesmal habe ich mich durch den mir zugekommenen Wunsch geehrt gefühlt, aber auch die mir entgegentretenden Schwierigkeiten keineswegs übersehen.

Bei dem jetzt vorliegenden Werk waren dieselben besonders groß. Es lag in der Natur der Sache, daß die Verlagshandlung möglichst schnelle Erscheinung desselben wünschte; es hält aber äußerst schwer, ein Buch, dessen Stoff, ungeordnet von außen her zuströmend, nur sehr spät vollkommen überschaut werden kann, zu einem gegliederten Ganzen zu machen, wenn dem Verfasser hiezu nicht unbeschränkte Muße gegönnt ist. Ja es kann sein, daß er zu bedauern hat, irgend einen bezeichnenden Zug aufgenommen zu haben, weil ihm später ein in gleicher

Richtung nach bedeutenderer kund wird, den er sehr ungerne wegläßt, durch dessen Aufnahme er sich aber dem Vorwurf aussetzt, eine dem Wesen nach gleiche Sache sei von ihm wiederholt dem Leser vorgelegt worden.

Noch schwerer hält es, sich über einen Mann, den die ganze Nation mit Begeisterung als einen ihrer Lieblinge und Heroen feiert, während gleichwohl einzelne Handlungen so gut als einzelne Geistesschöpfungen desselben sehr verschieden beurtheilt werden, unmittelbar nach dessen Tode mit genügender Objektivität auszusprechen; dem spätern Biographen wird Dies unendlich leichter sein. Mehr als Ein Wohlmeinender hat mir daher, in richtiger Würdigung dieser Schwierigkeit, gerathen, diejenigen Thatsachen aus Uhlands Leben, in Bezug auf welche die Urtheile sehr auseinander gehen, nur einfach, ohne Beifügung eigener Ansicht, in mein Buch einzutragen. Aber solche Entmündigung meiner selbst, gegenüber einem Karakter, von welchem ich eignen Mundes sage:

Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,

schien mir unwürdig. So weit meine Kraft ging, wollte ich ein lebendiges Bild des Hingeschiedenen, nicht blos eine Registratur für dessen künftigen Lebensbeschreiber geben.

Endlich bin ich mit Uhland, so häufig und freundlich auch unsere Berührungen waren, in keinem solchen Verkehr gestanden, daß mir in jeder Beziehung ein sicherer Blick in sein Wesen gestattet worden wäre; denn fast im gleichen Augenblick wo ich, nach mehrjähriger Abwesenheit aus Stuttgart, seine persönliche Bekanntschaft gemacht, schieden sich unsere gegenseitigen Wohnorte auf immer von einander, und besonders war der meinige, bis zum Jahr 1848 ein abgelegenes ländliche Familiengut, nicht

geeignet, einen eigentlich vertrauten Umgang mit Jenem zu unterhalten.

In letzterer Beziehung ist mir jedoch allerdings durch Andere in sehr reichem Maß zu Dem verholfen worden, was nicht schon mein persönliches Verhältniß zu dem Verstorbenen mit sich brachte. Nicht nur daß mein verstorbener Lehrer und Freund, Gustav Schwab, bereits von der Gymnasialzeit an mein Gedächtniß mit einer Menge einzelner Züge zu Uhlands Bild ausgerüstet hatte, wie er es denn auch war, der mich im Sommer 1829 persönlich mit demselben bekannt gemacht, ist man mir nach des Dichters Tode von den verschiedensten Seiten her, sowohl durch mündliche Mittheilung, als durch Ueberlassung schriftlicher Reliquien, auf's Freundlichste entgegen gekommen. Vor Allem habe ich in dieser Beziehung Uhlands verehrter Frau Wittwe, seinem Neffen, Herrn Rechtskonsulent L. Meyer, seinem vertrauten Freund, Herrn Oberjustizrath K. Mayer, und seiner Kousine und Kindheitsgefährtin, der verwittweten Frau Obertribunalräthin Weisser, meinen innigsten Dank zu sagen; neben diesen noch insbesondere der Schwab'schen Familie, dem Herrn Hofrath Theobald Kerner, der mich aus dem Nachlaß seines verstorbenen Vaters auf's Bereitwilligste unterstützte, den Herren Rechtskonsulent Schott (Sohn Alberts S.) in Stuttgart, Professor Haßler in Ulm, Professor Fichte in Tübingen. Ihre Beiträge setzten mich in den Stand, hier neunundzwanzig bisher ungedruckte Poesien* Uhlands, worunter das Fragment eines Trauerspiels, „Alfer und Aaruna", ein komisches „Nachspiel" zu Kerners Schatten-

* Ein Theil derselben ist schon in meinem Nekrolog im Schwäbischen Merkur aufgenommen.

spiel „König Eginhard", die ergänzende Skizze zu dem bekannten dramatischen Bruchstück „Schildeis" — so wie eine nicht viel geringere Zahl höchst bezeichnender Briefe vom frühen Jünglings- bis zum hohen Greisenalter des Hingeschiedenen der Oeffentlichkeit zum erstenmal zu übergeben. Leider konnten, da die Zeit zum Abschluß des Werkes drängte, nicht mehr alle in meine Hand gegebenen brieflichen Mittheilungen Uhlands, z. B. an Eduard Mörike, an Ludwig Seeger u. s. w. abgedruckt werden; aus gleichem Grunde blieb eben so wenig Raum zu einer umständlichern Beschreibung von Uhlands Begräbnißfeier gegeben.

Daß mich, wenn ich Uhlands Leben und Wirken schildern wollte, der durch die Sache gebotene Standpunkt an die deutsche Nation, nicht an irgend einen engern, kleinere Rücksichten fordernden Kreis wies, liegt in der großen Bedeutung jener Wirksamkeit. Ob ich in der Art, wie ich mit den mir zu Gebot stehenden Mitteln diesem Standpunkt gerecht zu werden suchte, glücklich oder unglücklich gewesen, möge das Publikum entscheiden. Jedes persönlichere Gefühl aber, in dessen Sinn ich vielleicht nicht ganz gesprochen, sei hiemit von mir freundlich um Nachsicht gebeten.

Stuttgart, an Uhlands Geburtstage,
den 26. April 1863.

Der Herausgeber.

Prolog.

Gesprochen im Stuttgarter Liederkranz

den 21. Dezember 1862.

Es ist ein Geist empor gestiegen,
  Zugleich ein Sänger und ein Held,
Der sich voran in heil'gen Kriegen
  Für Recht und Freiheit hat gestellt;
Ein Kämpfer, dem, daß man ihn zähle
  In der erlauchtsten Streiter Schaar,
Nur noch die Hälfte seiner Seele,
  Wie dem Bertran de Born einst, war —

Ein Sprecher, der am gleichen Tage,
  Wo ihn durchquoll der Lieder Kraft,
Der Niedern Schweigen rief zur Klage,
  Der Hohen Macht zur Rechenschaft;

Der strenge ihrer Pflicht gemahnet
Die Kön'ge und das Volk zugleich,
Und herzbewehrend angebahnet
Ein großes deutsches Brüderreich.

Doch so wie jene ernsten Klänge
Durchquollen ihn die milden auch,
Des Frühlings liedervoll Gedränge,
Der Minne weicher, zarter Hauch.
Wer wird wie er von Liebe singen,
Von Lerchenlust und Rosenflor?
Weß Wohllaut wird so süß bezwingen
Der Menge tönesuchend Ohr?

O klingt, ihr holden **Wanderlieder,**
Dem hingegangnen Wandrer nach,
Der nie von diesem Gange wieder
Zurückkehrt in sein still Gemach!
Du, **Sängerliebe,** der im Maie
Des Herzens ihren Klang er gab,
Steig lorbeerfordernd auf und weihe
Auf ewig deines Sängers Grab!

Verkünde wie mit Sehnsuchtsflehen
Durch alle Himmel rief **Durand,**
Als in der Oede sel'ger Höhen
Er Blanka's Seele noch nicht fand;

Daß an solch weichem Laut man höre,
Welch zartes Herz in Jenem schlug,
Der Männersinn und Männerwehre
In Männerseelen schaffend trug.

Bertran de Born und **Waller**, ziehet
Stolz von Geschlechte zu Geschlecht,
Du Paar, in dem auf ewig blühet
Des deutschen Wortes Tönerecht!
Wo sonst wär's, daß wir so es träfen?
Wer gab ihm solchen Zauberklang
Im Kreis der Höchsten, deren Schläfen
Der Lorbeer krönend sich umschlang?

Steh auf, du Geist der Männertreue,
Erheb dich, Seele **Herzogs Ernst**,
Und deine weißen Lilien streue
Auf's Land, draus du dich nie entfernst.
Ein Mann voll Treue lieh dir Rede,
Der fest an seinem Volke hing,
Des Banners Schirm in jeder Fehde,
Das er für Deutschlands Recht empfing.

Er, der den Kranz, der ihm gegolten,
An deutscher Eiche aufgehängt,
Er, dessen Lieder strafend rollten
Wann deutsche Kraft das Haupt gesenkt,

4

Er ist's, der Deutschland treu geblieben
Bis ihn umschloß das Grabgewand;
Er sprach es aus, noch einst von drüben
„Schweb' er durch's freie Vaterland."

Doch welchem Ziel gehst du entgegen,
O Volk, durch das sein Tod noch bebt?
Wirst auf sein Grab den Kranz du legen
Der Einheit, die dein Herz erstrebt?
Noch fühlst wie Nacht du's ob dir hangen,
Du siehst die Führer fragend an:
Ein einz'ger nur ist weggegangen —
Doch was war Der! — und welch' ein Mann!

Friedrich Notter.

Ueber die im Prologe genannten Balladen vgl. Uhland, Gedichte, 45. Ausg. S. 282, 284, 264, 268.

Ludwig Uhland ward am 26. April 1787 als dritter Sohn des nachmaligen Universitätssekretärs Johann Friedrich Uhland zu Tübingen, in demjenigen Haus der sog. Neckarhalde geboren, das gegenwärtig den Erben des Professors Walz angehört (Nummer 139). Der älteste seiner Vorfahren, von welchem die vorhandenen Familienurkunden mit einiger Ausführlichkeit sprechen, Johann Michael Uhland, aus dem Dorfe Hattenhofen im Oberamt Göppingen, hatte gegen Ende des 17. Jahrhunderts Kriegsdienste genommen und bei dem Sturm auf Belgrad im Jahr 1688 einen türkischen Oberoffizier — die Urkunde sagt geradezu einen Pascha — eigenhändig erlegt. Später war er als Quartiermeister in die „Leibkompagnie“ seines Landesherrn, des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg, getreten und hatte sich in der Folge im Dorfe Klein-Gartach bei Heilbronn häuslich niedergelassen, wo er Bürger und Gerichtsverwandter wurde*. Noch im Jahr 1830 sah man dort

* Die Urkunde gibt in Bezug auf diesen Mann, außer dem Umstande, daß derselbe im Jahr 1685 zu Kleingartach mit Maria Jakobina, gebornen Faber, getraut worden, gar keine Zeit, und auch nicht die Reihe an, in welcher die von ihr angedeuteten einzelnen Lebensabschnitte auf einander gefolgt. Da aber dessen Sohn Joseph, wie so-

über der Kellerthür des ihm zugehörig gewesenen Hauses ein in Stein ausgehauenes Wappen, als Hauptemblem

gleich zur Sprache kommen wird, schon im Jahr 1722 in Tübingen, wohin er von Klein-Gartach übergesiedelt, ein eigenes Haus gründete, kann unter der „Schlacht bei Belgrad", in welcher jener Türke erlegt ward, nur die im Jahr 1688 unter dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern erfolgte Erstürmung besagter Stadt gemeint sein. Aus gleichen Gründen, wie aus dem angegebenen Jahr der Heirath, wird höchst wahrscheinlich, daß Joseph noch während der Militärdienste des Vaters, vielleicht gar vor dem Eintritt in dieselben, jedenfalls wohl vor dem Eintritt in die erst 1695 errichtete Leibkompagnie, oder eigentlich Leibschwadron — denn es waren Reiter — geboren worden. Den Krieg gegen die Türken hatte Letzterer übrigens wohl ebenfalls in württembergischem Dienst, wenn auch freilich nicht in demjenigen Eberhard Ludwigs, welcher erst 1693 zur selbständigen Regierung kam, mitgemacht, denn das damals bereits bestehende „herzogliche Regiment zu Fuß" war von Eberhard Ludwigs Oheim, Karl Friedrich, welcher die vormundschaftliche Regierung führte, dem Kampfe gegen die Türken von 1683 bis 1688 beigegeben worden, und Johann Michael mochte somit bald nach seiner 1685 erfolgten Vermählung in dieses Korps eingetreten sein. — Auch hat es das Ansehen, dieser habe sich, wenn er seinem Geburtsort Hattenhofen das Dorf Klein-Gartach vorzog, nur wieder dem Orte, oder wenigstens der Gegend zugewandt, aus welcher seine Familie wahrscheinlich stammt, denn noch jetzt findet man in der Umgebung Heilbronns den Namen Uhland sehr häufig, während derselbe in der Gegend von Hattenhofen nicht mehr vorkommt. — Obiges war bereits niedergeschrieben, als uns durch freundliche Mittheilung noch folgende Notizen aus dem Hattenhofer Kirchenbuch zukamen: Johann Michael war im Dezember 1658 geboren; seine Eltern waren Jakob Ulandt, Zimmermann in Zebedäi, einem eine halbe Viertelstunde von Hattenhofen gelegenen Weiler, und Agnes, später im Taufbuch Engla genannt. Beide werden im Kirchenbuch in lateinischem Beisatz als „gottlose Verächter des Worts und der Sacramente" (impii contemtores Verbi et Sacramentorum) bezeichnet, was nach der Ausdrucksweise der damaligen Zeit vielleicht nur dahin auszulegen sein dürfte, daß sie, als irgend einer strengern prote-

einen Mann zeigend, welcher in der einen Hand einen Türkensäbel, in der andern einen Spaten hält, eine Devise, die freilich, da sie nicht auf die Nachkommen fortgeerbt, mehr nur aus eigener Wahl Johann Michaels hervorgegangen, als kaiserliche Verleihung gewesen zu sein scheint. Und so mußte denn ein „Schwabenstreich", wie ihn der Urenkel später besungen, das Uhland'sche Geschlecht zuerst einigermaßen bekannt machen, oder vielleicht gar an die, wenn nicht erweisbare, doch eben nicht unwahrscheinliche Bedeutung des schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts vorkommenden* Namen

stantischen Sekte angehörig, sich von Predigt und Abendmahl ferne gehalten und dagegen der häuslichen Andacht mit andern Genossen ihrer Ansicht hingegeben. Doch scheint dieser Deutung die Kriegslust Johann Michaels zu widersprechen, an welcher die damals noch lebenden Eltern, falls sie schroffe Sektirer gewesen, wahrscheinlich großes Aergerniß genommen hätten. Woher das unkirchliche Paar gestammt, ist aus dem Kirchenbuch nicht zu ersehen. Angeblich von Lindau. Es hatte außer Johann Michael noch vier Kinder, insgesammt Söhne, aber nur von Michael haben sich Nachkommen bis auf den heutigen Tag erhalten; die Descendenten der übrigen starben fast insgesammt in der Kindheit; nur von Einem erhielt sich der Stamm bis ins dritte Geschlecht, wo er mit Johann Georg Uhland im Jahr 1789 erlosch, nachdem diesem seine sämmtlichen Kinder im Tod vorangegangen. — Der Zimmermann Jakob Uhland (Ulandt) starb am 14. Oktober 1704, achtzig Jahre, weniger drei Monate alt, müßte hienach also im Januar 1625 geboren gewesen sein.

* In dem um 1220 fallenden Gedicht Nithart VIII. 7., nach Beneckes Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur. Dort heißt es:

> Da ist Diethrich, Uolant, und Jebunc
> Spranc da manegen geilen (fröhlichen) sprunc;
> An des hant (Hand) spranc Elene.

Die Zeilen sind aus einem Mailiede.

Uhland erinnern, sofern derselbe, ursprünglich Uolant oder Uoland geschrieben, mit Voland, Valand, Veland, d. h. Teufel, Kobold, Dämon, gleichen Sinnes gewesen sein, und mithin, gleich Voland und Veland, endlich auf jenen Schmied Wieland in der deutschen Heldensage weisen dürfte, der erst durch Verwirrung des betreffenden Mythus zum Teufel degradirt wurde. Der Sohn jenes Türkenschlägers, Joseph Uhland, siedelte nach Tübingen über und gründete daselbst, nachdem er mit der Tochter eines dortigen Knopfmachers in die Ehe getreten, im Jahr 1722 das Handlungshaus, welches noch heute dessen Firma trägt. Einer von dessen Söhnen, Joseph Ludwig, dem letzterer, fortan in der Familie stetig fortgepflanzte Name nach dem Namen des bei seiner Geburt noch regierenden Herzogs (Eberhard) Ludwig beigelegt worden sein mag, ward an der in seiner Heimatstadt befindlichen Hochschule erst Professor der Geschichte, später der Theologie, so wie Ephorus des evangelischen Seminars, und zählte unter seinen unmittelbaren Nachkommen den schon genannten Vater unsres Dichters, Johann Friedrich, welcher, ein schlichter, wackerer Mann, in den Gesichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Philosphen Kant darbot, nicht ohne daß leichte Spuren davon auf die Liniamente des Sohnes Ludwig übergegangen wären, während dessen Seeleneigenschaften, mindestens soweit sie ihn als Dichter bezeichneten, eher von der Mutter, Elisabeth, Tochter des Universitätssekretärs Hoser, auf ihn vererbt zu sein scheinen. Doch darf Letzteres nach der Bemerkung noch lebender Verwandten nur in dem Sinn verstanden werden, daß Jene eine Frau von inni-

gem Gemüth, tiefer Erregbarkeit und hervortretender musikalischer Begabung gewesen, wie sie denn an der poetischen Entwicklung des Sohnes größern Antheil genommen, als der Vater. Irgend einen in ihr selbständig liegenden Trieb zu dichterischer Produktion, oder auch nur einen entschiedenen Sinn für Poesie habe sie aber keineswegs offenbart. Vielmehr scheint es, die ersten Keime hiezu seien in dem Großvater, Joseph Ludwig, zu suchen, welcher auch schon als Lehrer der Geschichte sich den Neigungen des Enkels verwandt zeigte*, und die Natur, die wohl nur äußerst selten mit einem bedeutenden Talente hervortritt, ohne dasselbe schon in einem oder mehrern Vorfahren vorüberstreifend angedeutet zu haben, wäre denn auch hier wieder, wie man so häufig bemerkt, in einem Mittelglied der Kette, durch welche ihr schöpferischer Strom hinzuckt, nicht zur Aeußerung gekommen. Von Joseph Ludwig haben sich viele Gedichte erhalten, die keineswegs ohne einen mitunter zur Poesie werden-

* Eine Dissertation des Erstern über Graf Eberhard den Milden (de Eberhardo Miti, comite Wirtemb. Tubing. 1767. 4.) dürfte auf den Balladenkranz des Dichters, Graf Eberhard der Rauschebart, eingewirkt haben, indem der Held der zweiten unter diesen Balladen, welche die Ueberschrift Die drei Könige zu Heimsen führt, geschichtlich nicht der Rauschebart, sondern dessen Enkel, Eberhard der Milde, ist, an dessen Stelle der Großvater nur gesetzt worden zu sein scheint, um mehr Einheit in den Cyklus der erzählten Begebenheiten zu bringen. Die Gefangennahme der sog. Schleglerkönige bei Heimsen im Jahr 1395 fällt 18 Jahre später, als die im Jahr 1377 geschlagene Schlacht bei Reutlingen, welche, den Gegenstand der dritten Ballade bildend, dort erscheint, als wäre sie erst nach dem Siege bei Heimsen vorgefallen —, und 7 Jahre später als die in der vierten Ballade erzählte Döffinger Schlacht.

den Schwung des Herzens sind, besonders da, wo sie von der innigsten Liebe zu der, Anfangs noch sehr jungen, Genossin seines Ehebundes und zu dem erstgeborenen Kinde zeugen. In einem längern poetischen Erguß, der den 3. November 1752, „den 21. Namenstag der herzlieben Gattin, Gottliebin, und den ersten Namenstag des herzlieben Ludwig Gottlieb" feiert, sind den beiden Beglückwünschten folgende Worte in den Mund gelegt, von welchen mindestens die zweite Strophe auf mehr als blos äußerliche Begabung zu dichterischem Ausdruck hinweisen dürfte:

O Abgrund unerhörter Liebe,
O Tiefe unerforschter Gnad',
Entzünde unsres Herzens Triebe
Zum innern Dank vor's (für's) Wasserbad.
Sind wir „Gott lieb" nach unserm Namen,
Der dessen die Versichrung gibt,
So sei, o Gott, von deinem Samen,
Von uns, auf ewig auch geliebt;

Geliebt mit immer neuer Treue,
Geliebt mit jedem neuen Tag,
Geliebt, daß sich das Herz erfreue
Und es nichts Andres lieben mag;
Geliebt, so oft die Ader schläget,
Von ganzer Seele und Gemüth;
Geliebt, daß was sich in uns reget,
Allein, Herr, deine Liebe zieht.

In einem andern, am 19. Februar 1753 der Gattin

zum dreiundzwanzigsten Geburtstag übergebenen Gedichte heißt es:

So schön geschmückt an Leib und Seele,
Wardst du als Braut mir zugeführt;
Ist's möglich, daß ich dies erzähle
Zum Lobe Gottes ungerührt?
Nein; was der Herr an dir gethan,
Das geht auch mich, Geliebte, an.

Der oben erwähnte Ludwig Gottlieb starb im Jahr 1777 in Venedig, wo er die Stelle eines Erziehers in einem deutschen Hause gefunden, und mehrere von ihm nachgelassene Gedichte zeigen, daß auch er dem Element, das endlich in seinem Geschlecht so glänzend hervortreten sollte, näher gestanden, als sein jüngerer Bruder, Johann Friedrich, in welchem sich blos der feste, unerschütterliche Mannessinn des Vaters bethätigt zu haben scheint, der diesem in einer sehr unpartheiisch gehaltenen Leichenrede als vorragende Eigenschaft beigelegt wird, eine Tugend, die Johann Friedrich seinerseits wieder auf den Sohn Ludwig übertrug. In einem in gebundene Rede gefaßten Glückwunsch auf den Neujahrstag 1771 sagt der damals neunzehnjährige Ludwig Gottlieb, nachdem er einer schweren Krankheit gedacht, die dem Vater im abgelaufenen Jahr den Tod gedroht:

Wie ein Schiffsvolk, dem der Steurer,
(In dem Antlitz Todtenblässe,
Und von Furcht gelähmt die Zunge,)
„Wir sind ganz verloren!“ zurief,

Wenn ein heitrer Stral der Sonne
Die umschäumten Wellen röthet,
Und die Wasserberge sinken,
Und die wilde See jetzt still wird,
Mit gefalt'nen Händen freudig
Gott für seine Rettung danket,
Herr, so dankten wir für Gnade,
Als ein lichter Stral von Hoffnung
In das mitternächtlich schwarze
Dunkel unsrer Seelen durchfiel,
Und dein Machtwort unsrem Vater
Sein geschwundnes Leben schenkte.

Uebrigens muß bemerkt werden, daß Uhland selbst, der sich des erst im Jahr 1803 verstorbenen Großvaters noch wohl erinnerte, nie irgendwie auf die Ansicht hingedeutet haben soll, als wären die Keime zu seinem Talent schon in Jenem gelegen; eher scheint Letzterer auf den Enkel, wie auf die Meisten, die sich seiner als alten Mannes noch erinnerten, einen etwas pedantischen, nicht sonderlich dichterischen Eindruck gemacht zu haben. Auch ist, wenn einmal von Vererbung die Rede, in's Auge zu fassen, daß die Großmutter, die vorhin genannte Gottliebin, dem Geschlechte des bekannten schwäbischen Lyrikers, Gotthold Friedrich Stäudlin, angehörte, dessen z. B. in Schillers Jugendbriefen als eines bedeutenden Talentes gedacht wird, und der noch drei andere, dichterisch ebenfalls begabte Geschwister, Gottlieb Friedrich, Karl Friedrich und Charlotte Stäudlin *

* Vermischte Gedichte der Geschwister Gottlieb Friedrich, Dr. Karl Friedrich, Gotthold Friedrich und Charlotte Stäudlin. Zwei Bändchen. Stuttgart. 1827.

hatte, so daß sich auch von jener Linie aus an Fortpflanzung poetischer Naturanlage denken läßt. Beiläufig sei bei dieser Gelegenheit für Solche, welche sich etwa an eigenthümlichen Spielen des Zufalls erfreuen sollten, noch bemerkt, daß Joseph Uhland mit der jungen Gattin anfangs, und so namentlich noch zur Zeit, in welche die beiden Gedichte fallen, von welchen Proben mitgetheilt wurden, als Diakonus in Marbach wohnte, und es somit bei den Verhältnissen eines so kleinen Städtchens fast über jedem Zweifel steht, daß die Mutter des im November 1759 dort geborenen größten schwäbischen Dichters mit der Großmutter desjenigen, der nach jenem den höchsten Ruhm erlangen sollte, in näherem, von dem Lebensalter Beider jugendlich gefärbten Umgang gestanden. — Von den zwei Brüdern unsers Dichters starb der eine, Friedrich, schon in frühester Kindheit, der zweite, gleichen Namens, im Alter von neun Jahren. Eine Schwester, Luise, acht Jahre jünger als Ludwig, und von diesem zärtlich geliebt, ist ebenfalls dem Bruder längst im Tod vorangegangen. Von ihren Kindern lebt nur noch ein Sohn, Ludwig Meyer, Rechtskonsulent in Reutlingen; seine Züge erinnern entschieden an den Oheim. — Schon ein Jahr nach der Geburt dieses Letztern hatten die Eltern das jetzt Kaufmann Gunser'sche Haus in der Poststraße zu Tübingen bezogen, wo fortan des Dichters ganze Jugendzeit verfloß, und zwei Zimmerchen, mit Geräthe aller Art vollgepfropft, worunter später, auf Ludwigs ausdrücklichen Wunsch, ein Tischchen zum Spiel für die kleine Luise nicht fehlte, haben bis auf die neueste Zeit das Andenken ihres einstigen Bewohners unter dem Namen der „Dichterstübchen" fortge-

pflanzt. In den ersten Jahren des sich entwickelnden Knabengefühls soll derselbe nach seinem eigenen Ausspruch und nach der noch erhaltenen Schilderung Solcher, die sich jener erinnerten, ein ziemlich wilder Junge gewesen sein, der andere, an seiner Wohnung vorüber kommende Kinder gern erschreckt oder sonst geneckt habe. In etwas vorgerückterem Alter liebte er mit seinen Gefährten besonders Ritterspiele zu spielen, wobei das gegenwärtig die Schottische Bierbrauerei enthaltende hohe, am nördlichen Fuß des Schloßbergs „unter'm Haag" emporragende Haus der mütterlichen Großeltern gerne als Ritterburg angesehen ward. Ließ sich die Großmutter vollends zum Aufschluß einer Rumpelkammer herbei, deren bunt aufgespeichertes Geräthe schon an sich die kindliche Einbildungskraft in Anspruch nahm, und wo vor Allem ein ungeheurer Stiefel den weitschweifendsten Träumen Raum gab, so ging der Glückseligkeit eines solchen Tages nichts ab. Ebenso hatte eine dem Knaben geschenkte kleine Burg aus Pappe, wozu er sich die Ritter und Knappen zu Roß und Fuß mit eigenen Händen zierlich gefertigt, zum Gegenstand seiner liebsten Spiele gehört, und ward noch in seinem Mannesalter von den Eltern aufbewahrt.

Trotz diesem Geschmack für Waffen und bezinnte Thürme zeichnete sich der junge Romantiker in der Schule auf's Vortheilhafteste aus; es war ihm etwas Leichtes ganze Seiten lateinischer Hexameter, eine der Hauptaufgaben des damaligen Schulunterrichtes zu fertigen; ja einmal brachte er während eines einzigen Sonntags deren 101 zu Stande, von welchen jeder über „Krieg und Frieden" handelte, so

daß der Lehrer ihm endlich das Heft in halb scherzhaftem Aerger mit den Worten zurückwarf: „Meinst du, Junge, ich habe nichts zu thun, als deine Verseleien zu lesen?“ Dabei scheint sich der Trieb zu poetischer Darstellung in deutscher Sprache gleichfalls sehr zeitig eingestellt zu haben. Das älteste seiner noch vorhandenen Gedichte, ein gereimter Glückwunsch, der in's elfte oder zwölfte Jahr des Verfassers fallen mag, zeigt eine für solches Alter ungewöhnliche Glätte der Form, ist im Uebrigen aber unbedeutend und so, wie ungefähr jedes aufgeweckte Kind in diesen Jahren dichten könnte. Dagegen haben sich zwei Poesien aus dem vierzehnten Jahr erhalten, welche wir unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben. Die eine ist überschrieben: „Im Tannenhain,“ und lautet also:

Unter der Tannen Umschattung, im Heiligthume der Schwermuth,
Sitz' ich, verschlungenen Arms über bemoostem Gestein.
Matt durchflammet der Tag die Trauerbehängung der Aeste,
Wie die Gewölke der Mond dämmernden Strales durchblickt.
Ha! wie betäubet des Harzes gewürziger Weihrauch die Sinne!
Sind es Träume, die schon schwül mir die Scheitel umweh'n?
Horch, was rauschet daher? den Schatten entflattert der Rabe.
Ach, sein prophetischer Ruf tönet so traurig, so bang!
Rabe, mich machst du nicht beben, es weckt keiner Schandthat Erinn'rung
Dein so trauriger Ruf noch in der Seele mir auf.
Aber wehe dem Frevler, deß Tritt diese Stätte entweihet:
An der Sträubung des Haars fasset Entsetzen ihn hier;

Ihm dräut Schrecken das Dunkel, ihm blinket Schrecken der Lichtstral,
Schrecken im Rabengekrächz' rufet die Gottheit ihm zu.

Das zweite Gedicht hat den Titel: „Bitte um die Frühlingsvakanz im März 1801 an D. (Dekan) M.," ist also kurz vor vollendetem vierzehnten Jahr geschrieben, und verdankt seine Entstehung der damals und noch lange nachher auf den lateinischen Schulen Württembergs herrschenden Sitte, den Ortsdekan um Gewährung der üblichen Ferien durch den Primus, in von diesem hiezu eigens gefertigten Versen, angehn zu lassen. In der Regel war hiefür nur ein lateinisches Carmen zulässig; daß dem jungen Poeten deutsche Sprache gestattet würde, scheint für dessen schon damals anerkanntes Talent für deutsche Versifikation um so mehr zu sprechen, als bei seiner Fertigkeit in der lateinischen, ohne jenen besondern Umstand, eher auf den gewöhnlichen Brauch hätte gedrungen werden müssen. Das Gedicht hat neun Strophen, von welchen die drei ersten also lauten:

Der stürmische Winter in rauhem Gewande
Floh hin zu des Eismeers versilbertem Strande,
Floh hin zu des Nordpols verödeter Flur;
Da weckte der Frühling in blumigtem Kleide,
Geschmückt mit dem duftenden Kranze der Freude,
Aus ruhendem Schlummer die ganze Natur.

Das heitere Licht der erwärmenden Sonne
Erfüllt die Natur mit Entzücken und Wonne,
Ihr Feuer zerschmolz den gefrorenen See;
Er löste sich los in gekräuselten Wellen,

Da stürzte sich wild in romantischen Fällen
Von hohen Gebirgen der glänzende Schnee.

Jetzt schweigt das Getöse der zürnenden Winde,
Der Zephyr umsäuselt die knospende Linde,
An welche der flötende Schäfer sich lehnt.
Die Heerde durchhüpfet mit fröhlichem Blöcken
Die grünenden Anger, die blühenden Hecken,
Wonach sie so lange, so sehr sich gesehnt.

In diesem Tone der Beschreibung, in welcher die obligate Dichtung der Wirklichkeit des Märzmonats, mindestens wie solcher sonst in dem etwas rauhen, alpenbenachbarten Schwaben aufzutreten pflegt, ein wenig voraneilt, geht es noch durch vier Strophen, worauf dann die achte also fortfährt:

Drum nahen wir uns nach der jährlichen Sitte
Zu Ihnen, Hochwürd'ger, mit hoffender Bitte
Um Zeit zu des Frühlings vergnügtem Genuß.
Doch nicht, um in Muße die Zeit zu verträumen,
Des Fleißes geheiligte Pflicht zu versäumen: —
Den Fleiß zu ermuntern sei unser Entschluß!

Dann kehren wir wieder mit frischeren Kräften
Zurück zu den Musen, zu unsern Geschäften
Zurück mit erneuertem Eifer und Fleiß.
Und daß wir gemäßigt der Freude genossen,
Daß nicht blos in Muße die Zeit uns verflossen,
Sei Wachsthum im Guten der schönste Beweis.

Daß dieses ex officio gemachte Gedicht weniger auf Keime wirklicher Poesie hinweisen werde, als das vorher-

gehende, ließ sich erwarten. Jedoch fällt auch hier die in solchem Alter ungewöhnliche Fertigkeit in der äußern Form auf, wobei einige kleine Verstöße, z. B. die Wiederholung des Wortes und Begriffes Natur in der zweiten Zeile der zweiten Strophe, gleich nachdem dieser Ausdruck in der letzten Zeile der ersten Strophe gebraucht worden, eher dafür zeugen dürften, daß die Zeit zur Feile gemangelt, als daß ein Talent, wie es sich hier bereits ausspricht, noch kein Auge für derlei Gebrechen gehabt habe. Zugleich tritt uns schon hier — was später in Bezug auf den nichts weniger als poetischen Vater sich noch auffallender herausstellen wird — ein Beleg entgegen, daß die Sterne dem jungen Dichter bei Verwerthung, Duldung und Anerkennung seines Talentes freundlich gewesen, denn setzen wir uns in den damaligen Geist der Zeit zurück, so hätte mehr als Ein Lehrer des Lateinischen; und so eben mehr als Ein Dekan, an Bildern wie sie hier vorkommen, wenn sie nicht in römischer, sondern in deutscher Sprache und mithin aus eigener Empfindung vorgebracht wurden, etwas für einen einer geistlichen Behörde gegenüber stehenden Schüler nicht ganz Anständiges wahrnehmen dürfen.

Ungemein schnell, schon innerhalb zweier Jahre, entwickelte sich aus dieser Periode der schülerhaften Versuche das Vermögen der gereiften, selbständigen Produktion; bemerkenswerth aber ist es, wenn der Dichter in späterem Alter, wie uns aus sehr wohl unterrichteter Quelle mitgetheilt wird, geäußert hat, Göthe und Schiller hätten ihn in jener Zeit des poetischen Bewußtwerdens, und so überhaupt während der ganzen vorangegangenen Kindheit, wenig be-

rührt, wie denn auch Beide in den ihn zunächst umgebenden Kreisen wenig gelesen worden seien; eher sei ihm Bürger als Dichter vor der Seele geschwebt, im Allgemeinen aber hab' er als Knabe bei dem Gedanken an Poesie mehr nur die antiken Poeten vor Augen gehabt; und daher auch den Wunsch zum Studium der höhern Philologie in sich getragen. Da er diesen Wunsch, wie wir im Folgenden vernehmen werden, im vierzehnten Jahre besonders lebhaft empfand und ihm nur nothgedrungen entsagte, so läßt sich annehmen, in dem eben bezeichneten Alter habe jenes Verhältniß zu den genannten deutschen Dichtern jedenfalls noch stattgefunden; fast aber scheint es, dasselbe sei auch geraume Zeit nachher nicht bedeutend anders geworden.

Daß sich in Uhlands Poesien kein direkter Einfluß von Schiller bemerklich mache, springt in die Augen; allein auch von Göthe her läßt sich nur eine geringe, mindestens fast nur eine mittelbare Einwirkung nachempfinden. Selbst das denselben verherrlichende Gedicht (Münstersage) weist zwar auf hohe Verehrung vor ihm, aber auf nichts weniger als eine von Göthe influirte Poesie hin, und daß Uhland z. B. Göthes Tasso, freilich ein Stück, welches zuletzt auf dem Verstandeswege Rechenschaft von dem innern Wesen einer Dichternatur geben will, und das insofern auch schon manchen Andern nach dem ersten Ansetzen vom Lesen abgeschreckt hat, erst nach dem dreißigsten Jahr, und zunächst in Folge einer äußern Veranlassung, gelesen, hat er gegen einen Freund eigenen Mundes ausgesprochen. Daß dagegen Bürger unserm Dichter näher gestanden, könnte allerdings sowohl aus den Balladen des Erstern, so wenig Verwandtschaft auch die

Uhland'schen Schöpfungen dieser Gattung mit den Bürger'schen zeigen, als aus dem volksthümlichen Ton, welchen Bürger in einem großen Theil seiner Poesien erstrebt, geschlossen werden. In einer Zeit, deren Dichtungen bestimmte einzelne Züge aus der Geschichte des deutschen Volkslebens oder, wenn man lieber will, des deutschen Gemüthes, noch so selten hervorhoben, überhaupt in noch so geringem Sinn national waren, konnten, so wenig z. B. die Ballade von den Weibern von Weinsberg als Ganzes den Knaben Uhland befriedigt haben dürfte, die Anfangs- und Schlußworte doch wie ein Zauber auf ihn wirken:

> Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
> Soll sein ein wackres Städtchen,
> Soll haben fromm und klug gewiegt
> Viel Weiberchen und Mädchen.

Aus gleichem Grunde fänden wir es ganz in der Ordnung, wenn uns irgend woher die Kunde käme, die zwei ersten Zeilen der Stolberg'schen Ballade die Büßende

> Hört, ihr lieben deutschen Frauen,
> Eine Mähr' aus alter Zeit,

hätten den jungen Uhland schöpferisch durchzückt. Um so weniger scheint Bürger nach sonstigen Zügen seines Wesens eine Uhlanden verwandte Natur; denn wenn die rein lyrische Poesie des Erstern sich häufig durch innigen Herzensantheil, ja durch Herzensgluth auszeichnet, so könnten gerade umgekehrt viele von Uhlands rein lyrischen Dichtungen, und darunter eben die lieblichsten, Zweifel erregen, ob ihnen wirklich ein recht individuell gewordenes Gefühl unterliege.

und der Dichter sich nicht vielmehr blos seiner Phantasie überlasse. Bürgers mächtig schlagender Brust ist es fast durchaus gelungen, die undeutsche Form des Sonettes mit Lebensflammen zu durchhauchen, während sich Dies von den Uhland'schen Sonetten, mindestens ihrer Mehrzahl nach, so wenig behaupten lassen dürfte, als von der Mehrzahl der Sonette sämmtlicher andern deutschen Dichter. Noch weniger findet man jene luxuriöse Pracht der Sprache, die gerade bei manchen derjenigen rein lyrischen Ergüsse Bürgers hervortritt, auf welche derselbe sich augenscheinlich etwas zu Gute thut, irgendwo in Uhlands der Form nach so höchst einfachen lyrischen Stücken; und so wär' es denn allerdings gerechtfertigt, wenn Letzterer andeutete, sein sich entwickelndes Dichtergemüth sei von Bürger zwar leicht angehaucht, aber auch von Diesem nicht in hohem Grade in Anspruch genommen worden.

Weniger sieht sich ab, wie ihm die antiken Poeten vorzugsweise vorgeschwebt haben sollen, und unbedingt darf man wohl annehmen, daß er dieselben bei jenem Ausspruch mehr nur wie einen Gegenstand eifrig und mit Liebe betriebenen Studiums, als wie ein Objekt lebendiger Vorbildlichkeit vor Augen gehabt. Zwar ist uns von den sehr zahlreichen lateinischen Poesien seines Knabenalters keine zu Gesicht gekommen, möchten dieselben aber in ihrer Art auch noch so tadellos gewesen sein, so bedarf es keines weitern Wortes darüber, daß sie nicht das eigentliche Lebenselement eines Dichtertalentes, wie das Uhland'sche waren; in Dem aber, was er in deutscher Sprache geleistet, ist, mit Ausnahme einiger Sinngedichte und, wenn man

will, des vorhin gegebenen Knabenversuchs „Im Tannenhaine", von Anstreben an antike Vorbilder oder auch nur von einer Verwandtschaft mit der Empfindungsweise der Alten — etwa hie und da die prägnante Kürze des Ausdrucks abgerechnet — lediglich nichts wahrzunehmen.

Wurde Uhlands schöpferische Kraft hiernach von den ihm zunächst stehenden deutschen Mustern nur wenig, von den antiken aber mindestens nicht im Sinn von Vorbildern, die für ihn selbst gepaßt hätten, angesprochen, so wirkten die altdeutsche und altskandinavische Poesie desto stärker. Von ersterer war das Nibelungenlied in dem alten Müller'schen Druck Das, was ihm am frühsten in die Hände gefallen, und zwar sollen die paar ersten Strophen, die ihm ein Professor an der Hochschule seiner Vaterstadt, wahrscheinlich der sogleich zu erwähnende Christoph Seybold, vorgelesen, einen so mächtigen Eindruck gemacht haben, daß er das Zimmer vor innerer Aufregung verlassen mußte. Nebenher waren Ritterbücher und sonstige romantische Geschichten, die er sich aus einer Leihbibliothek verschaffte, seine liebste Lektüre. Er selbst hat einem Freunde erzählt, die Hinweisungen des eben genannten geistreichen Professors (Seybold), welcher in den Vorträgen über Homer Parallelen mit altdeutschen Epikern, z. B. dem noch in lateinischer Uebersetzung vorhandenen Waltharius zog, hätten ihn zuerst für altdeutsche Dichtung begeistert. Da er diesen Vorlesungen jedoch wohl erst nach seiner, allerdings schon sehr frühe erfolgten, Inskription an der Universität angewohnt, ist die Bekanntschaft mit den Nibelungen derjenigen mit Waltharius, trotz dem Widerspruch, den man in Uhlands

eigener Angabe finden könnte, ohne Zweifel noch vorangegangen. Mit der skandinavischen Poesie machte ihn zuerst ein, ebenfalls sehr zeitig in seine Hand gefallenes, Exemplar des Saxo Grammaticus bekannt.

Mitten in diese Entwicklungsperiode seines Talentes hinein griff die bei ihm aus besondern Gründen in noch sehr jugendlichem Alter eingetretene Feststellung seines künftigen Berufs, hinsichtlich welcher, ehe wir zu den ersten gereiften Erzeugnissen seiner Muse übergehen, noch einige Worte zu bemerken sind. Dem Knaben hatte, wie gesagt, das Studium der höhern Philologie längere Zeit als Ziel vorgeschwebt, und da diese Laufbahn, nach den damaligen Einrichtungen Würtembergs, nur von Theologen eingeschlagen werden konnte, scheint er, gegen das vierzehnte Jahr zu, wo die bisherige brausende Lebhaftigkeit sich ohnehin etwas mehr der Stille zugewandt, einen Augenblick daran gedacht zu haben, sich wirklich der Gottesgelehrtheit zu widmen. Nach Kurzem jedoch gab er diesen Gedanken wieder auf, und der Rath seiner Familienangehörigen, sich durch Studium der Medicin den Eintritt in die in seiner Vaterstadt sehr bedeutende ärztliche Praxis des Oheims, Gotthold Immanuel Uhland, anzubahnen, schien ihm nicht unpassend. Plötzlich aber ward er, während eines Besuchs bei nahe wohnenden Verwandten, von einem seiner Familie befreundeten Universitätsbeamten, der ihm zu diesem Zweck ausdrücklich nachgereist war, aufmerksam gemacht, daß soeben ein, den bedeutenden Jahresabwurf von 300 Gulden gewährendes Stipendium, auf welches er das nächste Anrecht habe, frei geworden, daß aber zu Erlangung desselben das Studium der Theologie oder der

Rechtswissenschaft, und Inskription an der Hochschule schon mit Beginn des nächsten Semesters, nothwendig seien. Auf Dies hin entschied sich Uhland, nach kurzer Berathung mit den Eltern, für die Jurisprudenz und inskribirte bereits am 3. Oktober 1801 *, nicht viel über vierzehn Jahre alt, was damals, wo es in Württemberg noch keine gesetzlichen Bestimmungen über die Beziehbarkeit der Landesuniversität gab, ohne Schwierigkeit geschehen konnte. Ja, eh' die Tübinger lateinische (sog. anatolische) Schule eine höhere Ausbildung erhielt, geschah Dies von Seiten der jungen Bewohner genannter Stadt, welche sich später dem Universitätsstudium widmen wollten, beinahe in der Regel, um den Aufenthalt auf einer für die Hochschule vorbereitenden auswärtigen Anstalt auf diese Art mit Hülfe der Hochschule selbst zu ersparen. Man besuchte dann die dem allgemeinen Bildungskreise zugehörigen Kollegien und ließ sich nebenher Privatunterricht ertheilen, wozu durch das Institut der Repetenten am evangelischen Seminar alle Gelegenheit geboten war. So scheint es denn auch Uhland gehalten zu haben, denn trotz jener frühzeitigen Inskription begann er erst im Jahr 1805, im achtzehnten Lebensjahr, sein eigentliches Fachstudium.

Jedenfalls aber hatten die drei auf die Inskription unmittelbar gefolgten Jahre, wie schon gesagt, hingereicht, ihn zum selbständigen Dichter zu reifen, ein, wenigstens mittelbarer, Beweis, daß ihm während dieser Zeit die gehörige

* Nicht im Jahr 1802, wie der Nekrolog im Schwäb. Merkur, und eben so einige andere Berichte irrthümlich angegeben. Der betreffenden Stelle in der Universitäts-Matrikel steht von der Hand des Vaters beigeschrieben: Solvit, qua filius Secretarii, nihil.

Muße zur Poesie befassen blieb, und er von dem Vater, so wenig nah' derselbe auch dem dichterischen Beruf des Sohnes stehen mochte, mindestens mit trockenen Brodstudien keineswegs gedrängt ward. Es ist Thatsache, daß Uhland schon im sechzehnten und siebzehnten Jahr eine ziemlich lange Reihe seiner Poesien, worunter mehrere seiner trefflichsten, vollendet hatte, bei deren späterer Veröffentlichung dann in der Regel nichts, höchstens in einem ganzen Gedicht eine einzige Zeile, geändert wurde. Daß die jetzt in Händen des Publikums befindlichen Stücke zum Theil schon aus den Jahren 1803 und 1804 herrühren, und daß namentlich „Die sterbenden Helden" und „Der blinde König", zwei Dichtungen, die allerdings noch manches Jugendliche an sich tragen, dem Jahr 1804, also dem siebzehnten Lebensjahr ihres Verfassers angehören, bemerkt einer der vertrautesten Freunde desselben, der durch eigene poetische Wirksamkeit rühmlich bekannte Karl Mayer, im „Album schwäbischer Dichter" (Tübingen 1861) ausdrücklich.

Aus einem Brief Uhlands an Kerner vom Oktober 1805 erhellt, daß das Gedicht Die sanften Tage damals bereits fertig war.

Uns selbst wurde ein Manuskript vom Jahr 1805 mitgetheilt, auf dessen Titelblatt Uhland sich Ludwig Rio nennt; dieses enthält nicht weniger als neun seiner Dichtungen, fast schon ganz in der Gestalt, wie sie mehrere Jahre später veröffentlicht wurden, nämlich Entsagung, Gesang der Jünglinge, Lied eines Armen, Die Kapelle, Die Nonne, Der Schäfer, Lied des Gärtners, An den Tod und Der Kranz. Die einzige nen-

nenswerthe Abweichung von der nunmehrigen Lesart kommt in der ersten Strophe der Entsagung vor, wo es statt:

Hat er Süßes zu erwarten?
Wird die Nacht ihm selig sein?

etwas minder dichterisch heißt:

Hat er Süßes zu erwarten?
Was mag ihm beschieden sein?

Das Heft bemerkt in Bezug auf keines dieser Stücke, ob es in das Jahr 1803, 4 oder 5 falle, enthält aber außer denselben noch fünf bis jetzt nicht veröffentlichte Poesien, die wir hier insgesammt mitzutheilen uns für berechtigt halten. Denn sind wir auch der Ansicht, daß Erzeugnisse, welche ein Dichter nach eigenem Beschluß nicht unter seine Schöpfungen aufgenommen, denselben eben so wenig von der Nachwelt angereiht werden dürfen, so können dergleichen Stücke doch für das Gesammtbild ihres Verfassers höchst wichtig sein, und es ist nicht abzusehen, warum in diesem Fall dem Biographen als solchem verwehrt sein sollte, dieselben zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Von jenen fünfen aber tritt gleich das erste als ein solches hervor, dessen Vorenthaltung fast ein Raub an Denjenigen wäre, welche der poetische Entwicklungsgang Uhlands anzieht. Minder vollendet als die meisten andern in der Handschrift enthaltenen, vergreift es sich bisweilen im Ausdruck, wird mehrmals unklar und läßt überhaupt die Herrschaft über den besungenen Stoff vermissen; aber wenn dasselbe schon durch den neben all' jenen Mängeln hervortretenden hohen Adel der Diktion und durch die dichterische Idee Auf-

merksamkeit erregt, so wird es vor Allem dadurch bemerkenswerth, daß die Wallfahrtskirche, wie der Verfasser es benannt hat, wenn auch wohl nur zufällig und unter einer von der spätern ganz abweichenden Gestalt, den Keim zu einem der hellesten Glanzsterne unter Uhlands Romanzen, nämlich zu dem erst 1830, also jedenfalls 25 Jahre später, herausgekommenen Waller zu enthalten scheint. Jedenfalls würde, wäre die Wallfahrtskirche zur Vollendung gelangt, der Waller nicht, oder anders entstanden sein, da die Aehnlichkeit der Situation in der zweiten Strophe der Wallfahrtskirche und in der vierten des Waller, und wiederum in der letzten Strophe beider Gedichte sich auf störende Art geltend gemacht hätte. Daß nebenher einzelne Klänge aus der Wallfahrtskirche auch in die nur wenige Jahre später entstandene verlorene Kirche übergegangen, erscheint nicht minder augenfällig. Das Gedicht lautet:

Die Wallfahrtskirche.

Wie stehest du so still und düster,
Zerfall'ne Wallfahrtskirche, hier;
Wie weh'n mit kläglichem Geflüster
Die falben Birken über dir.
Dich sah'n die Pilger aus der Weite
Vergoldet einst im Morgenstrahl;
Dein frommes, festliches Geläute
Verhallte fern im Felsenthal.

Der heil'ge Tag ist aufgestiegen,
Die Lieder tönen feierlich,
Geweihte Purpurfahnen fliegen
Und Opferdüfte wölken sich.

Die Priester all' im Goldgeschmeide,
Im Waffenglanz der Ritter Chor,
Die Frauen auch im lichten Kleide,
Sie ziehen am Gebirg empor.

Doch eine wandelt hehr vor Allen,
Sie trauert bei der Schwestern Lust,
Sie senket in des Schleiers Wallen
Ihr Haupt zur seufzervollen Brust.
Wohl mag sie sehnen sich und klagen:
Ihr Treuer kämpft im fernen Land,
Dem sie in ihrer Kindheit Tagen
Sich weihete mit Herz und Hand.

Und ahnend tritt sie in das Dunkel
Des hochgewölbten Domes ein,
Und wo die Kerzen trüben Funkel
Vom duftigen Altare streu'n,
Da brachte sie im schönern Leben*
Ihr Dankgebet dem Jesubild,

---

* Wir hatten beim ersten Abdruck des Nekrologs im Schwäb. Merkur hinter diese Zeile ein Fragezeichen gesetzt, weil sie uns, und auch mehrern Andern, denen wir sie vorgelegt, unverständlich war. Jetzt werden wir darauf aufmerksam gemacht, das Wort brachte sei nicht in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Worte tritt in der ersten Zeile der Strophe zu setzen, sondern, freilich mit starker Verletzung des Sprachgebrauchs, in dem Sinne zu nehmen: „Da hatte sie (einst) im schönern Leben gebracht." Wir wollen diese Erklärung nicht abweisen, und bedauern, falls sie richtig, nur, daß dem Dichter die ganz einfache Wendung nicht beigefallen:

Und wo die Kerzen ꝛc. ꝛc.
. . . .
Und sie gebracht im schönern Leben
Ihr Dankgebet dem Jesubild ꝛc. ꝛc.

Da kniet sie hin, und Thränen beben
Vom blauen Auge licht und mild.

Und als der Kinder Simmen tönen
Aus düstrer Halle füßiglich,
Da wandelt in ein weiches Sehnen
Der Jammer ihres Herzens sich;
Und als zum hehren Orgelspiele
Erschallet nun der volle Chor,
Da hebt in seligem Gefühle
Die bange Seele sich empor.

Und schon verweh'n die Erdenlaute,
Sie höret himmlisches Getön,
Und Großes schaut die Hochbetraute
In leuchtenden, entwölkten Höh'n:
Die Engel in des Himmels Glanze,
Die Märtyrer der Fesseln los;
Und lächelnd Den im Sternenglanze,
Um den der Sehnsucht Thräne floß.

Sie hat vollbracht, sie ist berufen,
Und ihr entzücktes Auge bricht;
Sie stirbt an des Altares Stufen,
Verklärung stralt ihr Angesicht;
Und Alle staunen, die sie sehen;
Es hallet dumpf der Glocken Kang;
Es faßt ein Schauder aus den Höhen
Die Betenden das Haus entlang.

Das zweite Gedicht, überschrieben „An einen Freund", ist folgenden Inhalts:

An einen Freund.

Einer Freundin weiht' ich meine Liebe,
Laß auch du sie deine Freundin sein:
Braun ihr Haar, ihr Auge thränentrübe,
Wie durch Regen blickt der Sonne Schein;
Ihre Losung: „fühle weich und weine!“
Freund, die Wehmuth ist es, die ich meine.

Seelen liebet sie, wo stille Tugend
Wohnet und ein kindliches Gefühl;
Ossianen in der Völker Jugend
Weihte sie das zarte Saitenspiel:
Würden Helden sie und Fürsten ehren,
Seltner flößen Blut und Jammers Zähren.

Freunde bei dem Klange der Pokale
Mahnt sie an der Trennung herbe Pein;
Liebenden in Luna's Dämmerstrale
Zeigt sie Todtenkranz und Leichenstein:
Theurer werden ihnen dann die Stunden,
Fester halten sie sich dann umwunden.

Geh im Haine, wo die Blätter fallen;
Sinnend findst du sie am düstern Ort;
Irr in schweigenden, zerstörten Hallen:
Mit der Vorwelt Geistern spricht sie dort;
Walle zu den Gräbern, ach, der Deinen:
Mit dir wird sie wallen, wird sie weinen.

Als das Schicksal mich von euch getrieben,
Oeder Mißmuth quälte da mein Herz,
Doch die Wehmuth kam zu mir, ihr Lieben,
Kam mit ihrem linden, süßen Schmerz.

Jetzt ist sie am Tage mein Geleite,
Steht mir nächtlich zu des Lagers Seite.

Einsam wandl' ich in der Dämm'rung Stille
An des sanften Stromes Ufer hin;
Eine Pappel streuet ihre Hülle
In die Wasser, die zu euch entflieh'n.
Ach mit Thränen seh' ich sie entfließen,
Möchtet ihr mit Thränen sie begrüßen!

Treffen wir hier auf Hölty-Matthisson'schen Klang und Matthisson'sche Allegorisirung, die beide bei unserm Dichter sich sonst nie wiederfinden, so tritt uns im nächsten, den gleichen Gegenstand behandelnden Stück eine antike, reimlose Form entgegen, in welcher sich Jener in den der Oeffentlichkeit übergebenen Dichtungen ebenfalls nie versucht hat. Es führt den Titel „Der Sänger der Wehmuth" und bietet, wie schon diese Ueberschrift ausweist, trotz der antiken Aeußerlichkeit keine nähere Verwandtschaft mit antikem Geiste, so daß unser vorhin gefällter Ausspruch über Uhlands Verhältniß zur Poesie der Alten durch dasselbe keine Beeinträchtigung erleidet:

Der Sänger der Wehmuth.

Des Sängers Seele, welcher die Wehmuth singt,
Der Länder Kind, wo ewiger Frühling blüht,
Voll zarten Sehnens nach der Heimat
Irrt sie umher in dem kalten Leben.

Dem Deuter gleich, der an den Altar gelehnt,
Der Vögel Stimmen prüft und den Flügelklang,

Vernimmt er jeden leisern Wehlaut
In der Natur und im Weltgetümmel.

Am stillen Abend wallet er einsam hin
Zur Wundergrotte, heilig dem Klaggesang,
Wo Geisterweh'n die Lock' ihm hebet,
Seltsame Töne sein Ohr umsäuseln.

Er neigt sich schweigend über das Harfenspiel,
Er hebet schmachtend seinen bethränten Blick,
Und legt die Hand auf den gepreßten
Busen, dann rauscht er in die Saiten.

Der Halle Gottheit hat sein Gemüth berührt,
Und üppig sprang des Trauergesangs Born:
Ist er sein eigen? sind es die Stimmen
Tröstender, gleichgestimmter Geister?

In stiller Wonne geht er vom Heiligthum,
Und ihn umweht sein tönendes Wehmuthslied,
Wie um den Wanderer im Mondlicht
Nachtigallsang aus dem Haine klaget.

Mag in diesem Gedicht auch hie und da noch Anklang an fremde Vorbilder, namentlich an Klopstock, sich vernehmen lassen, jedenfalls wird man es als bedeutend, und vor Allem die zwei ersten Strophen als gelungen anerkennen müssen, wie sie nur einer schon gereiften Dichterkraft entquillen konnten. Weit weniger vollendet ist das vierte Stück:

Die Braut.

Die Halle glänzt, die Frauen steh'n
In stiller Reihe hin;

Der Jüngling kömmt, er lächelt schön,
Der König führet ihn.
Es treten Sänger nach und Knaben
Mit Harfen und mit Hochzeitgaben.

Und an ein Lager lenkt er ihn,
Da ruht ein lichtes Bild;
Sie gießt die Arme matt dahin,
Ihr Antlitz ist verhüllt;
Und ach, da ist kein reges Leben
Der weichen Brust, kein zartes Heben!

Der Alte lüpft den Schleier leicht,
Und schaudert schnell zurück —
Es ist der Lippen Roth erbleicht,
Erloschen, ach, der Blick!
Der Jüngling schaut, erblaßt, erbebet;
Ein Klagelaut umher sich hebet.

Er nimmt ein Kästlein, und es flimmt
Ein reicher Schmuck hervor:
„Wohlauf, ihr Sänger, angestimmt
Das Lied im hellen Chor!“
Das Brautlied tönt, die Saiten klingen,
Kein Laut der Freude will gelingen.

Eine goldene Kette schlinget er
Um ihren Hals so klar,
Auch Spangen um die Arme her,
Ein Band in's blonde Haar,
Und sinkt an ihrer Seite nieder
In's Schwert — und lächelte jetzt wieder.

Trat in der Wallfahrtskirche, bei allen mitlaufenden Gebrechen, stellenweise der Dichter schon in seiner vollendetsten und eigensten Weise hervor, wie in den Versen:

Dich sah'n die Pilger aus der Weite
Vergoldet einst im Morgenstral;
Dein frommes, festliches Geläute
Verhallte fern im Felsenthal,

so sehen wir in dieser zweiten Ballade die Form fast durchaus noch unreif, wie poetisch auch der Grundgedanke sei, der jedoch durch die Ueberschrift: „Zweimaliges Lächeln", oder „Süßer Tod", deutlicher hervorgehoben würde, als durch den Titel „Die Braut"; ja die letzte Zeile mußte, um sogleich allgemein verständlich zu sein, sogar etwas abgeändert werden. Sie lautet eigentlich:

Und zückt das Schwert, und lächelt wieder;

allein der hier ganz eigenthümlich gebrauchte Ausdruck zückt statt zückt auf sich, oder vielmehr stößt in sich, läßt beim ersten Lesen nicht erkennen, daß der Liebende sich selbst erstochen habe, und jetzt im wieder vereinigenden Tode noch einmal lächle, wie er gelächelt, als er der Geliebten in der Hoffnung genaht, sie als Braut heimzuführen. Offenbar ist dies aber der Gedanke, dem der Dichter Wort geben wollte; nur könnte man vielleicht auf die Vermuthung kommen, die Schlußstrophe, in welcher der also erfolgte Tod ausgedrückt gewesen, sei durch irgend einen Zufall weggeblieben und die Strophe, womit die Ballade jetzt endet, wolle daher wirklich nichts Anderes sagen, als der Jüngling habe zuvörderst sein gezücktes Schwert angelächelt. Das ungemein sauber und mit sichtbarer Sorgfalt geschriebene Ma-

nuskript läßt jedoch an einen solchen, vom Verfasser unbemerkt gebliebenen Wegfall nicht denken. Unnöthig wäre, neben diesen Mängeln in der unmittelbaren Form noch darauf hinzudeuten, mit wie wenig Wahrscheinlichkeit die Situation herbeigeführt wird, um welche es dem jungen Dichter eigentlich zu thun ist, und wie er sich die Ueberraschung durch die der Entdeckung des Todes vorhergehenden Verse:

Und ach, da ist kein reges Leben ꝛc.

selbst verdirbt. Wir glauben daher kaum zu irren, wenn wir die Entstehung dieses Gedichts bis ins Jahr 1803 zurücksetzen, und es als die früheste aller noch vorhandenen Balladen Uhlands ansehen. Gleichwohl wird man nicht in Abrede stellen, daß auch hier der Keim zu einer ergreifenden Dichtung vorliege, und Mancher wird mit uns bedauern, daß der Dichter später zu keiner Umarbeitung des jugendlichen Versuches geschritten.

Das fünfte Stück endlich, ist nach Inhalt und Form eines der gelungensten, und nur der in ihm vorkommende Ausdruck „die Alter“ statt „die Zeitalter“ ein kleiner Flecken:

Auf dem Schlosse zu Heidelberg.

Ihr grauen Ahnenbilder seid gegrüßt,
Ihr Monumente an der Vorwelt Grab!
Wie über euch der Wolken Strom entfließt,
So zieh'n die Alter unter euch hinab.

Sie wandeln hin, die Richterwage tönt,
Und manches Urtheil hallt im Zeitenlauf;
Ihr aber steht, an eure Burg gelehnt,
Und schaut zum Himmel still und ruhig auf.

Ohne für jetzt über diese Gedichte etwas Weiteres beizufügen, bemerken wir, daß die Muse der Dichtkunst nicht die einzige war, durch welche Uhland in jenen Jahren jugendlichen Aufschwungs zur Wirksamkeit aufgeregt wurde; auch die Malerei hatte ihren Antheil, der freilich die Grenzen des bloßen Dilettantismus nicht überschritt. Noch haben sich ganze Reihen höchst sauberer Aquarelle unter Glas und Rahmen von ihm erhalten, die, wenn sich noch keine freie Auffassung der Natur in ihnen ausspricht, wenigstens eine Fertigkeit in der Technik zeigen, die bei fortgesetzter Uebung vielleicht nicht ganz Unbedeutendes geleistet haben würde, wie der Knabe denn schon in der Bildung jener Figuren zu seiner Burg ein Geschick zur Plastik angedeutet hatte. Was wir zu Gesicht bekamen, waren Landschaften, mit wenigen Ausnahmen im Styl des in Württemberg im vorigen Jahrhundert so viel verbreiteten Harper*: ein alter buschbewachsener Thurm oder ein sonstiges Stück obligater Ruinen,

---

* Adolf Friedrich Harper, ein geborener Berliner, nach seinen in Rom gemachten Studien ein Schüler Wilsons, und insoferne noch Poussins, ward von Herzog Karl von Württemberg zum Hofmaler ernannt und mußte bei der raschen, ungeduldigen Natur dieses geistvollen Fürsten ungemein viel und ungemein rasch arbeiten. Oft sollen ihm kaum ein Tag, mitunter kaum einige Stunden zur Fertigung eines Gemäldes übrig geblieben sein, und er mehrmals mit Thränen in den Augen beklagt haben, wie die Kräfte, welche die Natur in ihn gelegt, unter dieser Hast nicht zu reifen vermocht hätten. Wer von seinen bessern, allerdings schon viel selteneren Bildern einige gesehen, wird beim Anblick der tiefen Poesie, der Fähigkeit in das stille Leben der Natur einzudringen, die sich in denselben zu erkennen gibt, jene Klage gerechtfertigt finden. Er malte auch Porträts, von welchen jedoch wir, für unsere Person, keines zu Gesicht gebracht haben.

neben ihm ein paar bewohnte Bauernhäuser, ein hoher, schroffer Fels, den ein kühner Hirte, Fischer oder Jäger erklimmt hat, ein Gewässer mit weißen Segeln darauf u. s. w. Nur einigemal wird von dieser Romantik, welche mehr im Geiste des Lehrers (Partschenfeld in Tübingen) als des Schülers gelegen zu haben scheint, Umgang genommen und ein ganz gewöhnliches Dorf oder ein einzelnes ländliches Haus dargestellt. Später soll sich Uhland — eigen genug! — auf Thiermalerei geworfen und namentlich mehrmals Gruppen von Schafen gemalt haben, bekanntlich ein wegen der Ueberwucherung der Gestaltsumrisse durch die Wolle keineswegs leichter Vorwurf für den Pinsel. Von den hieher gehörigen Bildern ist uns keines vor Augen gekommen, und wir erwähnen hier nur noch, daß uns aus des Dichters Knabenzeit mehrere höchst launige Federzeichnungen vorgelegt wurden, unter Anderem auf einem Duodezblättchen eine in sechzehn bis achtzehn Fächer abgetheilte „Morrithat“, wonach ein in Haarbeutel, Frack und kurzen Hosen prangender, dem Lehrer anfangs nur momentan durchgehender Schüler durch fortwährende Verschlechterung, die ihm beiläufig einmal eine sehr energisch dargestellte Züchtigung durch den Präceptorsstock einträgt, in dem letzten Fach endlich zum Galgen gelangt. Ein Blättchen, auf welchem, während in der Schule Cicero de senectute traktirt wurde, der junge Zuhörer den Lälius und die übrigen Interlokutoren jenes Dialogs auf höchst ergötzliche Weise mit Schnupftabaksdose und Kaffeetasse dargestellt, konnte im Augenblick nicht zur Stelle geschafft werden.

Nebenher ward auch der Musik manche Stunde geweiht,

jedoch so, daß der junge Tönefreund nicht etwa selbst ein Instrument gespielt hätte, sondern von ihm die auf dem Klavier sehr fertige Mutter nur durch Pfeifen, das er meisterlich verstand und bis in die höhern Jahre gern und höchst musikalisch ausübte, begleitet wurde. Auch die Oper besuchte er, wenigstens zu Anfang seines spätern Stuttgarter Aufenthaltes, sehr fleißig.

Fassen wir nun die Rechtskunde in's Auge, deren Studium er endlich mit dem Jahr 1805 begann, so durfte, falls einmal durchaus eine sogenannte Fachwissenschaft ergriffen werden mußte, die Entscheidung für die genannte; obwohl er sie, wie es scheint, weniger aus wirklicher Neigung, als um der neben jener allein offen gebliebenen Theologie zu entgehen, getroffen, eine richtige genannt werden. All' seine spätern, in die erwählte Wissenschaft einschlägigen Arbeiten zeigen entschieden juridischen Verstand, so wie sein ganzes Naturell etwas Zähes, Sichselbsthelfendes, auf den Advokatenberuf wenigstens in dieser Beziehung Hinweisendes hatte. Noch in höherm Alter führte er zu Gunsten eines jungen Verwandten einen sich durch mehrere Jahre fortschleppenden Rechtshandel mit einer Regierungsbehörde, und ruhte nicht bis es in der ziemlich schwer zu entscheidenden Sache zu einem Vergleich gekommen, worin jene Behörde mindestens auf die Hälfte der streitigen Summe verzichtete. Entsprechender Eifer der Selbsthilfe hatte einmal, als er bald nach den Universitätsjahren den Aufenthalt in Stuttgart genommen, zu einem ziemlich komischen Auftritt Anlaß gegeben. An dem Haus, welches er damals auf dem Marktplatz bewohnte, dem nachherigen, jetzt wieder

eingegangenen Gasthof zum Schwanen, wurde die Thüre von einer Seite auf die andere versetzt, und die Wohnung konnte daher mehrere Nächte lang nicht geschlossen werden. Ein wie es scheint mit den Verhältnissen im Innern nicht unbekannter Dieb, der wußte, daß der junge Dichter sein Schlafzimmer nicht zu verschließen pflegte, schlich sich in dasselbe früh Morgens, sobald es helle genug geworden, um gehörig zu sehen, ein und hatte bereits die Uhr des Schlafenden ergriffen als Dieser erwachte und den Freibeuter, obwohl derselbe auf das gewaltige Geschrei, welches der rasch aus dem Bett Gesprungene erhob, den Gegenstand des versuchten Raubes wieder von sich geworfen, die ganze Treppe hinunter verfolgte. Der Flüchtling war aber so vorsichtig gewesen, dieselbe schon beim Heraufsteigen mit dem vorhandenen Baugerümpel etwas zu sperren, Hindernisse, über welche er selbst mit kundigem Fuß wegsetzte, die aber immerhin bedeutend genug waren, den Verfolger aufzuhalten. Erst die Ueberwindung dieser Schwierigkeit gab Letzterem Zeit sich zu erinnern, daß er sich denn doch in einem Kostüm befinde, welches die Nachsetzung ins Freie, wohin der Erstere unterdessen entwischt war, unzulässig mache.

Auch rechtfertigte der unmittelbare Erfolg die von ihm getroffene Wahl des Studiums. Er erhielt bei dem im Jahr 1808 bestandenen Examen ein ziemlich glänzendes Zeugniß,* während seine zwei Jahre später verfaßte Dissertation de juris Romani servitutum natura dividua vel individua

* Daß Herr Jur. Cand. Ludwig Uhland neben einer vorzüglich guten Aufführung seine akademischen Studien mit ausnehmendem

von Solchen, die sie näher kennen gelernt, als ein Muster von Feinheit, Schärfe und Reichhaltigkeit geschildert wird, wie sie nur von einem Geist ausgehen gekonnt, der sich mit wirklicher Liebe in die betreffende Forschung eingelassen. In der That führt Vangerow in dem „Leitfaden der Pandekten-Vorlesungen“ Bd. I. S. 644 diese Abhandlung als eine die Sache fördernde ausdrücklich an. Spricht also Uhland von einer Zeit, „wo er sich des Rechts beflissen wider seines Herzens Drang, und sich halb nur losgerissen von dem lockenden Gesang“, — so war er zu solchem Ausspruch als Dichter zwar vollkommen befugt, keineswegs aber darf aus diesen Worten geschlossen werden, die Natur habe ihn zu jenem Studium nicht befähigt; und wurde ihm die Ausübung des Advokatenberufes bald zuwider, weil er zu etwas Besserem noch dringender berufen war, so förderte ihn die zurückgelegte Schule doch wiederum sichtbar in der sich ihm später erschließenden Wirksamkeit eines Volksvertreters. Und so stand es denn der Tübinger juridischen Fakultät, wenn sie an seinem Doktorjubiläum am 5. April 1860 dem „ersten unter den jetzt lebenden Dichtern“ auch als „tapfersten und unbestechlichsten Vorkämpfer für Recht und Gesetz“ (juris legumque propugnatori acerrimo, incorruptissimo) auf erneuertem Diplom ihre Glückwünsche darbrachte, wirklich vollkommen an, ihn durch solche Auszeichnung neben

---

Fleiße getrieben und in den von uns mit ihm vorgenommenen beiden Examinibus gute juridische Kenntnisse gezeigt habe, bezeugen

Tübingen, 8. Juli 1808.

Decanus und andere Doctores und Professores
der Juristen-Fakultät.

der Wirksamkeit als Volksabgeordneter von Württemberg und Deutschland auch noch im engern Sinne als Rechtsanwalt oder doch Rechtsgelehrten anzuerkennen.

Weit eher, der staatsmännische und praktische als der juridische Geist, wird sich behaupten lassen, habe Uhlanden einigermaßen gefehlt. Er war eine zu dichterische, noch mehr, er war eine zu edle, freilich mitunter auch zu starre Persönlichkeit, um einerseits immer denjenigen Verhältnissen Rechnung zu tragen, die sich an jedes große Streben für die Menschheit als Gewichte anhaken und dasselbe, wenn sie nicht beachtet werden, um so gewisser abwärts ziehen, andererseits jederzeit den Mißbrauch gehörig in's Auge zu fassen, welchen minder edel und erhaben Denkende mit den von ihm vorgeschlagenen Maßregeln getrieben haben würden. Ehe wir ihn jedoch auf das hiemit angedeutete Feld seines Wirkens hinüber begleiten, haben wir uns hier, nachdem eben ein Beispiel seiner körperlichen Rüstigkeit angeführt worden, zuvörderst über seine äußerliche Erscheinung überhaupt auszusprechen, sodann noch Einiges aus seiner Universitätszeit nachzuholen, Einiges von seinen Reisen und von den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Stuttgart zu sagen.

Unser Dichter war, wenn auch vielleicht in der Jugend von zart scheinender, doch von sehr kräftiger Körperbeschaffenheit. Bis zu der Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte, hatte er sich, sobald er etwas herangewachsen, fast nie unwohl gefühlt, in den Kinderjahren aber einige heftige Krankheiten, so namentlich diejenige, welche gleichzeitig mit ihm den älteren Bruder Friedrich befiel und diesen im neunten Lebensjahr wegraffte, glücklich überstanden. Als

Knabe wie als Jüngling war er, wie Karl Mayer (im Album S. 5) berichtet, ein ausgezeichneter Schlittschuh-läufer; selbst körperliche Gewandtheit und Behendigkeit, woran man auf den ersten Blick hätte zweifeln können, scheint er, mindestens in frühern Jahren, in ausgezeichnetem Grade besessen zu haben. So erzählte er z. B. dem Verfasser dieses Buches, er habe, während er als Knabe bei einer ihm befreundeten Pfarrfamilie zu Besuch gewesen, in dem ein nahes Waldthal durchfließenden ansehnlichen Bach eine Fischotter mit dem Stock erschlagen und im Triumph zu den Freunden gebracht. Erinnert man sich, daß die Jagd auf dieses Thier ungemein schwierig ist, weil es bei annahender Gefahr augenblicklich untertaucht, sehr lange unter dem Wasser fortschwimmt und überdies, wenn man es nicht mit dem Schießgewehr aus der Ferne erlegt, sich auf's Hartnäckigste zur Gegenwehr setzt, so kann man sich über dies gelungene Jägerstückchen nur wundern. — Eher unter als über der mittlern Mannesgröße, nicht fleischigt, aber eben so wenig hager, blieb er bis in's höchste Alter ein sehr rüstiger Fußwanderer und, selbst in den Alpenländern, ein geübter Bergsteiger. Noch ein Jahr vor dem Tod badete er, wie seit lange seine Gewohnheit gewesen, im Spätsommer bei einer Temperatur von oft nicht mehr als elf Graden Wärme, im Bodensee, und setzte sich einmal, wie er nachher lachend erzählte, als er zu diesem Behuf in sehr früher Stunde in die Badehütte gekommen, und keinen andern Badelustigen traf, scharfen Scheltworten der Wärterin aus, daß ein so alter Mann allein noch mit solchen Dingen umgehe. Gleich bezeichnend für seine Rüstigkeit,

wie nebenher für seine thatkräftige Sorge um Andere ist, daß er bis in die letzten Jahre bei jedem an seinem Wohnort oder in der benachbarten Gegend ausgebrochenen Brand, mocht' es Tag oder Nacht sein, als einer der ersten und emsigsten unter den Hilfeleistenden auf dem Platz erschien. Auch machte er uns Näherstehenden nie, oder nur ganz spät, den Eindruck eines alten Mannes, und Schreiber dieses erinnert sich noch lebhaft, wie fremd und ungewohnt ihn im Sommer 1849 bei der traurigen Vorkommenheit, die später zur Sprache kommen wird, die wirklich ausgesprochenen oder doch als solche vielfach erzählten Worte berührten: „Wollt ihr den alten Uhland niederreißen?"

Allerdings ging übrigens neben dieser Kräftigkeit der Konstitution in manchen Beziehungen eine Empfänglichkeit für äußere Einflüsse her, die auf ein sehr feines Nervensystem schließen ließ. So behauptete er fortwährend, die Stimmung seiner Lebenskräfte hange ungemein von der Richtung des Windes ab, und es konnte wahrhaft komisch werden, wie er die jeweilige Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit zu irgend etwas, z. B. zu einer Debatte in der Abgeordnetenkammer, in frühern Jahren sogar zur dichterischen Wirksamkeit, auf jenen Faktor hinausschob. Auch soll er deshalb ein sehr emsiger Beobachter des Thermometers und Barometers gewesen sein. — Was seine Gesichtszüge betrifft, so ist ein ihn darstellendes Oelbild aus dem vierten oder fünften Lebensjahr vorhanden, auf welchem der blonde, blauäugige Knabe wenn nicht entschieden hübsch, doch keineswegs unschön, und das Gesicht nur etwas zu breit genannt werden könnte; schon ziemlich früh aber scheint sein Aeußeres sich minder vortheilhaft ge-

staltet zu haben, denn er selbst pflegte scherzend zu erzählen, wenn er in seinen Kinderjahren mit dem ältern Bruder Friedrich bei Bekannten des Hauses einen Besuch gemacht, seien dem freudigen Zuruf an den auffallend schönen Bruder: „Ach, das ist brav, daß du dich bei uns sehen läßst, lieber Fritz!“ regelmäßig die in gedämpftem Ton vorgebrachten Worte gefolgt: „So, bist du auch da, Louis?“ Entschieden häßlich oder gar unedel konnten zwar seine Züge bei aufmerksamem Ueberblick durchaus nicht genannt werden, wohl aber hätte ein gewandter Karikaturenzeichner sie durch eine nur leichte Umänderung gänzlich entadeln können, und wohl erschienen sie, die geistesmächtig hervortretende Stirn abgerechnet, in gewöhnlichen Augenblicken unbedeutend, so daß Uhlands Gesicht die Aufmerksamkeit fremder Personen durchaus nicht auf sich zog, ja mitunter die seltsamsten Täuschungen hervorrief. Eher machte sich seine Haltung bemerklich. „Sein nackenfester Stand“, um uns der Worte eines liebevollen Schilderers * zu bedienen, „verrieth wohl die Unbeugsamkeit und den Bürgertrotz, die seiner gedrungenen Rechtschaffenheit und Ueberzeugungstreue gemäß waren; die Entfernung aber von allem Gespreizten in der Gebahrung, die Lauterkeit und Mäßigung im Verhalten entsprach der Pietät und der Zartheit, die ihm tief eigen waren.“ Andererseits sei hier auch, freilich fast nur als Seltsamkeit, bemerkt, daß der bekannte kunstsinnige und eines urtheilfähigen Auges durchaus nicht entbehrende Legationsrath

---

* Adolf Schöll's in der Zeitschrift Orion, deren betreffender Aushängebogen uns gerade am Schluß unserer Arbeit durch freundliche Vermittlung noch zukommt.

Kölle, den wir im Lauf unserer Erzählung bald als Freund des Dichters zu erwähnen haben werden, wenn er von Lord Byron, welchen er bei seinem langen Aufenthalt in Italien genau kennen gelernt, ein Bild geben wollte, behauptete, er könne ihn mit Niemand besser vergleichen als mit — Uhland! Daß Byrons Züge allgemein als höchst edel und bedeutend geschildert werden, braucht kaum der Anführung.

Die unserem Werk vorgesetzte Photographie stellt den Mann in schon vorgerückten Jahren sehr ähnlich, nur zu finsterblickend dar. Die kahle Mitte des Hauptes wäre für eine frühere Zeit natürlich mit Haaren bedeckt zu denken.

Kehren wir damit zu den geistigen Beziehungen zurück, so wurden ihm von ältern Dichtern der in Stuttgart lebende, seiner Familie verwandte Epigrammatiker Friedrich Haug, und der als Professor der klassischen Literatur seit 1804 in Tübingen angestellte Karl Philipp Conz, der Nachfolger Seybolds, bald persönlich zugethan, ohne daß zwischen ihrer Dichtungsweise und derjenigen Uhlands deshalb Verwandtschaft stattgefunden hätte. Was jüngere, ungefähr in gleichem Alter mit ihm Stehende betrifft, so hatte sich um's Jahr 1805 ein vertrauteres Verhältniß mit Schober, einem etwas überschwänglichen jungen Theologen, (Oheim des in der Nationalversammlung und auf dem württembergischen Landtag so bedeutend hervorgetretenen Adolf Schober,) und mit Friedrich Harpprecht gebildet, welch' Letzterer die Hochschule im Jahr 1805 als Rechtskandidat bezog, dieselbe aber schon im nächsten Jahre wieder verließ, um sich der Forstwissenschaft zu widmen. Beide Jünglinge waren selbst Dichter, Beide entschieden für

Schiller eingenommen und insofern gewissermaßen einen Gegensatz zu dem neuen Freunde bildend, und Beide sind noch in der Jugend eines tragischen Todes gestorben. Schoders Gedichte erschienen im Jahr 1805, Harpprechts erst im Jahr 1813, und zwar war Uhland selbst, ohne übrigens seinen Namen zu nennen, deren Herausgeber, denn der Verfasser hatte im russischen Feldzug das Leben verloren und daher in dem Uhland'schen Gedicht „Auf der Ueberfahrt“ die Worte hervorgerufen:

> Dieser, brausend vor uns allen,
> Ist in Kampf und Sturm gefallen.

Er, dessen dort so liebevoll gedacht wird, verdient, daß wir einen Augenblick länger bei seinem anziehenden, von Uhland selbst verfaßten Lebensabriß verweilen. Ein Jahr jünger als Uhland reifte er zur poetischen Produktion fast noch schneller als dieser, blieb aber in der Folge, weil das Leben zu mächtige Ansprüche an ihn machte, hinter dem Gehalt und der Form Dessen, was der Freund schuf, freilich weit zurück. Dieser sagt in der Einleitung zu Harpprechts Gedichten: „Er selbst hat sich über seine poetischen Erzeugnisse immer sehr anspruchlos geäußert, und die Richtung seines Dichtergeistes bezeichnen seine eignen Worte:

> „Nicht verliert er sich im Sonnentanze,
> Oder in der Sphären Harfenton,
> Aber irdisch mild im Rosenglanze
> Steigt die Göttin ihm vom Feuerthron.

„Welche Gewalt aber dennoch der ideale Schiller, dieser Beherrscher aller jugendlichen Gemüther, auch über

ihn ausgeübt, ist überall sichtbar, und von ihm selbst anerkannt, wenn er dem Abgeschiedenen in dessen „Todtenfeier“ zuruft:

> Unbekannter Geist, in jener Ferne
> Wähl' ich dich zum Schützer, Lehrer, Freund.“

Brausender Kriegsmuth, neben welchem jedoch, wie Uhland andeutet, ein in gleichem Verhältniß zarter Sinn für Freundschaft, Liebe, Natur und eine stets aufgeweckte, für geselligen Scherz geschaffene Stimmung hergingen — (ein Neujahrsgedicht an eine muthwillige junge Freundin, als Beigabe eines Amors aus Marzipan mit einer Ruthe in der Hand, ist in seiner heitern Schalkhaftigkeit allerliebst) — trieb den jungen Mann im neunzehnten Jahr zu den Waffen. Bald machte er den Feldzug gegen Oesterreich im Jahre 1809 als Offizier im ersten württembergischen Chevaurlegers-Regimente mit, in dessen prächtiger Uniform, den Helm mit dem Federbusch und dem hinten weit hinabwallenden Roßschweif auf dem jugendlichen Haupt, seine vortheilhafte Gestalt sich, wie aus einem auf ihn verfaßten lateinischen Epicedium des vorgenannten Epigrammatikers Haug zu schließen, besonders hervorgehoben zu haben scheint. Einen Theil jenes Kriegs über war er Ordonnanzoffizier Berthiers, und hatte er noch am Neujahrstag 1806 in einem Gedicht geklagt, daß „der Genius der Menschheit in den Donnerstürmen des Krieges erliege“ und „der alten Reiche Bau zerfalle“, so scheint er jetzt in Napoleon, in dessen unmittelbarer Nähe er sich fortwährend befand, über der Bewunderung des Helden und Schlachtenlenkers den

Zertreter Deutschlands ziemlich übersehen zu haben, dadurch dem vollendeten Gegensatz, welchen schon seine ganze Lebenserscheinung zu Uhland bildete, einen neuen Zug beifügend, ohne daß das freundliche Verhältniß Beider zu einander deßhalb Eintrag erlitten hätte. „Ich machte“, schrieb er seinen Angehörigen nach den zwei blutigen Tagen bei Aspern, „ich machte diese Schlacht im Generalstab des Kaisers mit, da ich noch immer Ordonnanzoffizier des Fürsten von Neufchatel bin. Viermal hielt ich durch General von Hügel, der sich ebenfalls beim Generalstab befindet, darum an, mich meinem Regiment beim Einhauen anschließen zu dürfen; umsonst, man antwortete ich sei auf meinem Posten nöthig. Doch auch wir kamen in das ungeheuerste Kanonenfeuer, indem der Kaiser, um den Muth seiner Truppen zu beleben, sich und seinen Generalstab an den gefährlichsten Ort postirte..... Mein alter Brauner wurde von einer Kugel am linken Vorderbug blessirt..... Nächstens hoff' ich wieder Nachricht von einer großen Begebenheit geben zu können, und wirklich, so sehr begünstigte das Glück Niemand, Beobachter des größten Mannes und der größten Weltbegebenheiten zu sein, als mich.“ — In dem Feldzug gegen Rußland zeichnete sich der junge Kriegsmann in der Schlacht bei Smolensk dergestalt aus, daß er den württembergischen Militärverdienstorden und das Kreuz der französischen Ehrenlegion erhielt. In der Schlacht an der Moskwa (Borodino) aber ward ihm das rechte Bein durch eine Kanonenkugel zerschmettert und sofort noch auf dem Schlachtfeld über dem Knie abgenommen, nachdem er unmittelbar vorher von den russischen Dragonern, unter welche ihn der

stürmische Muth mitten hineingetragen, sechs, zum Glück flache, Säbelhiebe über Kopf, Brust und Arme bekommen. „Ich kam“, schrieb er den Eltern sechzehn Tage nach der Amputation, „bei einer Attaque auf die Dragoner so ganz unter sie hinein, daß sie mich gar nicht mehr hauen, sondern nur mit ihren langen Palaschen so zu sagen prügeln konnten. Im Augenblick, da ich an jeder Rettung verzweifelte, sprengte ein russischer Offizier herzu und theilte die mich Umgebenden. „Haut den Hund doch nieder!“ rief er auf deutsch, und gab mir einen flachen Hieb über die Brust. Im Augenblick hieb ich ihn über das Gesicht, daß er Säbel und Zügel fallen ließ und auf den Sattelknopf vorstürzte. Schnell gab ich meinem Pferde die Sporen und war wieder bei meiner Escadron. — Es war mein letzter Säbelhieb; denn zwei Minuten darauf warf mich die Kanonenkugel zu Boden..... Können Sie sich noch auf die Zurückkunft eines Sohnes freuen, der Ihnen ein hölzernes Bein, aber ein warmes, von Liebe überwallendes Herz mitbringt, — können Sie Gott herzlich für die Erhaltung meines Lebens danken, in der Ueberzeugung, daß in dieser reichen Welt noch so unzählige Freuden für mich blühen, — o dann ist ja Alles gut! dann mach' ich mich, so bald Körper und Witterung und Himmel es zulassen, frisch und fröhlich auf, heim in das liebe, theure Vaterhaus.“

Aber diese Hoffnung sollte nicht erfüllt werden. Wie seine heitere Stimmung, so schien auch das Glück am Anfang des furchtbaren Rückzugs noch nicht von ihm weichen zu wollen; selbst über die Bereczina brachte ihn die Treue einiger Krieger seines Regiments. Jenseits schleppte er sich mit dem

abgenommenen Bein auf einem Pferde fort, bis er am vierten Tag, mit bloßem Haupt und ohne Mantel, den Kommandirenden des zusammengeschmolzenen württembergischen Häufleins traf, dem er mit der größten Gelassenheit eröffnete, wie er nun auch den linken Fuß erfroren habe. Dieser ließ ihn nach Wilna bringen, allein die Abnahme einiger Zehen konnte nicht unterbleiben; er mußte in genannter Stadt zurückgelassen werden, ein Nervenfieber gesellte sich hinzu, und er starb, heiße Sehnsucht nach der Heimat im Herzen, in den ersten Tagen Januars 1813, noch nicht 25 Jahre alt.

Schober, ein sehr kenntnißreicher, gutmüthiger Mensch, räumte der Phantasie im gewöhnlichen Leben ziemlich starke Rechte ein. In Bezug auf seine, oft bis zum Unsinn überspannten Gedichte hatte, wie Karl Maier in einem gleich nachher näher zu bezeichnenden Bericht in dem Weimar'schen Jahrbuch bemerkt, der Epigrammatiker Haug, ihm Schweigen anrathend und den Namen des Dichters auf drollige Art kommentirend, gesagt:

Apollo sprach zu Schober:
Sch—sch! — oder!

Von ihm selbst war das am Schluß seiner Poesieen stehende Lied „an die Phantasie" mit den Worten geendet worden:

„Ich steig' und jauchz' und sing' und bin!
Den Pol der Ewigkeit zum Bürgen:
Flieht, magre Stunden, flieht nur hin!
Dann Auferstehung in dem Ruhme,
Dann zu den Herrlichen der Welt

In Tuiskona's Heiligthume,
Zu Schiller mich gestellt!"

Ein dunkles Verhängniß schien mehrmals nach ihm zu greifen; nachdem er schon in Tübingen durch Einbrechen des Eises beinah' im Neckar ertrunken wäre, ertrank er 1811 beim Baden in der Ostsee, an deren Ufer er gekommen, weil ihn König Friedrich, in Folge eines Konfliktes, statt die Strafe des Majestätsgesetzes in Anwendung zu bringen, für wahnsinnig erklärt und dadurch seinen Austritt aus dem Land veranlaßt hatte.

Dem also gebildeten ersten Kerne schlossen sich allmälig Justinus Kerner, der, mit Uhlands Vater weitläufig verwandt, im gleichen Jahr mit Conz aus Ludwigsburg nach Tübingen gekommen war, ferner der eben genannte Karl Mayer, Friedrich Kölle (später württembergischer Geschäftsträger in Rom), Rehfues (in der Folge durch Reisen in Spanien, durch den Roman Scipio Cicala, und als Kurator der Universität Bonn bekannt), Varnhagen von Ense, (der, kaum nachdem er den Winter 1808—1809 in Tübingen zugebracht, sich den Oesterreichern im Kampf gegen Napoleon als Freiwilliger anschloß,) Georg Jäger (jetzt Obermedicinalrath in Stuttgart), A. Köstlin (jetzt Staatsrath und Präsident des württembergischen Konsistoriums), dessen als Obermedicinalrath verstorbener Bruder H. Köstlin (Oheime des zu früh verstorbenen Lyrikers und Novellisten Reinhold Köstlin), und mehrere andere, außerhalb Württembergs minder bekannte Namen an. Mit dem Jahr 1807 ging aus dieser Gesellschaft, zunächst auf Veranlassung des geistreichen und originellen Justinus

Kerner und in Opposition mit dem 1806 gegründeten „Morgenblatt für gebildete Leser", welches unter dem Einfluß des in Stuttgart lebenden bekannten Satirikers Friedrich Christoph Weisser und anderer „Plattisten", wie sie von jenem Freundesbunde betitelt wurden, anfangs sehr antiromantisch auftrat, — handschriftlich ein „Sonntagsblatt für ungebildete Leser" hervor, worin Dichtungen von Uhland und Kerner zuerst vor einen ausgewählten Kreis traten, wie sie gleich darauf in den Musenalmanachen für 1807 und 1808 von Leo von Seckendorf der ganzen deutschen Lesewelt dargeboten wurden. Schon vor mehreren Jahren hat Karl Mayer* über diese geistreiche Jugendspielerei den nur erwähnten Bericht gegeben, dem wir hier das für unsern Zweck Passende entlehnen:

„Der dem Morgenblatt entgegentretende Geist des Blattes, in welchem Uhland den Namen Florens, Kerner den Namen Clarus führte, karakterisirte sich gleich durch das Motto des ersten halben Bogens, aus einem Weinliede Schobers:

— — Es soll uns noch verdampfen
Der wasserreiche Erdenkloß!

„Dann stellte sich an die Spitze des zweiten Blattes ein (für die beiden leitenden jungen Dichter sehr bezeichnendes) Motto von A. W. Schlegel:

Die Geister neugeborner Lieder wehen
In unsres Schiffleins schwellende Gewande,

* Im Weimar'schen Jahrbuch von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade. Bd. 5. S. 33 ff.

und eine (wenn ich recht weiß) von Uhland entworfene Vorrede nahm das Wort im Tone Weissers, so lautend:

„„Wir geben unsern Lesern diesmal einige Versuche zweier ohne Zweifel noch sehr jugendlichen Priester des Apoll: der eine dieser Herren beliebt sich Clarus zu nennen, ob uns gleich, redlich zu sagen, Manches in seinen Gedichten nicht ganz klar geworden, der andere Florens, wahrscheinlich um damit eine gewisse Blüthe anzuzeigen; wir müssen aber gestehen, daß wir unter seinen Blumen mehr einfache, als gefüllte fanden. Diese beiden Herren hatten vermuthlich vernommen, daß unsere Dichtergenies (vel quasi), als da sind: Hölty, Wackenroder, Novalis, Vermehren, Tian, Sonnenberg u. s. w. in der Blüthe ihrer Jahre von der düstern Parce abgerufen worden. Daraus mögen sie den Schluß gezogen haben, daß überhaupt die meisten großen Geister, als zu kostbar für diese Welt, frühzeitig in die andere erhoben würden..... Sie haben daher wohl geglaubt, nicht genug eilen zu können, ihre, wiewohl noch ganz unvollendeten und überdies inkorrekten Produkte dem Publikum aufzutischen, um noch selbst Zeugen sein zu können, wie ihr Ruhm auf Erden erglänze. Auch könnten ja (mochten sie denken) ihre Manuskripte sehr leicht in die Hände prosaischer oder, was noch weit schlimmer, altpoetischer Menschen fallen, die diese theuern Ueberreste in schmählicher Vergessenheit modern ließen..... Es wäre daher höchst grausam gewesen, wenn man nicht den beiden Herren Poeten die Gewißheit hätte verschaffen wollen, ihre Dichterunsterblichkeit auch in dieser Welt gegründet zu haben."" — —

„So folgen denn nun in den Blättern viele bis dahin

ungedruckte, später in die Sammlungen beider Dichter aufgenommene vortreffliche Gedichte von Clarus und Florens, auch von Letzterem einige nie gedruckte Fragmente. In einem dieser Uhlandischen Fragmente, einem Gespräch zwischen Hyld und Helgo, heißt es, um einige Worte hier auszuheben:

„„Hyld.

O breite deines Lebens Bild mir aus:
Dein höchstes Glück und meines Alters Ruh'
Kann hängen an der Rede deines Munds.

Helgo.

Ehrwürd'ger Greis, mir selbst hat sich der Pfad,
Den mich die Götter führten, nie erhellt.
Erhabne Thaten hab' ich nicht vollbracht;
Das Größte, was ich litt und that, hat sich
Begraben in der Seele stillem Grund.

Hyld.

Doch laß mich's wissen! Denn ich kenne wohl
Die Werke, die im Innern sich erbau'n.
In stillem Dunkel saß der Götter Gott,
Als er das All' der Welten dacht' und schuf!““

„Ein Brief vom Januar 1807 wünscht mit den Dichtern des Blattes bekannt zu werden, und bemerkt aus Veranlassung einiger Schober'schen Distichen: „„Ist jener Herr Schober derselbe, der uns bisher nur in der Wetteraserei, in der Mordescholera erschienen ist? Ich glaube es kaum..... Doch würde die eingetretene Aenderung durch die Anekdote erklärt, die das Gegenbild seiner bekannten

schlüpfrigen poetischen Laufbahn zu sein scheint. Er rannte, so erzählte man mir, ganz mordberauscht auf der Eisbahn hin, bis der schwache Grund brach; da schmeckte er das kalte Bad und wurde kühl; seitdem soll er die Füße besser und künstlicher setzen.""* — Noch wird hinzugesetzt: ""Ihr Florens erinnerte mich sogleich an den Florens in Tieck's Kaiser Oktavianus. Hat auch er schon frühe mit dem (juridischen) Stier den (poetischen) Falken vertauscht? Ich denk' es noch zu erleben, daß ich auch ihn hoch zu Pferde und (wann er die alte rostige Rüstung ausgezogen) zum Ritter geschlagen erblicken werde.** — Ihrem Clarus wünsche ich die Durchsichtigkeit nicht des Wassers, sondern des Edelsteins, der das Licht in blitzenden Farben zurück-

* Anspielung auf den vorhin erwähnten Unfall, der Schobern begegnet war. Seine Distichen im Sonntagsblatt zeugten, wie K. Mayer in einer Anmerkung beifügt, von einem seit der Herausgabe seiner Gedichte (1805) sehr gereiften Geschmack. — Unter und zwischen die überschwänglichsten von diesen hatte J. Kerner in sein Exemplar komische Zusätze geschrieben und dem Buch eine Anzahl eigener, in noch übertriebenerer Weise gehaltenen Lieder beigeheftet, unter dem Titel: „Anhang zu Herrn Schobers Gedichten, gesammelt von Eulogius Muckenschupf, maître en poésie allemande." Eines der kleinern kennzeichnete unter der Ueberschrift: „Was er Alles meint", die poetischen Ansprüche Schobers also:

Ich gleiche — (glaubt es, oder glaubt es nicht!) —
Gott Schillern auch so ähnlich im Gesicht,
Daß ich oft lange vor der Spiegelscheibe,
Den großen Mann betrachtend, stehen bleibe.

(Vgl. Justinus Kerner rc. Gedenkblätter aus des Dichters Leben. Von A. Reinhard. 1862. S. 40.)

** Mindestens das Ordensritterthum wurde dem Florens später zweimal angetragen, aber zweimal von ihm abgewiesen. — Liegt hier übrigens Neckerei über Uhlands wohl nie starke Reitkunst vor?

strahlt. Bis jetzt vergleiche ich ihn dem Opal, diesem ein sanftes Mondlicht wiederleuchtenden Steine des Orients.“.“

„Schon der dem Morgenblatt gegenüber genommene Standpunkt brachte es mit sich, daß dem Wesen des Romantischen in diesen Jugendblättern eine, wenn auch einseitige, in den Zeitideen befangene, doch warm empfundene Schutzrede gehalten wurde. Mehrern mitgetheilten altdeutschen Balladen folgte daher ein, hier vollständig eingerückter, Aufsatz von Florens mit dem Motto aus dem Wunderhorn:

Die Blume sproßt; sie ist ein göttlich Wort,
Und deutet auf viel schönern Ort.

„„Ueber das Romantische.*

„„Das Unendliche umgibt den Menschen, das Geheimniß der Gottheit und Welt. Was er selbst war, ist und sein wird, ist ihm verhüllt. Süß und furchtbar sind diese Geheimnisse.

„„Hier zieht sich um sein einsames Schiff das unermeßliche Weltmeer; er zittert vor dem dumpfen Brausen, das ihm Sturm dräut. Und wenn er auch das Land erreicht, ist er sicher, daß nicht der Ocean, der die Veste rings umgürtet, mächtig hereinwoge und sie mit ihm verschlinge?

„„Dort hebt sich über ihm und dem Irdischen der heilige Aether. Der Gedanke will sich in diesen reichen Ster-

* „Beigefügte Anmerkung: „„Verfasser dieses, den seine noch sehr mangelhafte Bekanntschaft mit den Kunstwerken der romantischen Poesie gegen seine eigenen Ansichten mißtrauisch macht, will die letztern hier Kundigern zur Prüfung vorlegen.““

nenhimmel mit seinen kalten, inhaltlosen Dreiecken heben. Die reellen Seelenkräfte langen mit unendlicher Sehnsucht in die Ferne. Der Geist des Menschen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in sich auffassen wird, und müde des unbestimmt schweifenden Verlangens, knüpft bald seine Sehnsucht an irdische Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Ueberirdischen aufzudämmern scheint; mit liebender Andacht wird er solche Bilder umfassen, ihren geheimsten Mahnungen lauschen, wie Maria den Gott in Kindesgestalt am Busen wiegte; sie erschienen ihm wie Engel, freundlich grüßend, aber zugleich mit dem Fittig, auf dem sie sich immer in das Unendliche aufschwingen können.

„„Aber auch jene furchtbare Welt sendet uns ihre Gestalten, die schaurigen Nachtgeister; bedeutende Stimmen hören wir in der Finsterniß.

„„Fast in jedem Bilde, das ein Geheimniß andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimnisse zu ahnen, nach denen unser Sinn, mit oder ohne Bewußtsein, immer sich hinneigt.

„„Die Griechen, in einem schönen, genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, thatenvollen Leben, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen. Ihre Philosophen suchten es in lichten Systemen aufzufassen, ihre Dichter stellten jeder innern Regung des Höhern äußerlich eine helle, mit kräftigen Umrissen abgestochene, mit bezeichnenden Attributen ausgerüstete Göttergestalt entgegen. Ihr Olymp stand in lichter

Sonne da, jeder Gott, jede Göttin ließ ließ sich klar darauf erblicken.

„„Einzelne Erscheinungen in der griechischen Poësie sind vielleicht mehr für uns romantisch, als sie es für die Griechen selbst waren.

„„Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute, als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Seine Natur lag selbst in den Wolken. Daher waren seine Götter ungeheure Wolkengestalten, ossianische Nebelgebilde; er wußte von Meerfeien, die aus der blauen, unendlichen See auftauchten; von Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit seltsamer Kunde aus den Tiefen der Natur hervortraten. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen; aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem des Himmlischen.

„„So finden wir uns mitten in dem Begriffe des Romantischen, wie er oben angegeben worden. Wie der romantische Sinn der gothischen Stämme sich mit ihnen in verschiedene Länder verbreitete, oder mit der Romantik anderer Völker zusammentraf, wie das Romantische sich in verschiedenen Gegenden verschieden gestaltete, und so manches Andre sind wichtige Gegenstände historischer Untersuchung.

„„Auch möchte es nicht unerheblich sein, zu entwickeln, wie sich das Wort Romantisch von seiner nationalen Beziehung zum Kunstbegriff erweiterte.

„„Hier nur noch von einigen Hauptmomenten der Ro-

mantik, und zwar zuerst von dem romantischen Christenthum und der romantischen Liebe.

„„Das Christenthum trat auf mit erhabenen Lehrworten aus dem Reiche der Unendlichkeit. Seine Nachfolger ergriffen zu diesen Worten die Bilder, als da sind das Kreuz, das Abendmahl (daher in der Folge die Romane vom Gral u. s. f.).

„„Sie bestaunten die Wirkungen der Religion in den Heiligen, diesen Wundergestalten mit dem Scheine des Himmels um das Haupt.

„„Die Wallfahrten, die Kreuzzüge waren eine Folge des Glaubens an die Heiligkeit gewisser Gegenstände und Gegenden: des Grabes Jesu, der Stadt Jerusalem, des ganzen gelobten Landes. Das Christenthum ist ein vielumfassender Gegenstand der Romantik, aber wohl nicht die Mutter derselben. Schon in den alten nordischen Götter- und Heldensagen herrscht der romantische Sinn.

„„Der Geist der romantischen Liebe (Minne) ist dieser: durch die Bande der Natur und des Karakters an das Weib gezogen, glaubt der Mann in der himmlischen Gestalt seinen Himmel zu finden; des Weibes kindliche Einfalt ist ihm die Kindheit einer höhern Welt. Er legt hinter die schöne Hülle das Ziel von all' seinem Sehnen, seine ganze Unendlichkeit. Daher die Anbetung, mit der er vor der Geliebten kniet. Ihr Antlitz erscheint ihm in Verklärung, aus ihren Augen leuchtet ihm der Himmel mächtig hervor.

„„Jedes leise Zeichen der Huld ist ihm Segen aus der Höhe, jede zarte Rede ist ihm Offenbarung. Was daran Schein sei, was Wahrheit, wer will es ergründen? Reli-

gion und Minne sind es, für die der Helden Kraft rang und strebte. Religiösität, Minne und Tapferkeit machen den Geist des Ritterthums aus.

„„Es gibt romantische Karaktere, d. h. solche, die der romantische Glaube ganz ergriffen hat und Motiv ihrer Gesinnungen und Handlungen wird; Mönche, Nonnen, Kreuzritter, Ritter des Grabs u. s. f., wie überhaupt die poetischen Frauen und Ritter des Mittelalters.

„„Auch die Natur hat ihre Romantik. Blumen, Regenbogen, Morgen- und Abendroth, Wolkenbilder, Mondnacht, Gebirge, Ströme, Klüfte u. s. w. lassen uns theils in lieblichen Bildern einen zarten, geheimen Sinn ahnen, theils erfüllen sie uns mit wunderbarem Schauder. Manche Naturerscheinungen, Orkane, Gewitter stürmen zu rauh herein, sprechen ihren Sinn zu laut aus, übertäuben zu sehr die Ahnung durch Schrecken, um noch romantisch zu sein. Doch können sie es werden, wenn sie, mehr untergeordnet, etwa in einer Handlung als Vorbedeutung eintreten.

„„Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln, mögen sie uns an vergangene Zeiten mahnen, oder sonst in geheimer Geschäftigkeit sich um uns her bewegen. Wir stehen noch außer dem Reigen der luftigen Elfen, die, nach der nordischen Sage, nur Der sieht, der innerhalb ihres Kreises steht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüsternden Stimmen. Die Romantik ist nicht blos ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen; sie ist das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln

Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen. Hat denn stets der absprechende Unglaube der neuern Zeit bessern Grund, als der verrufene Aberglaube der alten? Auch hat der beständige Umgang mit dem Wunderbaren, das von allen Seiten über uns hereinhängt, so Vielen den Sinn dafür benommen. Sie haben es verwechselt mit ihrer Gemeinheit, und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen sie Schwärmer.

„„Nun so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umher wandelt!““—

„Das Abschiedsgedicht, mit welchem Florens die Reihe dieser Sonntagsblätter, vor der Zerstreuung der in die Ferien reisenden Genossen, schloß, übergehe ich hier, und gebe zum Schluß nur noch die Bemerkungen desselben Freundes zu einem von ihm mitgetheilten Bruchstück aus den uns damals noch sehr fremden Nibelungen, deren Ueberfahrt über die Donau betreffend:

„„Von dem Streite vor Bern (Verona) erzählt der prosaische Anhang des Heldenbuchs: Da kam je Einer auf den Andern, bis daß sie all' erschlagen wurden. All die Helden, die in aller Welt waren, wurden dazumal erschlagen, ausgenommen der Berner (Dietrich von Bern). Da kam ein kleiner Zwerg und sprach zu ihm: Berner, Berner, du sollst mit mir gahn. Da sprach der Berner: Wo soll ich hingahn? Da sprach der Zwerg: Du sollst mit mir gahn; dein Reich ist nicht mehr in dieser Welt! Also ging der

Berner hinweg und weiß Niemand, wohin er kommen ist, ob er noch im Leben oder todt sei.

„„Dies hob jene alten Gedichte in's Idealische. Da die Helden eine eigene mythische Welt bildeten, so durften sie nicht hinab altern in eine entkräftete Nachwelt. Helden starben durch Helden, in voller Kraft, alle zugleich. Sie kommen alle aus den entlegensten Gegenden zusammen, um sich zu morden, oder vielmehr um vereint zu wallen in das heilige Land des Todes. Sie schweben auf in die Höhen der Poesie, und thronen, wie ein ossianisches Geisterreich, riesenhaft in den Wolken.

„„Ferner, wenn nach Jean Paul im Epos die Welt herrscht, kein Lebens-, sondern ein Weltlauf erscheint, so treffen wir in den Nibelungen diesen Karakter des Epos unverkennbar. Gewaltig, wie nirgends; ist hier der Untergang einer ganzen Heldenwelt dargestellt. Ein großes, dunkles Verhängniß waltet über der Handlung, bildet die Einheit derselben und wird uns beständig im Hintergrunde gezeigt. Wir belauschen es von der Zeit an, da es die ersten Fäden um die Helden des Gedichtes spinnt; wir folgen ihm, bis es sie ganz umschlungen in den Abgrund hinabreißt. Es darf nicht befremden, wenn im Verlauf der Handlung einige Personen verschwinden, die Anfangs wichtige Rollen spielten. Sifrids Tod wirkt ähnlich dem Tode des Patroklos. Wie dieser des Achilleus, so weckt jener Chriemhildens Rache und führt das wahre Leben der Handlung herbei. Befremden soll es auch nicht, wenn wir in eine ganz andre Geschichte versetzt zu werden scheinen, als in der wir Anfangs gewandelt. In der ersten liegt der Keim der folgenden.

„„Mit dem einen Arme faßt das dunkle Verhängniß seine Opfer, um sie mit dem andern zu schlachten. Das Einzelne verliert sich in's Ganze des Epos. Wie ein leichtes Spiel, wie ein Mährchen der Liebe, das ein Troubadour zarten Frauen vorsingt, hebt die Erzählung an:

Es wuchs in Burgunden ein schönes Magedlein,
Daß in allen Landen kein schöneres mochte sein;
Chriemhilde war sie geheißen, das wunderschöne Weib.—

Aber gleich kommt die düstre Mahnung:

Darum mußten der Degen viele verlieren den Leib.

„„Es erglänzt ein üppiges, festliches Leben. Jugendliche Ritter fahren nach blühenden Bräuten; Liebe wirbt um Gegenliebe. Aber es ist das Morgenroth vor einem Gewittertage. Dunkel wird es und dunkler. Hader und Streit erwachsen. Der schwarze Mord tritt herein, ihm nach die blutige Rache. Das schöne Mägdlein, mit der das Lied so heiter begann, von der es hieß: „Niemand war ihr gram", — sie wird zur Furie des schrecklichen Verhängnisses. Zwei Heldengeschlechter, die Helden vom Rheine und die Helden des Königs Ezel im Hunnenlande, führt sie zum Mordfest zusammen. Wie die nordischen Kämpen sich zum Zweikampf auf Felseninseln überführen ließen, wo sie in fürchterlicher Einsamkeit sich gegenüber standen, zusammengehalten von den Armen des reißenden Stromes: so stehen hier die zwei Heldenwelten sich entgegen; das eiserne Schicksal preßt sie zusammen; kein Weichen, keine Rettung. Wie zwei zusammenstoßende Gestirne zerschmettern sie sich und versinken.

„„Eine Stelle, wo das Verhängniß in seinem dunkeln Walten über die Handlung des Gedichtes wie durch Nachtgewölke erblickt wird, wo es beginnt, die dem Untergang geweihten Helden von der übrigen frohen Welt abzuschneiden und seine schaudrigen Knoten, wie das schwarze Gitter eines Gottesgerichtskampfes, um sie herzuziehen, eine solche Stelle ist die folgende (s. Müllers Ausg. S. 69)““ — worauf dann die erwähnte Donauüberfahrt aus dem Nibelungenlied ausgehoben wird.“

So weit Karl Mayer. Ein Halbjahr nach der Abfassung, oder wenigstens nach der Mittheilung dieser beiden Uhland'schen Aufsätze an die Freunde, fällt ein am 4. Okt. 1807 an Kerner geschriebener Brief des jungen Dichters, den wir hier hauptsächlich des heitern Kontrastes wegen im Auszug mittheilen. Er ist der einzige uns zu Gesicht gekommene des Briefstellers, worin sich wirklich etwas von tollem Jugendmuth, wenn auch unter der Maske des Gegentheils, sowie Hinweisung auf ein Drama Schillers finden. Zum Verständniß für Nichtwürttemberger ist zu bemerken, daß das theologische Seminar in Tübingen, ein ehmaliges Augustinerkloster, noch heute allgemein das „Kloster“ heißt, und daß das Familienstift der „Neue Bau“, die Wohnung Kerners, H. Köstlins u. s. w. das eigentliche Nest der Romantik war. „Uebrigens“ — heißt es — „wäre es hier jetzt stille, um das ruhigste und gesetzteste Lehrgedicht ausarbeiten zu können.

Der Neuenbau ist leer,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Tübingen ist worden zu einem Trübingen,

Der Ammerhof zu einem Jammerhof,
Lustenau zu einem Schmerzenau!

Ich suchte diesen ganzen Morgen auf den Gassen, um noch einige Gedichte zu finden, aber vergebens, denn am gestrigen Samstag wurden alle Straßen gekehrt und gesäubert!"

Schwerlich wird man bedeutend abirren, wenn man ungefähr in die Zeit, worein die beiden oben mitgetheilten prosaischen Abhandlungen und das Gespräch zwischen Hyld und Helgo fallen, die Entstehung nachfolgenden Bruchstückes setzt, welches sich in Uhlands Nachlasse gefunden hat, ohne daß selbst seinen nächsten Angehörigen und Freunden früher irgend eine Kunde darüber zugekommen wäre:

Zu einem Trauerspiel, Alfer und Aurana.

„(In den Ruinen eines Palastes. Durch die gesprengte Kuppel fällt Mondlicht herein.)

Alfer (tritt ein).

Wer rief mich her in diese wüsten Hallen?
Weß Stimme scholl mir wie aus tiefer Gruft? — —
Und wieder Alles stille! — — Täuschte mich
Des Windes Zug durch's hallende Gewölb?
Ich bin ja nicht zum erstenmal getäuscht:
Wie oft schon meint' ich durch des Eichwalds Sausen
Und durch des Stromes Brandung einen Ruf
Zu hören wie aus ferner Geisterwelt!
O wahrlich, nöthig wäre mir die Stimme,
Die mich aus dieser dumpfen, schnöden Ruh'
Hinwiese, wo die Kraft des Kampfes tobt.

Ist mir umsonst gespannt des Armes Sehne?
Soll sie erschlaffen ungebraucht?

Stimme (aus der Tiefe).

Alfer!

Alfer.

Horch, wieder! Ja, es wohnt noch Leben hier.
Wer ruft so tief herauf? Verstumme nicht!
Ha, sinkt hier unten eine große Welt?
Will über mir die hohe trümmervoll
Zusammenstürzen? Ist's ein Ruf der Rettung,
Wie aus den Wogen ein Schiffbrüch'ger schreit?
Wie, oder führt ein Weg durch diese Tiefe
Zur Heldenwelt hinüber? Stimme, sprich!

Isulf (steigt im Hintergrund aus der Tiefe).

Weil du zu mir hinabzusteigen zögerst,
Muß ich zu dir mich heben.

Alfer.

Wen erblick' ich!

Isulf.

Erkennst du mich?

Alfer.

O meines Vaters Geist!
Wie? oder leben die Begrab'nen auf?

Isulf.

Ob ich ein Schatten, ob lebendig sei —
Von dieser Welt, das sag' ich, bin ich nicht.
Dir aber bring' ich Mahnung von den Geistern.

Alfer.

Den Denkstein hab' ich auf dein Grab gewälzt
Dort im Gebirg: nun brichst du hier hervor?
Erkläre, daß der Schauder von mir weicht!
Darf ich den Vater drücken an die Brust?
Empfindest du lebend'ger Herzen Schlag?

Isulf.

Ich bin dein Vater nicht.

Alfer.

So willst du wechselnd
Aufleben mir und sterben stets?

Isulf.

Ich will
Dir deinen Vater nennen. Merke wohl.
Du siehst der Säulen Riesenstämme hier,
Die hohen Thor' und mächtigen Gewölbe,
Hindeutend auf ein stärkeres Geschlecht.
Hier wohnten einst die Könige vom Rhein,
Der eingeborne Stamm, der fromm und treu
Den heim'schen Göttern diente; darum ward
Mit hohem Wuchs, mit frischer Kraft ihr Leib,
Mit Heldenmuth und tiefem Sinn ihr Geist
Gesegnet von des Vaterlands Schutzgöttern.
Du bist der letzte Zweig desselben Stamms,
Des edeln Werters königlicher Sohn.
Hier ist dein Vaterhaus; in diesen Hallen
Hat mild der Eltern Blick auf dir geruht!
Jetzt schau'n die Sterne durch's zerriss'ne Dach.

Alfer.

O Wundernacht! wie anders wird die Welt
Im nächsten Morgenlichte mir erscheinen!
Es drängen tausend Fragen sich in mir,
Ich weiß nicht wo beginnen, noch wo enden;
Drum fahre fort, damit ich heimisch ganz
In diesem Hause werde, drein du mich,
Den Heimatlosen, nun zurück geführt.

Isulf.

O gern verweil' ich bei der alten Zeit;
Es war die Zeit des Ernstes und der Kraft.
Der Königsstamm, der von den Göttern sproßt,
(Er wahrt in sich ein göttlich Wesen stets,)
Erschien dem Volk in stiller Majestät.
Da war kein Leben, wie in jener Burg,
(in die Gegend hinaus zeigend)
Wo sie mit eitelm Glanz und Schalle prunken.
Sie fühlen, wie sie arm an Kräften sind,
Wie innen fehlt der heilige Beruf;
Drum wühlen sie das Gold aus tiefem Schacht
Und suchen Perl' und Purpur unter'm Meer,
Daß sie in eitel blendend Erdengut,
Gleich den Zwergkönigen der Zauberkluft,
Verhüllen innere Erbärmlichkeit.
So sind der eignen Krone Sklaven sie;
Vom Himmel aber fällt kein Weihestral
Auf ihre Stirne, die sich erdwärts neigt.
Wie anders war es hier im Herrscherhaus:
Die Frauen gingen um den Webstuhl ernst
Gleich Schicksalsgöttinnen; die Väter saßen
Gedankenvoll umher in Tempelstille,

Bis sie, vom innerlichen Gott bewegt,
Aufsprangen zum glorreichen Heldenkampf:
Die Jugend trieb sich nicht mit losem Spiel,
Sie ward geübt in strenger Waffenzucht,
Und vorbereitet zu der ernsten That.
Sie streckte nicht gleich wucherndem Gesträuch
Die schwachen Aeste früh' am Boden aus;
Nein, festgedrängt zum derben Stamme, stieg
Sie hoch empor, und schwang mannkräftig dann
Die Riesenarme zu den Sternen auf.
Und wie die Könige, so war das Volk
Tiefsinnig, stark, den alten Göttern treu.

Alfer.

Doch sprich, wie kam es, daß so mächt'ger Stamm
Erliegen mußte schwächerem Geschlecht?

Isulf.

O wallte Jugendfeuer noch in mir!
Daß ich mit zorn'ger Flammenrede Blitzen
Die finsterste der Nächt' erleuchten könnte,
Die Nacht, da unterging der Helden Haus.
Ich aber bin in jener Nacht versteint,
Und nur in meinem starren Angesicht
Bewahrt' ich des Entsetzens alte Spur.
Darum bericht' ich dich mit Wenigem:

— — — — — — — — — — —

Man sieht, die hier dargestellte Situation ist derjenigen zwischen Hyld und Helgo verwandt; in beiden steht ein junger, bis jetzt thatenloser Mann einem ältern, der Großes gesehen, gegenüber; nur will im ersten Fall der junge durch

den alten, im zweiten der alte durch den jungen näher berichtet werden. Denkbar, daß beide Fragmente dem gleichen Stück angehörten! Jedenfalls deutet sich in dem zuletzt gegebenen Bruchstück, bei aller Gewandtheit der Form und aller Schönheit und Tiefe der Gedanken, hie und da etwas nicht ganz Gereiftes an, wie z. B. das an sich vortreffliche Bild von der „zum derben Stamme festgedrängten Jugend" durch den Nachsatz, daß dieselbe „mannkräftig dann die Riesenarme zu den Sternen schwang," etwas übertrieben und zugleich unklar wird, indem der Leser nicht sogleich bemerkt, daß eigentlich nicht die Jugend an sich — was noch übertriebener und gänzlich unplastisch wäre — sondern der Stamm, mit welchem der Sprechende sie vergleicht, die Arme so weit ausgestreckt habe. Ueberdies begegnen sich die Gedanken, daß „ein Königsstamm, der von den Göttern sproßt" ... „erliegen mußte schwächerem Geschlecht," mit der aus den Nibelungen hervorgehobenen Idee, daß eine ganze Heldenwelt einem dunkeln Verhängniß unterliegen gemußt, und machen auch insofern nicht unwahrscheinlich, daß die Entstehung jenes Bruchstückes und die des Aufsatzes über die Nibelungen nicht sehr weit von einander liegen. Dessen ungeachtet hat Uhland hier eine Behandlung dramatischen Stoffes eingeschlagen, die allen später von ihm befolgten vorgezogen werden dürfte.

Ob er nicht auch hier, wenn das Stück weiter ginge, in ein zu langes Erzählen gerathen wäre, einen Mißstand, den wir uns bei keinem seiner spätern Dramen und Dramenfragmenten verhehlen können, muß dahin gestellt blei-

ben, jedenfalls aber ist der Anfang ungemein kräftig, spannend und, was das Hauptverdienst, augenblicklich mitten in den Kern der Sache, mitten in die innere Handlung versetzend, wenn auch von einer äußern hier noch nichts bemerkt wird. Nur den entschiedensten dramatischen Talenten gelingt es sonst, und selbst diesen keineswegs immer, schon in den ersten Zeilen gleichsam einen das Ganze rückspiegelnden und die Erwartung auf dessen weitere Entfaltung spannenden Abglanz zu geben. War es bloßer Zufall, was unsern Dichter, der diesen Weg später nie wieder einschlug, hier geleitet? war es wirklich künstlerisches Bewußtsein? In letzterem Fall müßte der Jüngling — gesetzt, wir täuschen uns über die Entstehungszeit des Werkes nicht — in der angegebenen Beziehung über dem Mann gestanden, oder der Mann wenigstens nie wieder einen Stoff gefunden haben, der ihm die Anwendung jenes Künstlerzuges möglich machte.

Der Stoff, bei welchem er denselben angewandt, über die geschichtliche Zeit hinausgreifend, würde sich nun wohl als solcher zum raschen dramatischen Gang, wozu fast nothwendig die Menschheit in ihren bereits historischen, oder mindestens in den der gewohnten Anschauung näher stehenden Verhältnissen gehört, minder geeignet haben, hätte aber gleichwohl, als Drama behandelt, in andrer Beziehung von gewaltiger Wirksamkeit sein können, sofern er neben jenem Nachtheil auch wiederum den Vortheil bot, ganz in die ursprüngliche, dem Herzen so nah' liegende Menschenwelt zurückzuführen, wie Göthes Iphigenie; oder wie dessen leider nicht über den Entwurf hinaus gekommener Prometheus.

Wie es scheint fühlte sich Uhland zur Dramatisirung solcher vorgeschichtlichen Stoffe, deren er, falls Hyld und Helgo einem besondern Stück angehört, jedenfalls zwei bearbeitet hätte, besonders hingezogen, oder neigte sich wenigstens vorzugsweise zur dramatischen Bearbeitung solcher Vorwürfe, worin der Mensch von den gesellschaftlichen Verhältnissen ziemlich abgesondert steht, wie in „Normännischer Brauch" und „Schildeis", welch letzteres Bruchstück er, wie wir später sehen werden, aus einer größern Skizze heraus, die im Uebrigen mehr das sociale Leben zum Gegenstand hatte, allein zur Ausführung gebracht hat, als hätt' ihn jene Skizze nur da besonders angesprochen, wo sie sich den primitiven Zuständen annähert. Es ist höchlich zu bedauern, daß er keinen der bezeichneten Entwürfe ganz ausgeführt, denn dürfen wir dem Verlauf vorliegender Abhandlung etwas vorgreifen, so sprechen wir gleich hier aus, daß wir Uhland für die bühnliche Bearbeitung eines solchen Stoffes geeigneter halten, als für diejenige eines geschichtlichen, wie denn seine sittliche Anschauung überhaupt, z. B. die Forderungen, die er als Staatsmann an die menschliche Natur stellte, oder für sie geltend zu machen suchte, mitunter eher eine ursprüngliche, noch reine Kraft, als die mehr oder minder depravirte des historisch gewordenen Völkerlebens im Auge zu haben schienen.

Doch nicht blos Trauerspiele, auch scherzhafte Bühnenstücke gingen aus jenem Jugendzirkel hervor. Zwei Lust- und Singspiele Der Bär (oder Die Bärenritter) nach einer in Karlsruhe vorgefallenen, von Kölle mitgetheilten heitern Begebenheit, und Die unbewohnte Insel war-

den, das erste von Kerner und Uhland gemeinschaftlich, das zweite, unseres Wissens, von Uhland allein, gefertigt. Beide sind noch vorhanden und, soweit der Verfasser dieses Lebensabrisses einem, freilich nur höchst flüchtigen, Blick entnehmen konnte, beide durchgängig in Versen, besonders aber Der Bär in gereimter, mitunter sehr melodischer Sprache abgefaßt, wie letzteres Stück denn auch nach Karl Mayers Versicherung (Album S. 7) von Friedrich Knapp, einem längst verstorbenen stuttgarter Freunde Uhlands, an welchen dieser zur Entgegnung für gastliche Aufnahme das „Metzelsuppenlied" gerichtet habe, vollständig in Musik gesetzt ward. — Mitunter versammelten sich die vertrautern Freunde in den Dichterstübchen, wo Kerner gewöhnlich Gespenstergeschichten vortrug, zu denen, wie eine Verwandte Uhlands als Zeugin berichtete, dann die ganze Hausgenossenschaft herbeiströmte, „um sich zu gruseln". Bezeichnend ist dabei für Uhland, daß er, trotz dem innigsten Verhältniß zu Kerner, den Erfahrungen, welche derselbe später in der Geisterwelt gemacht haben wollte, fortwährend einen sehr starken Unglauben entgegengesetzt hat, wie er Solches denn auch eigenen Mundes in dem Gedichte Die Geisterkelter andeutet. Sei es gestattet hier, als der schicklichsten Gelegenheit, zwei Briefe einzuschalten, die er in weit neuerer Zeit in genannter Beziehung an Jenen gerichtet. Am 29. Juni 1829 schrieb er:

„Cotta, Sohn, sagte mir kürzlich, daß der erste Theil Deines Werkes im Drucke beendigt sei, und auch der zweite auf der Augsburger Dampfpresse rasch vorrücke. Es zeige sich bereits starke Nachfrage. Erlaubst Du mir den Eindruck wieder zu ge-

ben, den unsre letzten Gespräche mir zurückgelassen, so ist es dieser: was in diesen Arbeiten Dein ist, was rein und ungetrübt aus Deiner Beobachtung und Naturanschauung hervorgeht, davon bin ich des schönsten Gewinns für Alle versichert, denen klar ist, daß man in die wunderbaren Tiefen der Menschennatur und des Weltlebens ohne lebendige Phantasie niemals eindringen werde. Was Dir aber von Andern zugetragen und fremdartig eingemischt wird, dagegen bin ich in hohem Grade mißtrauisch und feindselig gesinnt; ich meine nicht sowohl die gelbe Weste des Pfarrgeistes zu N., als vielmehr die Eschenmayer'sche Theologie, auf diese Gegenstände angewendet."

Human, wie er war, schont er hier noch des Freundes; er mißt zwar auch dessen eigener Beobachtung nicht eigentlich Glaubwürdigkeit bei, aber er gibt doch zu, daß man ohne lebendige Phantasie in das Geheimnißvolle der Natur nicht eindringe. Wo er dem Geisterseher persönlich nicht gegenüber stand, drückte er die eignen Zweifel, wie erzählt wird, noch viel stärker aus, wie Dies schon merklich in einem ein Halbjahr später geschriebenen Brief an Jenen selbst geschieht: „Für Dein Buch von der Seherin, das ich mit großer Aufmerksamkeit gelesen, hätte ich Dir längst meinen herzlichen Dank gesagt, es war aber meine Absicht, Dir zugleich die Zweifel und Einwendungen, welche sich in mir erhoben, mitzutheilen. Da erhob sich auf einmal gegen Dich ein Heer von Recensenten, und machte ganz überflüssig, daß Dir auch noch die Freunde mit ihrem Bedenken kämen." Und noch später, am 17. Juni 1834: „Die Geschichte von der Geisterkelter zu Weinsberg, die Du, lieber Kerner, mir einmal erzählt hast, hab' ich in Reime gebracht; Du

sollst sie in der neuen Auflage meiner Lieder erhalten."
Eben so wenig fühlte sich unsres Dichters kräftige Natur zu den Forschungen über thierischen Magnetismus, Somnambulismus u. dergl. hingezogen, welche Kernern schon in den jungen Jahren, bei welchen wir hier eigentlich stehen, sehr in Anspruch genommen hatten. Die einzige Thatsache, welche Uhland später auf dem Gebiete dieser Nachtseite des Lebens interessirt zu haben scheint, und die er sogar poetisch verwerthete, indem er ihre dunkle Sphäre als überführenden Steg in eine lieblich helle benützte, ist die durch Kerner an Ihn gelangte Geschichte von der Gräfin M—m, welche in ihrer Kindheit durch Schlafen in einem Mohnfeld in einen krankhaften, sie über ihre nächsten Angehörigen traurig täuschenden Seelenzustand gerathen war, ein Stoff, welcher Anlaß zu dem schönen Uhland'schen Gedichte **Der Mohn** gegeben hat. „Daß ich aus Deinem Garten Mohn gebrochen," schreibt er dem Freund in einem der oben ausgezogenen Briefe, „hast Du gesehen."

Noch ist, um zu dem Jugendkreis in Tübingen zurückzukehren, eine, bei einer solchen Zusammenkunft entstandene, von Uhland und Kerner gemeinschaftlich verfaßte **Abendphantasie an Karl Mayer** vorhanden, bei deren Fertigung jeder der beiden Dichter abwechselnd eine empfindsame, in Matthissons Manier gehaltene Strophe in der Art auf's Papier brachte, daß, als endlich das Ganze vollendet war, dasselbe, des Inhaltes unbeschadet, auch in umgekehrter Ordnung gelesen werden konnte. — In einem Brief Uhlands an Kerner vom 18. März 1808 theilt Jener Diesem folgendes Sonett mit:

Liebesfeuer.

Vom Feuer, das in Liebenden sich dränget,
Wie Ebb' und Fluth, vernehmt geheime Kunde!
Sind sie getrennt, so bleibt es tief im Grunde
Des sehnsuchtvollen Herzens eingeenget.

Nur Widerschein der Gluth, die innen senget,
Gelangt zum dunkeln Aug' und bleichen Munde,
Bis nun erscheint des Wiedersehens Stunde,
Wo sich (?) das Feuer aus der Tiefe sprenget.

Wie erst mit heißen Blicken sie sich grüßen!
Wie Beider lang' verhalt'ne Flammen streben
Sich zu vereinen durch das Spiel der Augen!

Bald senken sie die Wimpern, um in Küssen
Noch tiefer Eins des Andern glühend Leben
Aus Lippen, als aus Augen, einzusaugen.

Auch waren abgesehen von den Seckendorfschen Musenalmanachen manche Gedichte der beiden Freunde damals bereits im Druck erschienen. So gedenkt, trotz seinem antiromantischen Geiste, das Morgenblatt vom 13. Oktober 1808, bei Erwähnung des Taschenbuchs für Damen auf das Jahr 1809, der von jenen Beiden gegebenen Beiträge freundlich in folgenden Worten: „Um auch den Romantikern ein Fest zu bereiten, sind Fr. Schlegels „Gebet", „ein Lied an die Geliebte", u. s. w. angereiht; sodann drei kleinere Gedichte von dem talentvollen L. U., von welchen dem Referenten „Ein Abend" am besten gefiel, und drei klare

Lieder von Justus (sic) Kerner." Fast scheint es, dem Beurtheiler sei etwas von Dem zu Ohr gekommen, was über Kerners Klarheit und Unklarheit im Sonntagsblatte gescherzt worden.

Varnhagen von Ense schreibt Ende Novembers 1808 in Bezug auf unsern Dichter: „Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsflut! Seine Lieder sind Göthisch; das heißt aber nicht Göthe'n nachgeahmt, sondern in gleichem Werthe mit dessen Liedern: eben so wahr und rein, so frisch und süß! Uhland behilft sich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgibt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung; aber sein Geist ist doch aus unserer Zeit, sein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch Dies macht mir ihn werth. Ich schicke euch einige Lieder von ihm; „Des Knaben Berglied" und „Die drei Lieder", gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Prosa stehe hier; von einer Geliebten wird gesagt: „„Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenstern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abschiedskuß! Und sind wir uns nicht bestimmt für's Leben, so mögen wir uns doch bestimmt sein für einen Kuß. Und drängt sich in einen solchen Kuß nicht eines Lebens Lust und Schmach?"" —

Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerners Vermittlung; denn er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unsern Becker sogar! Keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet ab, was draus werden möge, und schweigt. Redet er aber, so ist was er sagt gediegen, klar, zweckmäßig und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist Jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig. Er wird nächstens die Universität verlassen und eine Reise nach Paris unternehmen. Er ist im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es ist, werden ihn die Franzosen nicht glätten, und gesprächig machen noch weniger*."

Auch die beiden dänischen Dichter Baggesen und Oehlenschläger gingen dem Tübinger Freundeskreise, freilich nur in leichter Berührung, vorüber; Uhland aber warf sich, sobald er im Juli 1808 das Fakultätsexamen bestanden, auf größere poetische Arbeiten, denn mit der Reise nach Paris, oder vielmehr mit der vor Antritt derselben zu verfassenden und zu vertheidigenden Dissertation wurde der junge Mann von dem liberalen Vater so wenig gedrängt, als früher mit dem Eintritt in die wirklichen Fachstudien. So blieb ihm denn Zeit an eine Tragödie über Franceska von Rimini, an eine andere über Konradin, an ein dramatisches Mährchen,

* Varnhagens Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften III. S. 96.

die Entführung betitelt, von welchem er später, wie vorhin bemerkt ward, ein Bruchstück unter dem veränderten Namen Schildeis veröffentlicht hat, an andere kleine Dramen und Singspiele, an ein Dekameron alt französischer Erzählungen, an einen Roman in Form eines Romanzenkranzes zu denken, kleinerer lyrischen Gedichte, welche in jene Periode fallen, nicht zu erwähnen. Besonders das Jahr 1809 scheint ungemein fruchtbar für ihn gewesen zu sein, oder hat er mindestens erst in diesem Jahr an Kerner, welcher die Universität in den ersten Monaten desselben verlassen hatte und nun auf einer Reise durch Deutschland begriffen war, eine Menge zum Theil vielleicht schon früher verfaßter Dichtungen gesandt. In einem vom 11. April 1809 datirten Brief heißt es:

„Du wirst mich auslachen, wenn ich Dir schreibe, daß ich meine Gedichte Cotta zum Verlag angeboten, und so eben Antwort erhalten, daß er sie wegen der Menge Unternehmungen und der Zeitumstände nicht annehmen könne, daß es ihm sonst ein Vergnügen gewesen wäre rc." — Einige Monate später schreibt er dem Nämlichen: „In von der Hagens Museum, das überhaupt sehr unterrichtend ist, las ich, daß Hans Volz, Meistersänger und „Barwirer" zu Nürnberg war, auch daß er eine Privatdruckerei hatte, wahrscheinlich weil er keinen Verleger fand, eben wie ich, der ich nun auch Mohr und Zimmer (in Heidelberg) meine opera vergeblich angeboten habe. „„Ihre vielen Engagements"", schreiben sie, „„die niederschlagenden Erfahrungen der letzten Messe rc."" ... „„Sonst würden sie mit großer

Vorliebe"" u. s. w.* Am 26. April 1809 benachrichtigt er den Freund in Bezug auf dessen Schattenspiel Eginhard**: „Heute werde ich es zur Feier meines zweiundzwanzigsten Geburtstages durch ...... aufführen lassen mit einem Nachspiel, das Du hiebei erhältst."

Nachspiel zu Kerner's Schattenspiel Eginhard.

(Der Vorhang ist gefallen.*** Die Zuschauer klatschen. Plötzlich entsteht hinter dem Vorhang ein Tumult und eine fürchterliche Stimme ruft: „Still da draußen! Es ist noch nicht vorbei!" Ein großer Arm wirft den Vorhang in die Höhe, die beiden Riesen Asperianus und Staudenfussius kommen zum Vorschein, sind jedoch zu groß, um ganz erscheinen zu können, und zeigen sich daher abwechselnd nur mit der obern oder untern Hälfte des Körpers. Die letzte Scene des Stückes mit den im Bette Liegenden ist in den Spiegel zurückgetreten.)

Asperian (spricht): Das Stück muß wieder von vorn gegeben werden, die wichtigste und imposanteste Scene ist ausgelassen worden. Wir beiden Riesen hätten im Walde, gleich nachdem die Wölfe vorübergegangen, vom Kaiser und seinem Schildknecht erschlagen werden sollen. Wir haben uns aber über die Mittagsruhe verspätet. Ja, es muß Alles wiederholt werden. (Ruft gegen den Spiegel:) Wacht auf da drinne, ihr Schnarchenden!

Staudenfuß (spricht): Ich will sie gleich wecken. (Gibt dem Spiegel einen Tritt, daß er in Stücke zerfährt und verschwindet.)

* Der Nachsatz ist mit humoristischer Kürze vom Briefsteller selbst, nicht vom Herausgeber, weggelassen. Ebenso im vorhergehenden Brief.

** In den, damals noch ungedruckten, Reiseschatten.

*** Kerners Stück endigt mit den Worten des unter dem Ofen hervortretenden Pudels: „Mit allerhöchster Erlaubniß hab' ich die Ehre, ein gebildetes Publikum durch meine Stellungen zu amüsiren." (Er streckt die Zunge gegen die Logen heraus und wedelt mit dem Schwanz gegen das Parterre. Der Vorhang fällt.)

Asperian (spricht): Zum Teufel! was treibst du? Du hast sie ja nach allen Weltgegenden zersprengt. Wie sollen wir sie alle wieder zusammen bekommen?

Staudenfuß (spricht): Wir brauchen sie auch nicht alle. Was sollen wir das ganze Stück wiederholen? Es muß blos so viel geschehen, daß wir mit Anstand auftreten können.

Asperian (spricht): Also gleich nach den Wölfen hätten wir kommen sollen. Die Wölfe müssen wieder her! Ich will sie fangen. (Streckt den Arm aus und zieht die drei Wölfe bei den Schwänzen herein.) Und nun müssen wir den Kaiser Otto haben.

Staudenfuß (spricht): Der ist eilends davon gejagt, als mein Fußtritt das Schloß zerstörte.

(Der Spiegel erscheint wieder; man sieht den Kaiser zu einem Thor einreiten.)

Asperian (spricht): Ha, dort seh' ich ihn! Er reitet gerade in das Thor von Regensburg ein. Mein langer Arm soll ihn erreichen. (Streckt den Arm aus, nimmt den Kaiser vom Pferde, zieht ihn an den Haaren, zappelnd, herbei und setzt ihn dann nieder.)

Der Kaiser (spricht): O weh, was wollt ihr von mir, ihr Gewaltigen?

Asperian (spricht): Hier sollst du noch einmal vor den Wölfen erschrecken.

Der Kaiser (spricht): Die Wölfe schrecken mich nimmer, denn ich weiß aus dem ganzen Verlauf der Handlung, daß sie mir nichts thun können, sondern unschädlich vorübergehen müssen.

Asperian (spricht): So gehen wir gleich zur Hauptsache! Du mußt mit mir fechten und mich erstechen.

Der Kaiser (spricht): Nicht möglich, denn ich habe kein Schwert bei mir. Es ist in der Burg hängen geblieben, als das gewaltige Erdbeben kam. Auch hab' ich mir fest vorgenommen, von nun an kein Schwert mehr zu ergreifen, indem

ich alle Streithändel meinem Herrn Tochtermann, Eginhardo, überlasse.

Asperian (spricht): So geh zum Teufel! (Der Kaiser eilt davon.)

Staudenfuß (spricht): Vielleicht bin ich mit meinem Manne glücklicher. Wo find' ich aber den verfluchten Schildknecht? (Im Spiegel erscheint der Professor auf dem Katheder mit einem großen Manuskript in der Hand und einer hohen Frisur, von vielen nachschreibenden Zuhörern umgeben.)

Asperian (spricht): Ich meine dort in weiter Entfernung ein Gesicht zu sehen, das dem Schildknecht gleicht, aber der übrige Aufzug paßt nicht.

Staudenfuß (spricht): Mein Seel', er ist's! Was hat er denn für ein mörderliches Papier in der Hand? (Streckt die Hand nach dem Manuskripte des Professors aus, dieser klammert sich aber so fest daran, daß er mit demselben durch die Luft getragen wird.)

Der Professor (spricht): Welche räuberische Hand will mir mein Manuskript entreißen? meine Seele, mein Leben, mein Alles?

Staudenfuß (spricht): Närrchen! wie siehst du aus? Bist ja doch der Schildknecht. Hier sollst du mit uns Riesen den Kampf antreten, und uns zu Boden strecken.

Der Professor (spricht): Nun und nimmermehr! Erstens hab' ich schon lange die Lanze mit dem Federkiel, das Schwert mit dem Federmesser, den Schild mit dem Fließblatt vertauscht. Zweitens bin ich soeben in meinen astronomischen Vorlesungen gegen die Barbarei des Faustrechts losgezogen; und drittens kommt ihr viel zu spät, indem es jetzt keine Riesen mehr gibt, oder vielmehr hat es überhaupt nie solche gegeben: was man dafür hielt, waren blos Schaumgeburten einer überspannten Phantasie. Ich werde euch sogleich auf die gewöhnliche Größe reduciren. (Betrachtet sie durch die Lorgnette.)

Staudenfuß (spricht): Wart, ich will dich beschämen! (Gibt ihm einen Tritt. Der Professor wird fortgeschleudert.)

Der Professor (spricht im Fortfliegen): Welch seltsam Phänomen!

Staudenfuß (spricht): Aber was fangen wir jetzt an, Asperian, da uns Niemand umbringen will?

Asperian (spricht): Ich denke, wir sind Manns genug, um für uns ein eigenes Duodrama aufzuführen, und nicht blos als Episoden unter elendem Menschengesindel zu erscheinen.

Staudenfuß (spricht): Dein Vorschlag ist gut, aber ich weiß nicht, es ist, als ob alle Drähte meiner Thatkraft aufhörten gezogen zu werden.

Asperian (spricht): Mir wird ebenso; meine Zunge versagt mir den Dienst, ich werde stumm werden. Auch weiß ich nichts mehr zu reden, die Gedanken gehen mir aus.

Staudenfuß (spricht): Und sieh, das Licht will erlöschen. Es ist, als ob den himmlischen Lampen das Oel ausgebrannt wäre. Dumpfe Stille wird uns einhüllen.

Asperian (spricht): Sollen wir solch ein elend Leben hinschleppen? Sollen wir einem schmählichen Tode langsam entgegen dämmern? Nein, das Verhängniß hat uns einen edlern Tod bestimmt, den Heldentod durch's Schwert. Nehmen wir unsere letzte Kraft zusammen! Erstechen wir uns gegenseitig!

(Sie thun's und fallen mit Gepolter auf verschiedenen Seiten hinab, so daß nur noch die aufgestreckten Füße sichtbar sind. Nach einer langen Pause streckt Staudenfuß den Kopf hervor und spricht):

Nun ihr Zuschauer, wollt ihr nicht klatschen? Muß ich mich noch im Grab umwälzen?

Asperian (steht gleichfalls hervor und spricht): Nun, wenn ihr da draußen nicht klatschen wollt, so soll hier innen geklatscht werden, euch zum Trotz! Heraus, Leute!

(Der Zwerg springt aus dem Spiegel, vertheilt sich sofort in sich selbst, in den Kaiser Otto, in Eginhard, Adelheid, Dietwaldum und viele andere Per-

sonen, die im Stücke aufgetreten, und jetzt sämmtlich aus allen Kräften klatschen. Die Riesen sinken wieder todt zurück, klatschen jedoch mit den emporgestreckten Füßen. Der Teufel kommt mit dem Pudel, den er an die Klatschenden hetzt. Der Pudel will sie mit großem Gebell der Reihe nach anpacken, wird aber immer durch das Zeichen des Kreuzes abgetrieben. Der Vorhang fällt. Man hört noch einige Zeit innen klatschen.)"

Unterm 10. Juni 1809 schreibt Uhland an Kerner: „Er (Karl Mayer) protestirt dagegen, daß du sagest, der „Bär" gefalle ihm nicht. Uebrigens scheint er mich für den eigentlichen Bärenvater ausgegeben zu haben, da doch die Hauptsache im Komischen von dir herrührt, und der Text der Arien in meinem Singspiel überhört zu werden pflegt, und daher unbedeutend ist." — Zugleich sendet er die Skizze zu einem einaktigen Lustspiel, die hier abermals ganz folgen möge:

„Die Serenade.

Personen: Rosa. Silvia. Claros. Alonso.

Erste Scene.

Am Ausgang eines Waldes. Im Hintergrunde sieht man ein Landhaus. Es ist Abend. Claros tritt auf mit einer Laute, setzt sich unter einen Baum und singt ein Liebeslied. Er sagt, daß er im Walde verirrt und so wieder in diese Gegend gekommen sei, die er vor Kurzem verlassen.

Zweite Scene.

Alonso erscheint mit der Jagdflinte. Er erkennt den Claros als einen lustigen Studenten, mit dem er noch vor einem Jahre auf der Universität Salamanka gewesen. Sie erinnern einander an ihr dortiges Leben: wie der Jäger Alonso die Stadt habe zum Walde machen wollen, wie er

nach dem zahmen Geflügel, statt des wilden, ja sogar nach den gemalten Hirschen an den Häusern geschossen habe. Sie theilen sich ihre Schicksale mit. Claros berichtet, wie er sich in Salamanka in ein Mädchen verliebt, das einige Zeit mit einer Verwandten dort gelebt, daß aber die Letztere, die diese Liebe nicht gerne gesehen, schnell mit dem Mädchen abgereist seie, und daß er seitdem umherstreiche, um dieses aufzusuchen. Alonso erzählt dagegen, daß er gleichfalls verliebt sei und zwar in die Besitzerin der vor ihnen liegenden Villa, an deren Waldungen die seinigen grenzen. Diese habe ihn so sehr bezaubert, daß er einmal, als er sie im Walde lustwandeln gesehen, beinahe vor Liebe nach ihr geschossen hätte. Bisher habe er vergebens gesucht, sie für sich zu gewinnen. Er habe nun gehört, daß sie eine große Freundin von Poesie und Musik sei, zum Unglück verstehe er aber von Beidem nicht das Geringste, indem er sich stets nur auf die Jagd gelegt. Er bittet sich nun von Claros, der sich mit diesen Künsten in Salamanka viel beschäftigt, einigen Unterricht in denselben aus, um Rosa dadurch einzunehmen. Claros beginnt sogleich seine Vorlesungen über die Poesie. Er fängt ernsthaft an, geht jedoch alsbald in das Burleske über. Es seie nichts leichter, als die Poesie, besonders die galante. Sie bestehe eigentlich darin, daß man nichts bei seinem rechten Namen nenne. Eine Jungfrau sei eine Blume, und wieder, eine Blume sei eine Jungfrau. Eine Wange sei eine Rose, eine Hand eine Lilie, ein Zahn eine Perle. Er empfiehlt dem Alonso besonders die Blumen, weil die Vorstellung derselben schon an sich schön sei, wenn auch nichts weiter hinzukomme u. dgl. m.

Alonso ist sehr erfreut und glaubt nun in der Poesie stark genug zu sein. Sie kommen an die Musik. Claros nennt sie diejenige Kunst, die am meisten den ganzen Menschen nach Leib und Seele erschüttere und durchdringe. „Ja, ich glaube, wenn wir verklärt werden, so geschieht es durch die Melodie der himmlischen Chöre, und nicht umsonst sagt man, daß die dem Tode Nahen öfters selige Musik hören, denn das ist ihr Uebergang in das Geisterreich.“ Nun geht er zur Posse über und versichert zuletzt den Alonso, daß er noch diesen Abend im Stande sein solle, seiner Schönen ein Ständchen zu bringen. Sie beschließen, sich zu diesem Zwecke in den Garten an der Villa zu schleichen und gehen ab.

Dritte Scene.

Rosa, die Besitzerin des Landgutes, kommt mit ihrer Zofe Silvia vom Spaziergang aus dem Wald zurück. Sie sagt, welch' wunderbares Abenteuer ihr begegnet. Sie höre den ganzen Abend die Melodie eines von ihrem fernen Geliebten gedichteten und komponirten Liedes, das er in Salamanka oft unter ihrem Fenster gesungen, im Walde umherirren. Sie würde es für ein Spiel ihrer Phantasie halten, wenn es nicht auch Silvia gehört hätte. Dies führt sie auf Klagen über ihre unglückliche Liebe: wie sie ihren Geliebten ohne Abschied habe verlassen müssen, wie sie nun, da sie durch den Tod ihrer Verwandten frei geworden, denselben nimmer erfragen könne, da er sich in die weite Welt verloren. Hierauf gehen Beide nach der Villa.

Vierte Scene.

Garten an der Villa, wovon ein Flügel auf der linken

Seite der Bühne steht. Claros und Alonso kommen von der rechten. Alonso äußert seine Verlegenheit, daß er noch nicht im Stande sei, eine Serenade zu bringen. Claros hängt ihm das Futteral seiner Laute um, welches in der Nacht leicht für die Laute selbst gehalten werden kann. Er selbst tritt hinter einen Busch, spielt und singt das Lied, das er im Anfange des Stückes gesungen. Alonso thut bald, als ob er spielte, bald vergißt er sich und gestikulirt mit den Händen, auch öffnet er den Mund nach dem Takte. Rosa, von den wohlbekannten Tönen angezogen, tritt in das Fenster und wirft eine Rose herab, welche Alonso entzückt aufhebt.

Fünfte Scene.

Nicht genug! Sie kommt selbst mit Silvia herab, und beschwört Alonso zu sagen, von wem er das Lied wisse. Alonso versichert sie, daß ihm das Gefühl die Sprache ersticke. Er hält eine groteske, poetisch sein sollende Rede an sie, worin er sie eine Herbstrose, eine Sonnenblume, einen Blumenzwiebel nennt u. s. w. Sie dringt in ihn, wenigstens das Lied noch einmal zu spielen. Alonso ist in der größten Verlegenheit. Indeß stimmt Claros, der, im Busche versteckt, Alles mit angehört, seine Geliebte zu vernehmen meint, und es doch nicht glauben kann, das Lied noch einmal an. Rosa antwortet in der nämlichen Melodie und mit den Worten, worin sie sonst ihrem Geliebten geantwortet. So werden sie durch die Töne zusammengeführt. Freudiges Erkennen. Alonso sieht ein, daß hier ältere Ansprüche sind; er ist überhaupt froh, sich aus den Labyrinthen der Poesie und Musik

gerettet zu sehen, und beschließt, von nun an nur seiner Jagdflinte treu zu bleiben. Auch tröstet ihn Claros, indem er ihm erklärt, daß nach den Ansichten der Poesie Derjenige, welchem die Jungfrau zu Theil geworden, nur die Rose, und Der, welcher die Rose gewonnen, die Jungfrau erlangt habe. Der Vorhang fällt.

Das in diesem Stück vorkommende Lied des Claros wäre ungefähr folgendes:

Ach, erscheine!
Einzig Meine,
Süßes Licht, erscheine mir!
Auch von fernen
Traumessternen
Komm' auf meiner Stimme Schall!

Rosa's Antwort wäre:

Ich erscheine!
Stets die Deine,
Wachend, träumend folg' ich Dir,
Ohn' Ermatten,
Nur Dein Schatten,
Nur Dein treuer Wiederhall!" — —

Offenbar hat dieses Stück Anlaß zu den zwei in Uhlands Gedichten enthaltenen „Liebesklagen", der Student (Claros) und der Jäger (Alonso), gegeben.

Am 21. Juli schickt Uhland dem Freund, ebenfalls unter dem vorhin gebrauchten Titel, das bekannte „Ständchen", mit einer, später nicht zum Druck gekommenen ersten Scene

zwischen Junker David und dessen Diener Thomas. Dieselbe lautet wie folgt:

„Die Serenade.

Scene: Garten mit einem Flügel des Schlosses.
David. Thomas.

David.

Wie hat die Flasche Weines dir gemundet?

Thomas.

Sehr gut! mir kam im Trinken erst der Durst,
Denn längst hatt' ich den Weindunst ganz verlernt.
Ihr habt den dürren Boden umgelockert,
Und Ströme, wahrlich! könnt' er jetzt verschlucken.

David.

Man thut des Guten auch zu viel; vernimm,
Warum ich heut so reichlich dich getränkt.
Ich wollte deine Dichteradern schwellen,
Daß du ein zärtlich Liedchen gleich mir reimst,
Das diese Nacht noch vor des Fräuleins Fenster
Gesungen wird, ihr Herz mir zuzuwenden.

Thomas.

Nicht möglich, bester Herr! es ist schon Abend.
Die Lieder schießen nicht wie Pilz' hervor.

David.

Soll ich den Wein umsonst gespendet haben?

Thomas.

Zu spät, geliebter Herr, ach, viel zu spät!

David.

Es hilft dir nichts! denn Alles liegt daran,
Daß ich das Fräulein günstig mir erhalte;
Daß selbst kein schlimmer Traum sie diese Nacht
Mir noch entfremde. Drum verkünd' ich dir:
Wird nicht das Liedchen bis zum Abend fertig,
So laß ich dich so lang in Schrauben stecken,
Bis du, halb todt, mir singst ein Schwanenlied.

Thomas.

Erbarmen, bester Herr, ich will's versuchen:
Befehlt mir, was das Lied enthalten soll.

David.

Um nachzuhelfen deiner Phantasie,
Hab' ich an diese Stelle dich geführt,
Wo wir zunacht das Ständchen bringen werden.
Hier fasse recht die Bilder in den Sinn;
Daß Alles sich nach Zeit und Orte fügt.
Vor Allem denke dir, der Tag sei Nacht.

Thomas.

Das ist sehr schwer zu denken, lieber Herr!

David.

Du denkst nur, statt der Sonne, Mond und Sterne.

Thomas.

Die sind doch viel geringer als die Sonn'?

David.

Ich will dich lehren, wie man so was denkt.
Merk auf! Ich schlag' an diese Rose hier;
Es fahren Blätter aus nach allen Seiten,

Nur wen'ge bleiche blieben noch am Stiel.
So, mußt du denken, schlag' ich in die Sonne,
Da fahren tausend Sterne durch die Luft,
Und an der Stelle bleibt ein blasser Mond.
Den so bewandten Mond nun denke dir
Hier auf des schönen Fräuleins Fenster schimmernd,
So wie die Sonn' es eben jetzt bestralt.

Thomas.

Das Fenster kann ich denken, weil ich's sehe;
Doch wie der Mond drauf scheinet, weiß ich nicht,
Weil ich im Mondschein nie spazieren gehe.

David.

Thut nichts zur Sache! Hinter diesem Fenster
Mußt du das schöne Fräulein schlummernd denken.

Thomas.

Wie kann ich das? Denn eben hör' ich sie
Ganz laut da drinne sprechen.

David.

Denke nur,
Sie sprech' im Schlafe. Weiter stell' dir vor,
Ich singe hier dein Lied zum Harfenklang.

Thomas.

Das ist das Allerschwerste, theurer Herr!
Wie läßt sich denken, daß ein Lied Ihr singt
Das erst zu dichten ist, zu dem mir noch
Kein einziger Gedanke kommen will.
Ach, wenn Ihr Euch das Lied schon denken könnt,
So überhebt mich doch der großen Mühe.

David.

Du brauchst das Lied nicht selber dir zu denken;
Du denkst die Melodie, du kennst sie wohl,
Da Alles ich nach Einer Weise spiele,
Nur daß ich stärker oder schwächer schlage.
Nun wie ich zärtlich rühre so das Spiel,
So tritt das Fräulein droben an das Fenster.

Thomas.

Ich sehe nur des Fräuleins Zofe droben.

David.

Nun sieh, die Zof' ist 'ringer als das Fräulein,
Dafür die Sonn' ist edler als der Mond:
So wird zuletzt die Nacht dem Tage gleich.
Das Alles nun, die Nacht, der Mond, das Fenster,
Das Fräulein, ich, die Harfe, dünkt dir's nicht
Genug, um etlich' Reimlein auszufüllen?
Du würdest überdies mich sehr vergnügen,
Wenn du aus der Geschichte meines Ahns,
Des Königs David, was einfließen ließest.
Du denkst dabei nur an die Schilderei'n,
Die stündlich du in meinem Zimmer siehst.

Thomas.

Ihr sagt mir da das Beste noch zuletzt;
Der König David steigt mir in den Kopf.

David.

So geh denn nach dem stillen Walde hier,
Und zupf' an allen Büschen Blätter ab,
Bis dir das Werk gelinge.

Thomas.

Gut, mein Herr!

(Er geht sehr nachdenklich ab.)

David.

Es fehlt mir nicht! sie muß sich mir ergeben,
Belagert von Gesang und Saitenspiel.
Ich laß ihr keinen Stillstand, selbst bei Nacht."

In der hierauf folgenden zweiten Scene des „Ständchen" kommen dann mit Bezug auf die vorher gehende, nach den Worten:

„Ist keine Rettung? Ist die Harmonie
Gestorben? Sind die Engel der Musik
Gefallen und Satane worden?

David.

Still!" —

noch die Zwischenverse:

„Thomas.

Merkt wohl! Das art'ge Liedchen ist von mir!
Ganz warm noch, eben aus dem Ei geschlüpft."

Gleich darauf, am 26. Juli, wird die ergänzende Skizze zu dem Fragment Schildeis unter dem sogleich anzuführenden Titel, als dramatisches Mährchen in acht Scenen, mitgetheilt. Der Inhalt ist folgender:

„Die Entführung.

Zimmer in der Burg zu Prag. Eginhard, Herzog in Böhmen, und Dietwald, ein alter Ritter.

Erste Scene.

Dietwald. Nun, Ihr habt frühzeitig den fürstlichen Sitz Eurer Väter eingenommen! Wie gefällt er Euch, erlauchter Herr?

Eginhard. Schlecht, Alter! Der Sattel ist der einzige Sitz, an dem ich Behagen finde; der trägt mich in der weiten, fernen Welt herum, der herzogliche Stuhl aber bleibt immer unter seinem engen Sammthimmel festgebannt. Ich kann mich hier nicht rühren und nicht regen. Will ich essen, so schneidet mir der Truchseß die Bissen vor; will ich trinken, so hält mir der Schenk den Becher hin, wie einem Kinde; will ich zu Pferd steigen, so hebt man mich hinauf; will ich jagen, so treibt man mir das Wild vor den Schuß; will ich denken, so kommen die Räthe gesprungen und ertränken alle meine Gedanken mit ihrem guten Rath. Ja! im Ritterleben war es anders.

Dietwald. Ihr habt Recht, gnädigster Herr! Draußen in der frischen Luft dacht' ich nie an mein vorgerücktes Alter. Ich drückte den Helm über meine grauen Haare, der Frühling spiegelte sich in meiner blanken Rüstung, den jugendlichen Schwung meines Rosses nahm ich für meine eigene Kraft.

Eginhard. Traun! ich glaube, wer immer zu Rosse säße, würde nicht sterben, sondern zuletzt in Flammen gen Himmel fahren.

Dietwald. Und nun hier die dumpfe Hofluft macht meine Haare bleicher, meine Augen matt, meine Nerven schlaff. Ich bin vom Rosse geworfen, die Waffen sind mir ausgezogen, ich stehe da, verdorrend wie ein abgeschälter Baum.

Eginhard. Nein, Dietwald, so bleibt es nicht. Ich bin noch nicht von der edlen Ritterschaft geschieden. Die Dame meines Herzens steht noch mitten in der Welt der Abenteuer, ich muß zurück und sie herausholen. — Er erzählt nun, wie er sich in Adelheid, die Tochter des Kaisers Otto, des Feindes von seinem Stamme, auf einem Turnier verliebt, — (hieher gehört der Inhalt der Romanze: Der Sieger) — und wie Adelheid bereits im Kloster zu Regensburg sei, um nächstens als Nonne eingekleidet zu werden. Sie beschließen die Entführung. Sie wollen sich für Abgesandte des Kaisers ausgeben, die der Prinzessin kostbaren Schmuck überbringen, um am Tage der Einweihung die Heilige des Klosters damit zu zieren. Dietwald, dem seine grauen Haare Ansehen geben, soll die Hauptperson spielen, Eginhard will ihm als Diener folgen. Ein Brief, als von dem Kaiser geschrieben, soll Adelheiden ihre Absicht eröffnen.

Zweite Scene.

Klosterhof.

Adelheid. Der Welt soll ich entsagen? Was ist denn weiter, dem ich nicht schon entsagt hätte? Meines Vaters glänzenden Palast hab' ich mit der engen Zelle vertauscht. Der heitere Himmel blickt kaum zwischen den hohen Mauern herein; der blühende Frühling liegt hinter ihnen und der

schattige Klostergarten trägt nur wenige Blumen, die gleichfalls trauern, von der übrigen Blumenwelt abgeschlossen zu sein; meine Gespielinnen sind ferne; meine festlichen Gewande, meinen Schmuck hab' ich abgelegt, meine Wangen beginnen zu erbleichen, meine Augen sich zu trüben. Was hab' ich noch, das der Welt angehört? Soll ich auch mein Herz zurücklassen und mein Herzblut, die Liebe? Mein Geliebter ist fern; auch darf ich nicht hoffen, daß er noch an mich denke. Ach! ihm kann ich entsagen, aber nicht meiner Liebe. Mag die Zeit des Gelübdes kommen, wo die Erde in Dunkel sinken und nur der Himmel mit seinen Gestirnen leuchten soll, sei es Tag oder Nacht: so lang' ich leben soll, muß mein Herz schlagen, und so lange mein Herz schlägt, schlägt es" .... (von Liebe? die letzten Worte fehlen.)

(Die Aebtissin kommt mit Dietwald, Eginhard, der ein Schmuckkästchen trägt, und zwei Nonnen aus dem Kloster; sie unterrichtet Adelheid von der vermeinten Absicht der beiden Abgesandten; Adelheid liest den Brief mit großer Bewegung; die Nonnen bewundern den Schmuck.)

Aebtissin. Kinder! hanget nicht an den Eitelkeiten der Welt! Betrachtet vielmehr diese Kleinodien im geistlichen Sinn. Seht! diese mackellosen Perlen, die in der Tiefe des Meeres in enger Muschel verborgen lagen, deuten auf die Reinheit, zu der sich das Gemüth in der Einsamkeit läutert. Diese Diamanten, die auf den ersten Anblick farblos erscheinen, spiegeln, näher betrachtet, alle schönen Regenbogenfarben. Das ist die Bescheidenheit und Demuth, worunter die schönsten Tugenden verborgen sind! Dieser Rubin, der eine ew'ge Gluth in sich trägt, bedeutet euch die Liebe eines gottergebenen Herzens.

Erste Nonne. Alle diese Tugenden sind dein, liebe

Adelheid! (Sie hängt Adelheiden eine Perlenschnur um.) Hier die Reinheit!

Zweite Nonne. (Legt ihr Demanten-Armbänder an): Hier Demuth und Bescheidenheit!

Erste Nonne. (Steckt ihr einen Ring mit einem Rubin an.) Und hier die Liebe!

Zweite Nonne. Und nun bist du geschmückt wie eine Braut.

Aebtissin. Als eine Braut des Himmels.

(Adelheid legt die Hand auf's Herz, das im Briefe bestimmte Zeichen der Einwilligung.)

Eginhard (tritt vor und faßt ihre Hand): Nein, meine Braut, so wahr Gott im Himmel lebt!

Adelheid. Dein, ewig dein!

(Eginhard umschlingt Adelheid und eilt mit ihr zur Pforte hinaus. Dietwald folgt.)

Aebtissin. (Dem Kloster zueilend): Hilfe! Hilfe! Raub! Kirchenraub!

Erste Nonne. Ach! glückliche Schwester!

Zweite Nonne. Viel Heil auf die Fahrt!

Dritte Scene.

Kaiser Otto's Palast. Zwei Pagen, Roland und Klaudius.

Der Kaiser tritt auf; er hat die Nachricht von der Entführung seiner Tochter erhalten; wer der Entführer ist, weiß er aber nicht. Er bricht in zornige Reden aus und geht ab. Die beiden Pagen bleiben zurück. Nun entfaltet sich einer der Hauptkaraktere des Stücks. Der Page Roland erzählt, wie sich seine Abkunft in ein wunderbares

Dunkel verliere. Er sei als Kind von den Rittern des Kaisers einer slavischen Horde, die ihn wo geraubt haben müsse, abgejagt worden. Man habe bei ihm ein sehr kostbares goldenes Kreuz gefunden, das er nun immer am Halse trage. Er vermuthet daher, daß er einer von der Art der fabelhaften Prinzen seie, die nach den Ritterbüchern, wie Florens im Oktavianus, nachdem sie lange im Dunkel gelebt, zuletzt wieder zu dem ihrer Geburt würdigen Glanze gelangten. Er glaubt sich auch vom Kaiser sehr distinguirt, der vorhin alle seine zornigen Blicke auf ihn geworfen habe. Er zweifelt nicht, daß die Prinzessin Adelheid ihm vom Schicksal bestimmt sei. Ihre Entführung ficht ihn gar nicht an; er hält den Entführer blos für ein Werkzeug, durch das ihm seine Braut aus dem Kloster gerettet worden. Er bemerkt zwar, daß er eigentlich selbst die Entführung hätte unternehmen sollen, er sei aber nicht zum Entschluß gekommen. Ueberhaupt kann er sich das ganze Stück durch nie zur That entschließen, lebt jedoch stets der festen Hoffnung, daß sein Verhängniß schon Alles fügen und ihm dereinst die Prinzessin sammt dem kaiserlichen Thron unfehlbar verschaffen werde.

Vierte Scene.

Burg zu Prag. Dietwald und ein Hauptmann.

Dietwald trägt Diesem auf, daß er heute, als am Hochzeitfeste des Herzogs, die Wache im Schlosse zu versehen habe. Der Hauptmann kann nicht begreifen, woher in dieser Nacht eine Braut gekommen sein soll. Dietwald ver-

sichert ihn, daß es die erhabenste Prinzessin sei, jedoch ohne sie zu nennen; er macht ihm eine abenteuerliche Beschreibung von ihr, wodurch sie als ein Wunder erscheint. Der Hauptmann fragt, ob es eine Feenkönigin, ob es Erlkönigs Tochter sei u. s. w. Sie gehen ab. Eginhard erscheint mit Adelheid, beide hochzeitlich geschmückt; er ist im Begriff sie zum Altare zu führen. Adelheid ist voll Sorge wegen ihres Vaters, gibt aber Eginhards Liebkosungen nach. Sie sagt, ihre Liebe zu ihm sei wie ein Traum, indem sie zwar Alles auf das Lebendigste sehe und fühle, aber keine Herrschaft über sich habe, sondern einer geheimen Gewalt folgen müsse. Sie bittet ihn jedoch, sie an ihren Vater schreiben zu lassen, um dessen Versöhnung zu erbitten, was Eginhard gern zuläßt.

Fünfte Scene.

Kaiser Otto's Lager vor Prag.

Er hat seiner Tochter Brief erhalten, ist aber nur um so mehr erbittert, als er daraus ersieht, daß die Hochzeit bereits vor sich gegangen, und zwar mit dem Sohne seines abgesagten Feindes. Der Page Roland, der die Hochzeit nicht glaubt, wird bei dem Anblick der herzoglichen Burg von Prag von dunkeln Erinnerungen ergriffen. Er meint, daß er vielleicht seiner Geburt nach ein böhmischer Prinz sei. Es erscheinen Abgeordnete der Stadt, die dem Kaiser die Schlüssel überbringen und erzählen, daß Eginhard, um sein Volk nicht den Greueln des Kriegs hinzugeben, sich mit seiner Gemahlin in der Nacht entfernt habe, man wisse nicht wohin.

Sechste Scene.

(Diese entspricht in vorliegendem Entwurf, wie man sieht, ziemlich, doch nicht ganz dem gedruckten Fragment Schildeis. — Der Herausgeber.)

Böhmerwald. Im Hintergrunde das Schloß Schildeis. Eginhard, Adelheid und Dietwald treten auf.

Dietwald erkennt das abgelegene Schloß, das seinem Herrn zum verborgenen Aufenthalte dienen soll. Adelheid sagt, daß es ihr bei den Beschwerden der Reise und bei ihrer Verbannung wohler gewesen sei, als zuvor in der fürstlichen Pracht, weil sie sich dieser unwürdig geachtet, durch das Unglück aber ihre Schuld abzubüßen hoffe. Eckart, der steinalte Burgvogt von Schildeis, kommt von der Jagd zurück und verwundert sich, in dieser Einöde Menschen zu finden. Er erkennt seinen Herzog, irrt jedoch darin, daß er meint, es sei noch Eginhards Vater, von dessen Tode er nichts weiß. Dieser Eckart lebt nicht wie andere Menschen in der Zeit. Er ist als Schildknecht des vorigen Herzogs verwundet worden und hat von diesem das Schloß Schildeis zum Ruheplatz erhalten, wo er sich mit wenigen Knechten aufhält. Seit jener Zeit ist ihm der Lauf der Zeiten stille gestanden; er hat nichts von den Weltbegebenheiten erfahren, er meint, es stehe noch Alles wie damals. Die immergrünen Tannen, die öden Felsen ließen ihn den Wechsel der Jahreszeiten weniger bemerken. Er weiß das Jahr seiner Geburt nicht, und meint schon seit vielen Jahren, daß er 60 Jahre alt sei. So wie nämlich wieder ein Jahr um sein könnte, denkt er immer, er möchte sich doch um ein Jahr geirrt haben und er tritt daher nie über die Schwelle

von Sechzig. Eginhard eröffnet ihm seine Lage, sagt, daß er sich unter der Verkleidung eines armen Ritters mit seiner Gemahlin auf der Burg Schildeis aufhalten werde und befiehlt ihm die strengste Verschwiegenheit an.

Siebente Scene.

Böhmerwald. Kaiser Otto ist mit seinem Heer auf dem Rückzuge.

Er hat sich vom Lager entfernt, unter dem Vorwand auf die Jagd zu gehen, in der That aber, um den traurigen Gedanken über den Verlust seines Kindes nachzuhängen. Der Page Roland ist ihm nachgefolgt, weil er meint, der Kaiser habe die Absicht, ihm im Walde geheime Entdeckungen zu machen. So sind sie verirrt und von der Nacht überfallen worden. Roland legt in alle Worte und Handlungen des Kaisers einen tiefen Sinn. Wenn ihn der Kaiser „mein Sohn" anredet, so findet er eine Anspielung auf den künftigen Schwiegersohn. Der Kaiser gibt ihm sein Schwert zu tragen, auch Dies ist nicht ohne Bedeutung. Ebenso wenn Roland auf einen Baum steigen muß und der Kaiser ihm zuruft: „Steig' höher und immer höher!" — Roland erblickt ein Licht, und sie gehen darnach.

Achte Scene.

Ein Vorsaal zu Schildeis.

Die Verirrten, Otto und Roland, kommen in der Nacht an und geben sich für Ritter aus, die nach Abenteuern ziehen. Otto und Eginhard haben sich vorher nie gesehen, Adelheid aber ist schon auf ihrem Zimmer. Man weist den Gästen ihr Gemach an, und es gehen Alle ab, bis auf Eckart, der den Roland im Vorsaal zurückhält. Eckart hat

an dem goldenen Kreuz und einem Muttermal den Roland für seinen Sohn erkannt, der ihm mit dem Kreuze, das Eckart als Gnadenzeichen von dem verstorbenen Herzog erhalten hatte, bei einem Einfall der Slaven entführt worden war. Roland ist unendlich erfreut; das einsame Schloß hat sogleich seine Neugierde gespannt, er glaubt, daß er absichtlich hieher geführt worden. Er bittet seinen Vater, sich zu entdecken, ihm Alles zu sagen, indem er nicht anders meint, als daß Eckart irgend ein verkleideter König oder Fürst sei. Eckart sagt, daß hier allerdings ein Geheimniß obwalte, daß er aber vor der Hand nicht sprechen dürfe, wobei er das Geheimniß von Eginhard's Stande im Sinn hat. Roland gibt sich zufrieden und geht in sein Schlafgemach in der festen Hoffnung, daß er am andern Morgen als Prinz aufgeweckt und das große Glück im Schlaf über ihn kommen werde. Kaiser Otto tritt aus einer Nebenthüre. Seine traurigen Gedanken haben ihn nicht schlafen lassen. Er bereut seine Härte gegen seine Tochter. Er hat sich in die Ecke in einen Stuhl gesetzt und schlummert ein. Die Lampe erlischt, nur der Mond scheint durch die hohen Fenster. Adelheid, gleichfalls von unruhigen Gedanken gequält und von der Anwesenheit der Fremden nichts wissend, erscheint in weißem Gewande in dem Saal, ohne den Kaiser in der dunkeln Ecke zu bemerken. Sie trägt eine Laute, stellt sich an das Fenster in den Mondschein und spielt eine sanfte Melodie. Der Kaiser erwacht, sieht lange ungewiß hin, und springt endlich auf. „Mein Kind! Wach' ich oder träum' ich?“ — Adelheid erschrickt: „Geist meines Vaters!“ ruft sie und entflieht. Otto bleibt

zurück; er ist noch immer nicht gewiß, ob es nicht ein Traumbild gewesen. Er ruft den Roland. Dieser erwidert gähnend aus dem Nebengemache: „ob es nun richtig sei?“ Denn er meint, man wecke ihn zu der längst erwarteten Herrlichkeit. Die weitere Entwicklung geht nun schnell vor sich.“

Roland wird vom Dichter selbst als einer der Hauptkaraktere bezeichnet, und wirklich glaubt man anfangs in ihm eine trefflich angelegte Figur vor sich zu haben, beinahe eines jener, hier mit heiterstem Humor angeschauten, Halbgenies, die von künftigen Kränzen träumen, während solidere Geister dieselben wirklich erringen. Allein es ist, als ob dem Verfasser sein eigener Gedanke wieder unter den Händen entschlüpfte; denn während, auf die bezeichnete Weise aufgefaßt, die Entwickelung auf eine, den Träumer nicht allzu sehr verletzende, sondern nur launig ironisirende Weise erfolgen müßte, wird der arme Roland hier vom Schicksal wirklich bitter, und da er in der That in seiner Kindheit geraubt worden, mithin nicht blos in's Blaue hinein geträumt hat, auf eine nicht ganz von ihm selbst verschuldete Weise gekränkt, so daß man irre darüber wird, was Uhland mit diesem „Hauptkarakter“ eigentlich ausdrücken wollte.

Am 21. August schreibt er: „für deinen herrlichen Kavalier* erhältst du hier eine Braut, aber eine kalte, steinerne:

---

* Wahrscheinlich in der Kerner'schen Ballade Der Ring.

Die Braut.

Ein Wandrer geht bei Nacht
In Regen, Donner, Sturm,
Da zeigt im Blitzesschein
Sich ein verfallner Thurm.

Der müde Wandrer steigt
In das Gewölb' hinein,
Die Stille locket ihn;
Legt sich auf einen Stein.

Es ist ihm heimlich wohl,
Er meint, er lieg' im Grab,
Von allem Erdensturm
Selig geschieden ab.

Und wie der Schlummer naht,
Und Träume weh'n um ihn,
So sinkt er tiefer noch
Ins Reich der Gräber hin.

Da liegt ein bleiches Weib,
Von seinem Arm umfaßt,
Sie schlummern Herz an Herz
In trauter, kühler Rast.

Die Sonne steigt empor,
Weckt alles Leben auf. —
Komm, holder Knab', auch du
Aus deiner Gruft herauf!

Und blühend schaut er auf,
Der Morgen bricht herein:
Da liegt er über'm Grab,
Umfaßt ein Bild von Stein!"

War das vorhin gegebene Nachspiel zu Eginhard nur ein, wie es scheint, ziemlich schnell hingeworfener Nachgedanke Kerners, und macht insofern, trotz mehreren höchst drastischen Einfällen, die zeigen, welch reiche Ader des Komischen in Uhland floß, schon von selbst gar keinen Anspruch darauf, mit Jenem in Bezug auf Originalität, wie auf dichterische Form, wetteifern zu wollen* — einiger, wie es scheint, nebenher aus Tiecks Zerbino genommenen Impulse gar nicht zu erwähnen! — so läßt sich umgekehrt gar nicht anders denken, als Uhland habe in der hier mitgetheilten Ballade Kerners oft nachlässige Sprache und mitunter absichtlich etwas bizarr herbeigeführte Schauder parodiren wollen, vielleicht aufgefordert durch irgend einen Scherz, welchen Jener bei Uebersendung des „Ring" an Uhland über dieses Gedicht gemacht hatte. — Zugleich schreibt Letzterer: „Den Roman Hermann von Sachsenheim, den ich einmal in Prosa anfing, hab' ich nun in Romanzen angefangen. Es werden ungefähr zwanzig oder mehr werden.

* Das Nachspiel ist ohne Kerners „König Eginhard, ein chinesisches Schattenspiel," natürlich nur halb verständlich, und wir können nicht genug bedauern, daß die dasselbe enthaltenden „Reiseschatten", (nach unsrer Ansicht bei Weitem das originellste, die Seele seines Verfassers am lebendigsten wiederspiegelnde Werk des tief poetischen Kerner,) den letzten Ausgaben seiner lyrischen Gedichte nicht mehr, wie früher, beigedruckt worden.

Der" ...... (unlesbar durch eine aufgeklebte Oblate) „gehört ursprünglich auch dahin. Hier eine kleine Probe:

„Erste Romanze.

Klärchen wandelt durch den Garten,
Gießt die Blumen, bindet sie;
Ihr, der hülfelosen Waise,
Ward zum Vater Hugo früh;
Doch der zarten Mutterstelle
Stand der schöne Garten vor,
Nährte sie mit seinen Früchten,
Schmückte sie mit seinem Flor,
Wiegte sie auf seinen Zweigen,
Deckte sie mit Schatten lind;
Seine schönsten Blumenfarben
Haucht er ein (?) dem theuern Kind.
Wie die Süße so erwachsen,
Dankt sie seiner treuen Müh',
Pflegt die schwesterlichen Blumen,
Gießet, bindet spät und früh."

. . . .

Erst im April 1810 ward endlich die weiter vorn besprochene Disputation gehalten, und im Mai trat der Dichter die Reise nach Paris an, zu deren Bestreitung ihm das Stipendium, in dessen Genuß er durch die Inskription im Herbst 1801 gelangt war, jährlich zu Kapital angelegt worden. Des Vaters Absicht ging dabei dahin, daß der Sohn den Code Napoleon gründlich studiere, die Absicht des Sohnes selbst, daß er mit den Schätzen mittelalterlicher Volkspoesie auf der kaiserlichen Bibliothek, für deren Studium er sich

auf's Gründlichste vorbereitet hatte, näher bekannt werde. Fast scheint es, Jener habe den juridischen Zweck nur Anstands halber gegen sich selbst und gegen Andre vorgeschützt, denn nähere Kenntniß der französischen Gesetzgebung war in Württemberg, selbst in jenen Zeiten des Rheinbundes, wenigstens kein sehr dringendes Bedürfniß, und jedenfalls mußte er den Sohn genug kennen, um die bevorstehenden Studien in dem genannten Fach als nicht sonderlich tiefgreifend vorauszusetzen.

Wirklich blieben die Ausgabe der cinq codes von d'Hernan und der Kommentar über den code civil von Maleville, die der junge Rechtsgelehrte von Paris mit zurückgebracht, sein ganzes Leben hindurch so gut wie unaufgeschnitten. Auf dem Weg dahin aber hatte er unterm 10. Mai von Karlsruhe aus an Fouqué, mit welchem er wahrscheinlich durch den Seckendorf'schen Musenalmanach in nähere Berührung gekommen, höchst bescheiden, aber immerhin zum Beleg, daß ihm die Göttinnen, nach welchen jenes Taschenbuch sich nannte, mehr am Herzen lagen, als die französische Themis, geschrieben: „Als ich vor einiger Zeit eine Sammlung meiner Lieder herausgeben wollte, fand ich keinen Verleger*; dagegen fand ich in Journalen u. dergl. freundliche Aufnahme, und scheine so bestimmt zu sein, nicht als einzelne Stimme vorzutreten, sondern nur in den Chor deutschen Gesanges einzustimmen."

Wahrscheinlich war es während dieses kurzen Aufenthalts in Karlsruhe gewesen, jedenfalls bei einem nicht viel spätern

---

* Vgl. S. 79.

in genannter Stadt, daß er den Besuch eines Altersgenossen erhielt, welcher mit ihm und seinem Vetter, dem später als Oberamtsarzt in Ludwigsburg verstorbenen Ernst Uhland, damals einem schwarzen Lockenkopf nicht undichterischen Aussehens, studirt hatte, und auf die Nachricht, „Uhland sei da", in den angezeigten Gasthof geeilt war, beim Gewahrwerden des dort Eingetroffenen aber verblüfft ausrief:

„Ah, du bist's, lieber Freund! Verzeih, ich hatte gehört, der Dichter Uhland sei angekommen!"

Der Dichter hatte gutmüthige Schalkhaftigkeit genug, den Gast nach kurzem Verweilen wieder gehen zu lassen, ohne ihn aus dem Irrthum gezogen zu haben. — Nach seiner gewöhnlichen schweigsamen Art scheint übrigens Jeher den vertrautern Freunden, z. B. Kernern, welcher, als er ein Jahr vorher die Hochschule verlassen, im Allgemeinen natürlich so gut als Varnhagen von der beabsichtigten Reise nach Paris unterrichtet war, nicht gesagt zu haben, was ihn eigentlich dorthin zog, so daß Kerner, auf der Rückreise von Wien, aus Augsburg jetzt eben noch einen ihn selbst höchst bezeichnenden Abmahnungsbrief an Uhland geschrieben hatte, von welchem wir hier einen Auszug einschalten. Das Schreiben trägt kein Datum, muß aber in den März oder April fallen.

„Ich rathe Dir in der That, Uhland, nicht nach Paris zu gehen. Jedermann tadelt es. Du kannst mit dem Gelde, das Du dort verbrauchst, Deutschland dreimal durchreisen. Was willst Du in Paris? Die in Sälen aufgeschichteten, gestohlenen Kunstwerke möcht' ich gar nicht ansehen. Ich möchte lieber als

deutscher Dichter, und als Dichter wie Du, Städte wie Hamburg, Nürnberg, Berlin, Wien, Frankfurt, Augsburg, München besuchen. Die Reise bis Paris ist ohne alles Interesse, und Paris selbst wäre mir zum Ekel. Gott, ich weiß es, von welchem Nutzen wären die Reisen, die ich gemacht, Dir mit Deinem ruhigen Gemüth gewesen. Mir waren sie nichts, als daß sie mir sagten, wie viel sie mir hätten sein können, wenn ich ein andres Herz hätte! allein.:... Doch sie können noch in der Folge auch mir Manches bringen. — Ich wollte doch lieber die Kunstwerke der Meister da sehen, wo sie von ihnen hingestellt wurden, als in solchen Teufelssälen: — in den Kirchen, Rathhäusern rc. rc. Aus diesen gerissen haben sie für mich gar keinen Werth mehr. Und da findest Du in Nürnberg noch eine Menge von Dürer, Lukas Kranach, in Augsburg wieder von Dürer, Rubens. Zu Nordhausen, einem Städtchen auf dem Harz, findest Du die herrlichsten Gemälde von Lukas Kranach in der Kirche, wo er sie selbst hinstellte; in der Aegidienkirche zu Nürnberg ein Altarblatt von Vandyk, das Grabmal des heiligen Sebaldus von dem Künstler Stoß*, das ein ganz ungeheures Werk ist deutscher Art. Es hat mich, bei Gott, noch nichts so, nichts und aber nichts so, nicht Umarmung der Geliebten, nicht Blick von einem Berg, nicht Poesie, nicht Tonkunst, nicht Sonne und nicht Mond so hingerissen, als der Anblick des ersten Gemäldes von Dürer; allein es hätte diese Wirkung nicht gehabt, wär' es in einem geweihten Saale gestanden. So aber sah ich es in den heiligen Gewölben der Sebalduskirche zu Nürnberg, wo die verklärten Bilder der Glasmalereien einen heiligen Schein um dasselbe werfen." —

In solchen Kunstenthusiasmus zu gerathen, war Uhlands

* Kerner verwechselt hier Veit Stoß mit Peter Vischer.

Natur nicht geeignet, obwohl der Herausgeber auch in Beziehung auf Kerner, soweit er denselben gekannt, sich zur Annahme berechtigt glaubt, es habe aus Diesem hier mehr der Dichter und überhaupt das leicht zu entflammende Gemüth, als eigentlich der tiefere Kunstsinn gesprochen. Allein nicht die geraubten Gemälde und sonstigen Kunstgegenstände hatten ja Uhland nach Paris gezogen, ja es wäre denkbar, daß er, hierin keineswegs minder national fühlend als sein liebevoller und liebenswürdiger Freund, dieselben kaum flüchtig angesehen. Wenigstens ist uns kein Wort bekannt worden, das er je über jene Kunstschätze ausgesprochen, obwohl aus einer später zu erzählenden Anekdote hervorgeht, daß er die betreffenden Säle besucht habe. Fast aber möchte man, da Kerner so vollkommen überzeugt scheint, Jener gehe hauptsächlich um der Kunst willen nach Paris, annehmen, Uhland, nie geneigt da viel Auskunft über seine Studienziele zu geben, wo er nicht gleiche Bekanntschaft mit denselben, und gleiche Theilnahme für sie voraussetzen durfte, habe belästigenden Fragern, die seine Liebhaberei für die altfranzösische Poesie nicht zu fassen vermochten ja solche vielleicht gar mißdeutet hätten, halb im Scherz die Ausrede hingeworfen, er wolle die pariser Kunstschätze näher kennen lernen*, und daß er eine solche Aeußerung namentlich an

* So warf er später einmal einer Dame, die ihm mit sehr ausführlichen Fragen, ob er ein musikalisches Instrument, und welches er spiele, in einer glänzenden Gesellschaft unbequem kam, um die Sache schnell abschneidend auf was Anderes übergehen zu können, die Antwort hin: „Ja, die Violine!“ obwohl er weder diese, noch irgend ein andres Instrument je erlernt hatte.

Kerner in einem der letzten Briefe gethan. Sei dem jedoch wie ihm wolle, so gibt schon die gänzliche Unkunde des Letztern über den eigentlichen Reisezweck zu einer Bemerkung Anlaß, welcher wir ihre Stelle wohl hier am passendsten zutheilen.

Uhland voll warmer, aufopferungsfähiger Zuneigung und anspruchloser, inniger Vertraulichkeit, voll rührender, bis in's höchste Alter bewahrter Treue gegen seine Freunde — die mitten im Winter unternommene Reise des Greises zu Kerners Begräbniß hatte, wie wir später sehen werden, den ersten Keim der Krankheit geweckt, die Jenem selbst den Tod brachte! — Uhland, für dessen eigene Liebenswürdigkeit die wahrhaft enthusiastische Liebe und Verehrung mancher seiner Freunde — wir nennen, um blos bei Verstorbenen stehen zu bleiben, hier den einzigen Gustav Schwab — das sprechendste Zeugniß ablegt, scheint gleichwohl einen Freund in dem Sinn eines eigentlichen Herzens- oder Seelengenossen, selbst in den Zeiten jugendlichen Anschließungsdranges und jugendlicher Anschließungsfähigkeit, nicht gehabt, vielleicht nicht das Bedürfniß, jedenfalls nicht das Organ zu einer solchen Verbindung in sich getragen zu haben. Von zu vielen noch Lebenden oder bereits Hingeschiedenen, die ihm zum Theil sehr nahe gestanden, haben wir die Antwort vernommen, daß sie über die wichtigsten Beziehungen seines innern Lebens, seiner Ansichten, ja selbst über die Beweggründe und Zielpunkte seiner spätern politischen Wirksamkeit, lediglich keine Auskunft zu geben vermöchten, als daß wir in jener Annahme bedeutend irren könnten, und wir würden überhaupt, da im Ganzen nur sehr wenige

Menschen, welchen die Jugend einmal im Rücken liegt, im Besitz jener Krone des Daseins sind, oder denselben vermissen, dieses Mangels gar nicht gedacht haben, hätte nicht wunderbarer Weise gerade Uhland die Männerfreundschaft in seinem Herzog Ernst auf eine Weise gefeiert, wie kaum irgend ein andrer deutscher Dichter. — Er hatte die Kraft des Alleinstehens, so schmerzlich ihm auch Mißdeutungen der Beweggründe seines Handelns (z. B. gegen den Schluß der Nationalversammlung zu) von Seiten seiner näheren Bekannten werden konnten, und etwas wirklich Heldenhaftes lag in dieser Hinsicht in seiner Natur, gesetzt es habe sich ursprünglich auch mehr auf einen Mangel, als einen Vorzug derselben gegründet. — Er, einer der wahrhaftigsten aller Karaktere, war deshalb doch keineswegs ein durchsichtiger Karakter!

Eine liebliche Neckerei des Zufalls war es, daß der schweigsame Schwabe, als er sofort in Paris angekommen, unter den Buchgethürmen der kaiserlichen Bibliothek, abgeschieden von der ganzen übrigen Welt, auf einen ebenso tief forschenden und ebenso wortkargen Berliner, Mitbewohner des Hauses, in welchem er selbst sich eingemiethet, stoßen mußte, welchem gegenüber jene gegen Kerner und die andern Tübinger Freunde beobachtete Rückhaltung über den eigentlichen Zweck der Reise alsbald wegfiel, nämlich auf den vorhin in Varnhagens Brief (S. 78) erwähnten, zwei Jahre älteren Immanuel Becker, jetzt Professor der klassischen Literatur und Mitglied der Akademie in Berlin, dessen weit berufenem Namen wir hier nichts beizusetzen brauchen. Uhland erhielt von ihm, dessen Fach eigentlich die alten Sprachen

waren, und welcher zunächst um Handschriften des Platon zu vergleichen, nach Paris gekommen, beiläufig Unterricht im Spanischen und Portugiesischen, Becker aber von Uhland, dessen Fach eigentlich die Rechtswissenschaft war, und welchen officiell das Studium des Code Napoleon in die französische Hauptstadt geführt, in den nordischen Sprachen, wie denn Ersterer, der mittelalterlichen Literatur sich bald fast mit gleicher Liebe hingebend, wie der antiken, in der Folge, bei Herausgabe des altfranzösischen Gedichtes Fierabras, Uhlands als gründlichen Kenners in diesem Fach rühmlichst gedacht hat. Auch mit Chamisso, der sich eben damals von Berlin in sein Geburtsland zurückbegeben, machte unser Dichter in Paris Bekanntschaft, in deren Folge Jener bald darauf in Bezug auf Diesen in höchst bezeichnender Weise schrieb:

„Während Viele gar vortreffliche Gedichte verfertigen von der Art, wie Alle sie machen und Keiner sie liest, schreibt Dieser welche, wie Keiner sie macht und Jeder sie liest. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klotzig." *

Ebenso lernte der tübinger Ankömmling während jenes Aufenthalts bald den jungen Joseph Stoll, Sohn eines verstorbenen berühmten Arztes (Maximilian Stoll?) aus Wien, wo im Winter vorher Kerner dessen Freund geworden, kennen. Er ist es, welchen Uhland später, wie K. Mayer a. a. O. annimmt, bei dem Lied Auf einen verhungerten Dichter im Sinn gehabt. Kerner hatte demselben,

* Chamisso's Gesammelte Schriften. Bd. 5. (Briefwechsel.)

den er in Wien in größter Dürftigkeit getroffen, in Heidelberg einen Verleger für seine Gedichte zu schaffen gewußt, von welchen dasjenige „an den Geist meines Vaters" das beste sein soll, während unter den dramatischen Arbeiten eine Posse „Die Schnecken" als von genialer Begabung zeugend geschildert wird. Vergebens hatten, nachdem der erste Theil jener Poesien im Jahr 1811 erschienen, sowohl der Verleger, Braun, als der besorgte Kerner auch den zweiten vom Verfasser zu erlangen gestrebt: die werkthätige Liebe des Freundes vermochte den Untergehenden nicht mehr zu retten*. Wie derselbe in solcher Noth noch einen Abstecher nach Paris zu machen im Stande gewesen, haben wir nicht erfahren. — Der angenahte Winter unterbrach die eifrigen Forschungen auf der kaiserlichen Bibliothek in keiner Weise. Mit eisernem, seine willenskräftige Natur bezeichnenden Fleiß schrieb Uhland, wie Professor Franz Pfeiffer in dem „Nachruf" auf ihn** aus seinem eigenen Munde erzählt, um es in den ungeheizten, durch ein großes Kohlenbecken kaum auf's Nothdürftigste erwärmten Räumen auszuhalten, bis die erstarrte rechte Hand wieder zum Gebrauch tauglich geworden, abwechselnd mit der linken.

* Justinus Kerner ꝛc. ꝛc. Von A. Reinhard. S. 52.

** S. 8 des genannten Schriftchens, welches den zuerst in der Wiener Zeitung mitgetheilten, uns vom Verfasser freundlichst zugeschickten interessanten Aufsatz über Uhland nunmehr in besonderem Abdruck (Wien, Gerolds Sohn) gibt. — Früher an der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart angestellt, hatte Herr Pfeiffer den Dichter persönlich kennen lernen und war in ein sehr inniges Verhältniß mit ihm getreten.

Noch viele Jahre nachher durften seine Freunde, Immanuel Becker und Adelbert Keller, von den Erträgnissen dieser Anstrengung Frucht ziehen, Jener in seiner Ausgabe von „Flore et Blanceflore", Dieser in einer Uebersetzung des „Guillaume d'Angleterre", beide auf Abschriften Uhlands beruhend.

Mitten in diese Arbeiten des Sammlers hinein fielen dann mitunter in günstig gekommener Stunde Erzeugnisse des Dichters, welche mit erstern gar nichts zu thun hatten. So ist z. B. — ein rührender Zug in der Seele des jungen, vom Gewühl der französischen Hauptstadt umbrausten Deutschen! — die Ballade Graf Eberhards Weißdorn in Paris entstanden, und die Schlußstrophe:

> Die Wölbung hoch und breit,
> Mit sanftem Rauschen mahnt
> Ihn an die alte Zeit
> Und an das ferne Land.

gewinnt dadurch erhöhte Bedeutung. — Unmittelbare Frucht des zehnmonatlichen Pariser Aufenthaltes aber waren die in die Uhland'sche Sammlung aufgenommenen altfranzösischen Gedichte, und ein bald darauf in „Fouqués und Neumanns Musen" (Berlin 1812) abgedruckter Aufsatz über das altfranzösische Epos, in welchem der Verfasser den Beweis führte, „daß in der alten nordfranzösischen Sprache ein Cyklus wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet habe, die durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objektivität und ruhige Entfaltung, so wie durch an-

gemessene Haltung des Stils und Beständigkeit der Versweise, endlich durch Bestimmung für den Gesang sich als ein Analogon der homerischen Gesänge und der Nibelungen bewähren.“ Nämlich der Sagenkreis von Karl dem Großen und von dessen Genossenschaft. — Daß wohl auch die auf eben diesen Sagenkreis Bezug nehmenden eigenen Dichtungen Uhlands, Klein Roland, Roland Schildträger und König Karls Meerfahrt, jener Reise nach Paris den Ursprung danken, ist bereits von andrer Seite hervorgehoben worden.* Vielleicht darf denselben nicht minder die normännische Sage vom Taillefer (falls sie nicht englischen Quellen entnommen) angereiht werden.

In Tübingen traf sofort der im März 1811 in die Heimat Zurückgekehrte mit Gustav Schwab zusammen, der im Herbst 1809 die Hochschule bezogen hatte, aber mit dem vom Abschluß der Dissertation hingehaltenen Uhland nur in geringen Verkehr gekommen war. Jetzt trat Dieser mit Jenem in ein sehr inniges Verhältniß, während er mit Kerner, der sich als praktischer Arzt in Wildbad niedergelassen, einen schriftlichen Verkehr unterhielt. In einem Brief an denselben vom 7. Dezember 1811, in welchem er das bekannte Sonett

Es war in traurigen Novembertagen ꝛc. ꝛc.

als neu gedichtet mittheilt, sagt er des Weitern: „Die Beschreibung des Klosters Hirschau in Lessing hat mich zu fol-

* In der ersten Nummer des, in Beilage Nr. 338 ff. der Allgem. Ztg. von 1862 gegebenen Nekrologs von Uhland, einem nicht minder gediegenen Werk, als das Pfeiffer'sche.

genden Versen veranlaßt, welchen aber eine ausführliche Beschreibung des Klosters vorhergehen sollte:

In den Zellen und Gemachen
Sitzen fünfzig Klosterbrüder,
Schreiben Bücher mannigfalt,
Geistlich, weltlich, vieler Sprachen,
Predigten, Geschichten, Lieder,
Alles farbig ausgemalt.

In der letzten gegen Norden
Sitzt ein Greis mit weißen Haaren,
Stützt die Stirn auf seine Hand —
Schreibt sodann: Des Feindes Horden
Brechen ein nach sieben Jahren,
Und das Kloster steht in Brand."

Diese zwei Strophen sind bisher mehrfach Kernern zugeschrieben worden*, indem dieser sie in seiner Beschreibung von Wildbad ohne weitere Angabe mittheilt. Da sie nach Obigem von Uhland herrühren, so machen wir sein Recht an dieselben hiemit geltend. — Sehr bezeichnet unsern Dichter folgender Brief vom 8. Februar 1812 an Kerner:

„Endlich ist Dein Brief angekommen, und hat mich einestheils erfreut, anderntheils durch die Stimmung, in der er geschrieben, betrübt. Wahrhaftig, Du willst Dich nicht aus dieser Niedergeschlagenheit erheben. Glaube ja nicht, daß Du allein der Traurige bist und daß jene Schmerzen Dir allein gehören. Welches edle Gemüth kennt sie nicht? Es ist die himm-

* Z. B. in Griesingers Lexikon von Württemberg.

lische Flamme, die ihr irdisches Leben zu Asche gebrannt hat, ängstlich nach Brennstoff umherflackert, und ihn aus den Höhen saugen will. Aber sie soll und wird nicht erlöschen; wie die Kirchenlampe in der Legende wird sie nächtlicher Weile von Engeln genährt. Warum sind die beschränktesten Menschen die zufriedensten, und lächeln die Simpel* immer? Weil die Erkenntniß des höhern Lebens, die Poesie, fehlt, die das schaale, niedere Leben vernichtet; nein, nicht vernichten soll sie es, läutern, erheben; und kann sie Dies nicht immer, so läßt sie es fallen, wie der Adler die Schildkröte, und fliegt allein der Sonne zu. Das Treiben der Poesie ist mir gerade in Deinem letzten Briefe recht klar geworden. Was kann Dich so sehr gelähmt, so tief niedergeschlagen haben, als Poesie und Liebe? Auf einmal aber sprichst und dichtest Du wieder von alten und neuen Bildern, die in Dir aufsteigen in Goldglanz und Rosenhelle. So gebiert die Poesie den Schmerz, und der Schmerz wieder die Poesie. Nein! laß uns nicht sterben! Wenn uns kein Handeln vergönnt ist, so laß uns leiden und dichten!"

Faßt man die Zeit, in welcher dieser Brief geschrieben ist, näher in's Auge, so fällt eine gewisse Kälte gegen Alles, was nicht den poetischen Beruf betrifft, auf, wie wir einer solchen später in der ersten Abtheilung des Gedichts „Gesang und Krieg" nochmals begegnen werden. Im Februar 1812 nämlich war die württembergische Armee schon in voller Rüstung zum Ausmarsche nach Rußland begriffen, der im nächsten Monat erfolgte. Zwei vertraute Freunde Uhlands, Harpprecht und August Mayer, ja Kerners

* Schwäbischer Ausdruck für Blödsinniger, Cretin.

eigener Bruder*, befanden sich unter den Ausrückenden, während unter dem Publikum, namentlich unter dem Militär selbst, schon damals ziemlich düstre Ansichten über den „gewagten“ Kampf verbreitet waren. Diesmal werde Napoleons Glückstern erbleichen, sagten die Einen unumwunden, ohne daß sich freilich an solche Ansicht schon wirkliche Hoffnungen auf die Befreiung Deutschlands geknüpft hätten, während Andre den Krieg mindestens als höchst mühvoll und gefährlich darstellten. Dennoch nicht ein Wort des Briefstellers an den niedergeschlagenen Kerner, das ihn, ihm einen würdigern Gegenstand der Trauer zu bezeichnen, auf die Hekatomben deutscher Brüder hingewiesen hätte, die abermals dem dunkeln Verhängniß des Vaterlandes zum Opfer fallen sollten; es müßten denn etwa die männlichen Schlüßworte hieher zu beziehen sein: „Wenn uns kein Handeln vergönnt ist, so laß uns leiden und dichten.“ — In dieser Beziehung wird vielleicht manchem Leser auch bei den zahlreichen aus dem Jahr 1809 mitgetheilten Briefen, neben den dort gegebenen Proben eines immer neu und freu-

* Dieser, General von Kerner, war es, der in den ersten Tagen des folgenden Jahrs in Stuttgart eingetroffen und in der abgenützten Uniform, alle Mühsale und Entbehrungen des furchtbaren Kriegs auf dem entstellten Antlitz, zu König Friedrich gerufen, gegen diesen die in Württemberg historisch gewordenen Worte aussprach: „Ew. Majestät haben keine Armee mehr; ich bin einer von Denen, die noch am besten durchgekommen.“ Ein augenblicklicher Schwindel, Folge der überstandenen Beschwerden, welcher den Sprechenden nach diesen Worten befiel, so daß er umzusinken drohte, wirkte auf den nicht leicht zu rührenden Monarchen so erschütternd, daß er in den lauten Angstruf ausbrach: „Helft, um Gotteswillen helft!“

dig sprudelnden Quells der Dichtung in Uhlands Brust, der Umstand aufgefallen sein, daß man nicht mit dem leisesten Wink daran erinnert wird, wie jenes Jahr das Jahr eines neuen Kampfes gegen die deutschen Brüder, das Jahr des Tyroler-Aufstandes, das Jahr von Schills und Braunschweigs Heldenzügen war.* Kerners entzündbarere Seele war durch die kühne That des Letztern zu einem Gedicht veranlaßt worden, in welchem der ganze Schmerz eines deutschen Herzens aus damaliger Zeit widertönt**; und will man einwenden, es sei für Uhland gefährlich gewesen, einem Brief an den weit entfernten Freund ein Wort des Mitgefühls für die deutsche Sache anzuvertrauen, so war doch ein scheinbar gleichgiltiges nicht gefährlich, und überdies die Gefahr nicht so gar groß, oder blieb mindestens von Kerner seinerseits unbeachtet, wie der vorhin mitgetheilte Brief desselben zeigt, wo von den „gestohlenen"

* Am 26. April z. B. wo Uhland in heiterster Stimmung das Nachspiel schickt, mußte mindestens der Anfang der am 19. begonnenen, fünftägigen Schlacht bei Regensburg ihm bereits bekannt sein.

** Auf die Anwesenheit des Herzogs von Braunschweig in Braunschweig im Jahr 1809. Die zweite bis vierte Strophe lautet dort:

So aber bin ich nur ein weinend Kind gleich Allen,
So Schwert als Harfe würd' der schwachen Hand entfallen;
Doch denk' ich Dein und Dein, wallt auf dies träge Blut,
Und sieh, dem Kinde wächst noch alter deutscher Muth;

Dann sieht es Dich, o Held, in Deiner Väter Hallen
Flüchtling, verbannt und arm, in stiller Trauer wallen,
Doch eh' zum neuen Kampf Dich wilder Donner ruft,
Steigst Du, ein treuer Sohn, in ihre stille Gruft.

Kunstschätzen in Paris die Rede ist, und Uhlands Reise dahin als ein, nach des Schreibenden Ansicht, unpatriotisches Unternehmen sehr unverblümt angedeutet wird.

Bald hatten sich, um zum Frühling 1811 zurückzukehren, den zwei Freunden Uhland und Schwab in Tübingen mehrere andere Kräfte beigesellt, unter deren Mitwirkung, sowie unter derjenigen von Fouqué, Kerner, Karl Mayer, August Mayer (Bruder von Karl, bald nachher, wie Harpprecht, im russischen Feldzug gefallen), Chamisso, Eichendorff, Varnhagen, Graf von Löben (Isidorus Orientalis), Helmina von Chezy, David Assur (später Assing), Rosa Maria Varnhagen, Amalie Weisse (nachher verehelichte Schoppe), Kölle, H. Köstlin, J. G. Seegemund, Karl Thorbecke, so wie endlich von Hebel, dem Verfasser der allemannischen Gedichte, und von Conz — nun in den nächsten zwei Jahren, von Uhland mitredigirt, der „Poetische Almanach für 1812, besorgt von J. Kerner," und der „Deutsche Dichterwald von Kerner, Fouqué, Uhland und Andern" (Tübingen, 1813) erschienen. In diesen zwei Sammlungen trat die neue romantische Schule, die sich von der damals noch fortlebenden ältern Tiecks, Bernhardi's, der beiden Schlegel, Hardenbergs (Novalis) u. s. w. nicht unwesentlich unterschied, unsres Wissens zuerst in geschlossenen Gliedern — (Conz und Hebel, die nur am Almanach, nicht am Dichterwald Theil nahmen, waren die zwei einzigen, die ihr nicht angehörten) — auf. Mit frischem Jünglingsmuth wird sie von Uhland in dem Mährchen, welches

den Dichterwald schließt, als Trägerin der wieder erwachten wahren Poesie der Deutschen angedeutet:

Es schreiten die alten Meister
In hehrem stolzem Gang,
Wie riesenhafte Geister,
Mit fremdem Wundersang.

Die Thäler, schlummertrunken,
Weckt der Gesänge Lust;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in seiner Brust,
Der jubelt, tief gerühret:
„Dank dieser goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutsche Poesie!"

Konnt' es aber ihm, welcher dieser Richtung ihre zartesten, süßesten, im Ohr der Deutschen wohl ewig forttönenden Klänge zu entlocken verstand, nachgesehen werden, wenn er in eigner Person mitunter allzu großen Werth auf bloße Formen und Wendungen der mittelalterlich deutschen Poesie legte, so hatte er freilich nunmehr mit der Aufforderung

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!

Manchen zum Spiel mit jenen Formen, oder doch mit der Form überhaupt, gerufen, der sich dem Aufforderer an innerer Weihe nimmermehr an die Seite stellen durfte. Was aber lockte Diesen so mächtig auf eine Bahn, durch welche er mit dem einen der zwei Kronenträger deutscher

Dichtung, mit Schiller, einem bedeutenden Theil von dessen Sphäre nach, in entschiedenen, mit dem andern, Göthe, in mindestens leisen, mehr im Inhalt als der Form sich andeutenden Gegensatz trat? Von Uhlands eigner, eben so geist- als gemüthvoller Erklärung des Romantischen sehen wir hier, wo sich's zunächst mehr von etwas Aeußerlichem, als vom Gehalte selbst handelt, ab, und können Dies um so eher thun, da jene Erklärung sich der Hauptsache nach mehr über das Wesen der Poesie überhaupt, als das der Romantik verbreitet, wie freilich nicht Herr Weisser, wahrscheinlich aber Göthe und, hätt' er noch gelebt, Schiller zugegeben haben würden. Dürfte doch zuletzt das — von Uhland in jener Abhandlung so sinnvoll geahnte — Geheimniß aller Poesie, der romantischen wie der nicht romantischen, seine Lösung in dem erst neuerlich bekannt gewordenen Ausspruch Schellings finden, daß die Seele das Ursprüngliche im All, und unter den drei Weltelementen, Geist, Stoff und Seele, letztere das Vornehmste, der innerste Keim sei, der durch die beiden andern zu Tag dringen will*, und dürfte sich die romantische Poesie von der nicht romantischen endlich vielleicht nur darin unterscheiden, daß jene der genannten Lösung häufig, doch keineswegs immer, um eine Stufe näher steht. Höchstens könnte der Romantik der Zug zum Jenseitigen, Ueberirdischen — nicht, wie Uhland will, zum Unendlichen, denn der Zug zu letzterm eignet jeder wahren Dichtung — vorzugs-

---

* Clara oder Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Ein Gespräch von Schelling 1862. S. 64.

weise zugesprochen werden, denn dieser ist allerdings kein nothwendiger Bestandtheil der Poesie an sich, geht aber auch der romantischen nicht selten ab, wie er z. B. im größten Genius, dessen diese sich rühmen kann, in Shakespeare, fast ganz fehlt, und nur etwa so bei ihm hervortritt, wie auch in der großen Natur selbst, d. h. als unwillkürliche Symbolik*, in Göthe aber, dem „Heiden", wie man ihn genannt hat, den die Romantiker gleichwohl so gern als den Ihrigen ansahen, wenigstens nur sehr sporadisch sich kundgibt. Ja in den von Uhland selbst so bevorzugten und als wesentlich romantisch angesehenen Nibelungen ist zwar, wenn man so will, ein Zug zum Unendlichen, keineswegs aber einer zum Ueberirdischen, zu einer höhern, lichtern

* Die einzige mir im Augenblick erinnerliche Stelle, wo eine höhere, lichtere Welt der irdischen von Shakespeare in positiver, absichtlicher Weise gegenübergestellt wird, sind die lieblichen Worte im Kaufmann von Venedig:

Sieh', wie die Himmelsflur
Ist eingelegt mit Scheiben lichten Golds!
Auch nicht der kleinste Kreis, den du da siehst,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt,
Zum Chor der hellgeaugten Cherubim.
So voller Harmonie sind ew'ge Geister;
Nur wir, weil dies hinfäll'ge Kleid von Staub
Ihn grob umhüllt, wir können sie nicht hören.

(Nach Schlegels Uebers.)

War die hier ausgesprochene Ansicht dem Dichter wirklich in innerster Seele Ernst, so war sie ihm dies wenigstens nur mit jener Inkonsequenz, welche bei dem so vielempfänglichen und von so verschiedenen Seiten her in Anspruch genommenen Dichtergemüthe nicht ganz selten vorkommt.

Welt, wahrzunehmen, und der junge Dichter bringt „das große Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt," mit dem Schauplatz, „über dem ein großes dunkles Verhängniß waltet und uns beständig im Hintergrunde gezeigt wird," unbedenklich unter gleiche Benennung. — Beschränken wir uns aber zur Beantwortung der vorhin erhobenen Frage blos auf die Form, so wurde Uhland der romantischen Schule offenbar zunächst durch seinen ausgesprochenen Sinn für das nationale Element zugetrieben, der, wie wir gesehen, sich schon bei der ersten Probe, die dem Knaben aus dem Nibelungenlied mitgetheilt ward, so mächtig kundthat, und uns weiter vorne zu erklären schien, warum es den werdenden Dichter mehr zu Bürger, als zu Göthe und Schiller hingezogen. Dieser Sinn an sich ist von dem vaterländischen noch sehr wohl zu unterscheiden, wie wir denn Uhlanden sich gleich vornherein für altfranzösische Dichtung fast mit demselben Eifer interessiren sehen, welcher ihn für deutsche und überhaupt germanische (altnordische u. s. w.) beseelte, und wie er später im nämlichen Augenblick, wo er für den deutschen Genius das freieste lebendigste Walten fordert, und seinem Volke zuruft:

> Nicht in kalten Marmorsteinen,
> Nicht in Tempeln, dumpf und todt,
> In den frischen Eichenhainen
> Webt und rauscht der deutsche Gott,

sich recht mit Liebe dem verlockenden Spieltrieb zum italienischen Sonett hingibt, und nicht das mindeste Arge daran

hat, daß das deutsche Gemüth sich in diese Form einenge, die wohl in Italien in gewissem Sinn national werden konnte, (übrigens auch dort im Widerstreit mit der eigentlichen Volkspoesie auftrat,) in Deutschland aber, wenn nicht geradezu selbst ein „kalter Marmorstein“, wenigstens nur allzu häufig eine blos für den Mann von Schule berechnete Spielerei sein wird.

Nur ein pedantischer Wächter des deutschen Parnasses, wie Herr Weisser, glaubt der junge Romantiker, werde der vaterländischen Dichtkunst zurufen:

> Laß, mein Kind, die span'sche Mode,
> Laß die fremden Triolette,
> Laß die welsche Klangmethode
> Der Canzonen und Sonette,
> Bleib der Aftermuse fern
> Der romantisch süßen Herrn*:

Was aber weiß, ließe sich fragen, die deutsche Nation ihrer großen Mehrzahl nach, welche Uhlanden jetzt feiert, wie sie nur noch Einen Dichter neben ihm, Schiller, gefeiert hat, viel von seinen einundzwanzig Sonetten, selbst von den zartesten, sinnigsten unter denselben, wie z. B. Entschuldigung, Geistesleben, Erstorbene Liebe? (in welch' letzterem Stück wenigstens die beiden Schlußterzinen ungemein schön sind.) Kaum ist das einzige, in seiner Form und Ueberschrift nicht ganz edel gehaltene, An die Bundschmecker, um seines in einem triumphirend schönen Ge-

* S. Der Recensent von Uhland (Nr. 1 der Glossen).

danken ausgesprochnen patriotischen Inhaltes willen einigermaßen volksthümlich geworden!

Wohl aber wußte Uhland, um zu diesem selbst rückzukehren, daß unter allen neuern poetischen Literaturen, die französische etwa abgerechnet, die deutsche am wenigsten aus dem Leben der Nation selbst hervorgegangen, am meisten Werk der Schule, der gelehrten Bildung sei, und so wurde denn allerdings sein allgemeines Streben nach dem nationalen Element, so weit es sich um deutsche Dichtung handelte, von dem bei ihm so bedeutend hervortretenden vaterländischen Sinn noch besonders getragen. Daß im Druck der französischen Herrschaft, unter welche das erste Aufblühen seines Dichtergeistes fiel, noch ein besondrer Antrieb liegen mußte, sich an den einzigen Beleg deutschen Volksthums, welchem Wort gestattet war, anzuklammern; braucht keiner weitern Erärterung. Nebenher zog ihn dann, wie es scheint, allerdings auch die Erschlossenheit für das Ueberirdische an, das sich in den Schöpfungen der ältern romantischen Schule der beiden Schlegel &c. &c. bald auf nur erkünstelte, bald auf wirklich tief empfundene Weise kundgibt. Denn nicht nur deutet er auf diese Anziehungskraft in der vorhin gegebenen Abhandlung über das Romantische eigenen Mundes hin, sondern man weiß auch, daß ihn unter jener ältern Schule Novalis, in welchem das Auge für die höhere Welt besonders aufgethan war, am meisten angesprochen. Gewiß aber stand dieser Reiz für Uhland gleichwohl nur in zweiter Linie, denn er war eine zu gesunde und unverkünstelte Natur, als daß jene Richtung bei ihm bedeutenden Einfluß auf Würdigung dichterischer Wirksamkeit hätte gewinnen

können, die nun einmal ihrem Wesen nach zunächst die sinnliche Welt zum Boden hat, und sich nicht zu oft in jene höheren Regionen aufschwingen darf, wenn sie den Eindruck, den ein solcher Aufschwung beabsichtigt, nicht selbst schwächen will. Wie denn auch derjenigen seiner eignen Dichtungen, welche in genannter Hinsicht zu nennen sind, im Ganzen nur eine sehr kleine Zahl ist; vor Allem Die verlorene Kirche, unter den Perlen seiner Muse eine der stralendsten; nebenher noch Schäfers Sonntagslied, Hohe Liebe, Gruß der Seelen, An den Unsichtbaren, und höchstens noch zwei oder drei andre, die sich mit mehr oder minder Recht hieher zählen lassen, wie etwa Gesang der Nonnen, ein Erzeugniß, das, vielleicht die Schlußzeilen ausgenommen, weniger aus innerster Anregung hervorgegangen zu sein scheint. Jedenfalls dürfte mehr der eigenthümliche Sehnsuchtszug in Novalis, sein Suchen nach „der blauen Blume", so wie überhaupt seine oft so ungemein sinnigen Bemerkungen über die verschiedensten Gegenstände des Diesseits wie des Jenseits, als sein Streben, dem Trieb nach Oben einen positiven, fast könnte man mitunter sagen einen konfessionellen, Gehalt zu geben, in Uhland anklingende Saiten berührt haben. Spricht dieser doch in dem Harfnerlied am Hochzeitmahl eine gegen die gewöhnlichen Ansichten von einer höhern Welt sehr schroff abstechende Auffassung, die er allerdings nicht ausdrücklich als die seinige gibt, die er aber doch mit dem Wesen eines Romantikers nicht für unvereinbar hält, in folgenden Worten aus:

Auf des Lebens Bahn dahin
Fleugt der Mensch mit Sturmeseile,
Dann in treuer Freunde Sinn
Dauert er noch kurze Weile.
Durch den Saal, in Erz und Stein,
Steh'n der Vorwelt lange Reih'n,
Können nicht das Auge heben,
Nicht das Wort der Liebe geben.

Keine ewig helle That
Hebt dich aus der Nacht der Grüfte;
Niemand sah des Donners Pfad,
Noch den Fittich sanfter Lüfte.
Wie du auf zu Gott geblickt,
Wie des Freundes Hand gedrückt,
Wie der Liebe Kuß gegeben,
Das entschwindet mit dem Leben —.

(Verse, die, beiläufig gesagt, mitunter an Schillers Manier erinnern, was sonst bei unsrem Dichter so äußerst selten oder nie vorkommt. Besonders die zwei Zeilen:

Keine ewig helle That
Hebt dich aus der Nacht der Grüfte,

sind ganz in Schillers Art.)

Endlich ist unter den Einflüssen, welche den jungen Dichter so mächtig zur Romantik zogen, wohl auch der Umgang mit Justinus Kerner nicht zu übersehen, welcher mit weniger Talent für den Adel der Form, aber mit größerem Geschick die unmittelbare Weise der Volkspoesie aufzufassen, und mit einer Originalität der Anschauung, welche Uhlan-

den verleitete, den Freund anfangs an dichterischer Begabung über sich selbst zu stellen, für das volksthümliche und sagenhafte Element in der deutschen Poesie auf eben so warme als naive Art schwärmte. „Er liebte die Nachdrucker" (der Volksbücher), sagt Varnhagen* gelegenheitlich eines Besuchs bei Fleischhauer in Reutlingen, „wie man Zigeuner liebt, aus dem romantischen, gesetzlosen Hang im Menschen.... Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, sondern der alte Text treu wiedergegeben werde, versetzte der Mann" (Fleischhauer) „unsere Meinung mißverstehend, er würde gern Manches ändern, aber es sei dazu keine Zeit übrig. Gottlob! seufzte Kerner, haben Sie nur immer recht viel zu thun."

Wollte Uhland aber lebendige Dichterkraft, trat er dem gelehrten aristokratischen Anstrich der neuern deutschen Poesie mit vollem Recht entgegen, bemühte er sich, dieselbe, die im Vergleich mit andern Völkern allerdings als ein Epigonenwerk erscheinen muß, wieder den Quellen anzunähern, von welchen sie eigentlich hätte ausfließen sollen, nämlich dem Volkslied und dem Volksepos, und war er endlich in Bezug auf Schiller, als Einzelnen, nicht minder befugt, das Rhetorische und Deklamatorische an diesem großen Dichter als zu stark vorherrschend zu betrachten, so begreift sich schwer, wie er andrerseits nicht empfunden haben soll, daß die Art, wie jener deutsche Volkston nun von Vielen, ja in einigen seiner unbedeutendern Gedichte von ihm

* A. a. O. S. 104.

selbst angeschlagen ward, oder wie Andre sich an ausländische Vorbilder anschlossen, gar häufig ihrerseits nicht minder auf etwas blos Schulmäßiges, Un-, oder mindestens Halb-Lebendiges hinausführte, welches Gedichten, die in jenen vornehmen Formen prunkten, an innerer Seele oft weit nachstand, wie z. B. Schillers allerdings etwas gelehrter, bei den tübinger Freunden aber, oder wenigstens bei J. Kerner, mit Unrecht als ein blos prächtiger Wortschwall angesehenen Ballade Hero und Leander*. Zugegeben jedoch, es sei in andern Erzeugnissen jener Romantiker die Seele auch wiederum sehr lebendig und nicht selten mit mehr Innigkeit und Einfachheit hervorgetreten, als in der entgegengesetzen Schule, so war doch jedenfalls das dichterische Gewand, das sie erstrebten, bei gar Vielen wenigstens in Einer Beziehung noch schlimmer beschaffen, als jene vornehme Aeußerlichkeit, indem es der Kraft des Gedankens, wie sie sich innerhalb dieser glänzenden Hülle ausgesprochen, — man denke an Schillers Künstler,

* Nach Kerners Nekrolog in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 13. Juni 1862, wo jene Ansicht desselben zunächst allerdings nur hinsichtlich der, nach unserm Dafürhalten trefflichen, Verse ausgesprochen wird:

Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt.

Ganz entsprechende Urtheile über Schiller erinnert sich der Herausgeber früher von Gustav Schwab gehört zu haben, und irrt daher vielleicht nicht, wenn er jenen Ausspruch als das Urtheil des ganzen tübinger Vereins ansieht.

das Ideal und das Leben! u. s. w. — in der Regel weniger Raum darbot.

Wirklich könnte es scheinen, die nationale Form an sich, oder wenigstens diejenigen nationalen Formen, für welche er besonders empfänglich war, haben auf Uhland mitunter einen größern Eindruck gemacht, als die lebendige Individualität, und er habe in dieser Beziehung deutschen Dichtern, wenn nur jener volksthümliche Klang da war, und vollends die Gesinnung sich als eine vaterländische auswies, den geringern Gehalt nicht nur nachgesehen, sondern denselben hie und da geradezu übersehen, wie z. B. bei Fouqué.

Soweit der Verfasser dieser Zeilen urtheilen konnte, der freilich, bei der fast fortwährenden Geschiedenheit seines Wohnorts von demjenigen Uhlands, wohl zu häufiger freundlicher Berührung, aber nicht zu eigentlich vertrautem Umgang mit demselben gelangte, und daher sein eigenes Urtheil hier um so weniger für maßgebend ansehen darf, als Jener, wortkarg wie er war, Manches in der Seele tragen mochte, wovon er kein Anzeichen gab, — soweit der Verfasser dieser Zeilen urtheilen konnte, gewann es mitunter das Ansehen, als sei es, so sehr unser Dichter von dem Werth anderer großen Dichternaturen durchdrungen war, doch minder in seinem Wesen gelegen, sich mit jenem ewig neuen Genuß in dieselben zu vertiefen, und sie im eignen Busen gleichsam fortwährend zu reproduciren, wie Solches wohl bei andern empfänglichen Persönlichkeiten vorkommt. Wenigstens erinnere ich mich nur ein einziges mal aus einer jetzt schon sehr entfernt liegenden Zeit, ihn sich mit Wärme

und einiger Umständlichkeit über einen Heroen der Poesie, und zwar über einen von ihm selbst besungenen, Dante, aussprechen gehört zu haben.

Was er sprach bezog sich übrigens auch in diesem Fall nur auf ein bestimmtes, ihn, wie er bekannte, vor allem Andern bei Dante ansprechendes Bild, nämlich auf jene von den Engeln wie von einem Bienenschwarm umflogene, unendliche Himmelsrose, womit das Paradies des großen Italieners schließt. Ueber irgend etwas Anderes, namentlich über die Hölle, die, wenn einmal von dem genannten Sänger die Rede, fast zum Gespräch auffordert, ließ er sich nicht heraus. Auf dem Rückweg — die Unterhaltung fand auf einem mit Gustav Schwab und mir unternommenen Spaziergang statt — kam die Rede auf Schiller; es ist mir aber blos in der Erinnerung geblieben, daß Uhland nichts Bedeutendes über denselben vorbrachte, wie ich mich denn auch keines bedeutenden Wortes von ihm über irgend einen andern Dichter ersten Ranges, namentlich keines über Shakespeare, und selbst keines über Göthe entsinne, welches ich selbst gehört, oder welches mir ein Andrer aus seinem Mund mitgetheilt hätte. Dagegen ist bekannt, und erhellt schon aus den zwei mitgetheilten Aufsätzen des Sonntagblattes, mit welchem Genuß und welcher Liebe Uhland sich in seine Studien über die mittelalterliche Poesie der verschiedenen Völker einließ, wobei es sich, wenigstens sehr häufig, offenbar weniger um den einzelnen Dichter und dessen individuelles poetische Vermögen, als nur um die nationale Form, um den Ausdruck der Volksseele, handeln konnte. Karl Mayers Ausspruch über seinen Freund

(Album, S. 8): „Im Ganzen liebte er an aller poetischen und verwandten Literatur jederzeit mehr den nationalen, als den subjektiven Karakter“ — hat freilich zunächst einen andern Sinn als Das, was im Obigen als Möglichkeit angedeutet wurde, könnte aber zuletzt vielleicht doch auch in dieser Ausdehnung aufgefaßt werden.

Im Dezember 1812 trat unser 25 Jahre zählender Sänger auf der Kanzlei des Justizministers von der Lühe in Stuttgart als Accessist, d. h. als Volontär, ein. Er hatte sich in dieser Beziehung dem Willen des Vaters, der ihm, von seiner Rückkehr aus Paris im März 1811 an, abermals beinahe zwei volle Jahre zu seinen poetischen Studien — wenn auch nebenher wahrscheinlich zur Vorbereitung für die juridische Praxis — zugestanden, gegen die eigene Neigung gefügt, die sich, wenn auch selbstverständlich nicht mit großem Feuer, eher noch dem Beruf eines Advokaten zuwandte, zu welchem er sich schon während des tübinger Aufenthaltes die Ermächtigung ausgewirkt. In dem neuen Wirkungskreis besonders mit Berichten über Strafsachen an den König beauftragt, erfuhr er mehrmals die Genugthuung, daß wenn die Sache nicht in der Form, wie der ängstliche Minister, sondern wie sein junger Untergebener wollte, d. h. lediglich mit Rücksichtnahme auf das strenge Recht, an den Monarchen gelangte, sie von dorther auch in diesem Sinne entschieden ward. Im Ganzen aber lag die Strafgerechtigkeit damals in Württemberg sehr im Argen, und war selbst von Kabinetsjustiz keineswegs frei; dazu kam, daß Uhland, welchem beim Eintritt, wenn er ein Halbjahr verharrt habe, ein Gehalt oder die Verleihung eines andern,

mit Bezahlung verbundenen Amtes in Aussicht gestellt worden, im Lauf von anderthalb Jahren diese Zusage drei- bis viermal vergebens in Erinnerung gebracht hatte. Als daher endlich im Mai 1814 sein Gesuch um die Stelle eines besoldeten zweiten Sekretärs beim Justizministerium abgeschlagen wurde, brach der junge Mann sein Verhältniß zu dem Minister — wie es scheint sehr gegen den Willen des Letztern, der eine solche Kraft sich gerne erhalten hätte, und daher Uhlands frühern, wiederholten Entlassungsgesuchen keine Folge gab — ab, und trat in die Reihe der stuttgarter Advokaten ein. Ueber diesen Schritt sprach er sich in einem vom 10. Mai 1814 datirten Brief an die Eltern also aus:

„Gestern Abend ist in meiner Angelegenheit auf das, nach vorgängiger Kommunikation mit dem Finanzministerium, am Sonntag erstattete Anbringen, welches mir der Minister vorher zu lesen gegeben und ich nach jeder Hinsicht zweckmäßig abgefaßt gefunden hatte, die hier abschriftlich beigeschlossene (abschlägige) Resolution erfolgt.

„Es muß Ihnen freilich schmerzlich sein, daß Ihre bisherigen bedeutenden Opfer, deren Werth ich um so dankbarer erkenne, als sie mit so vieler Schonung gegen mich gebracht wurden, den eigentlichen Zweck nicht erreicht haben, und auch mich wird Mancher bedauern, daß mir eine anderthalbjährige, ziemlich mühselige Arbeit keine Frucht getragen. Auf der andern Seite jedoch werden Sie wohl mehr als ich in mancher Läge des Lebens erfahren haben, wie oft Dasjenige, was äußerlich als ein hartes, ungerechtes Schicksal erschien, in der Wahrheit und im tiefern Grunde die weise Leitung einer gütigen Vorsehung war. So darf ich nun auch aussprechen, was ich bisher

nie gegen Sie geäußert habe, daß durch ein längeres Beharren in meinen bisherigen Verhältnissen, und nun vollends durch ein entschiedenes Anketten an dieselben, mein Inneres von Tag zu Tag mehr gelitten haben würde. Nicht als ob es mir unerträglich geworden wäre, mich mit Dingen zu beschäftigen, die mir von Natur fremd, ja widrig sind, oder als ob es mich zu sehr geschmerzt hätte, die Entwicklung sonstiger Fähigkeiten, die Gott in mich gelegt, gänzlich gehemmt zu sehen; — ich glaube beiderlei Uebelstände seit geraumer Zeit so ziemlich überwunden zu haben, und sehe wohl ein, daß man sich zuvörderst eine äußere Existenz gründen muß, und in gegenwärtiger Zeit am wenigsten seinen Liebhabereien leben kann; allein in denjenigen Geschäftsverhältnissen, worein ich hier immer tiefer verwickelt werden sollte, hätte ich, je mehr ich äußerlich vorgeschritten wäre, um so mehr an Seelenruhe und innerer Selbständigkeit verloren.

„Statt daß ich, wenn der Antrag durchgegangen wäre, eine fixe Anstellung mit ungefähr 800 fl.*, und der, wenn auch noch entfernten, Aussicht auf künftige vortheilhaftere und angesehenere Stellen erhalten hätte, stehe ich nunmehr freilich wieder als simpler Advokat da, der sich erst wieder auf irgend einer Seite Bahn brechen muß. Dabei ist aber denn doch auch nicht zu vergessen, daß ich durch die bisherige Dienstleistung ein Recht erworben, mich um jede

* Diese Summe für den ersten Anfang in der besoldeten juridischen Amtsthätigkeit wäre nach den jetzigen Verhältnissen in Württemberg eine ziemlich hohe, und mag selbst damals, wo angehende Beamte dieses Faches, weil ihre Zahl geringer, vielleicht besser besoldet wären, für hoch gegolten haben. Da Uhland um die also honorirte Stelle, wie aus dem Eingang des Briefes erhellt, sich mit vollkommener Gutheißung des Ministers, oder vielmehr das Ministerium sich um dieselbe für Uhland bewarb, so erhellt daraus, daß dieser für einen sehr tüchtigen Arbeiter gegolten haben müsse.

passende Stelle umzuthun, daß ich hier manche ihrer Zeit vielleicht nützliche Bekanntschaft gemacht habe, und daß ich jedenfalls hoffen kann, auch als Advokat mir ein ordentliches Auskommen bei mehrerer, besonders in jetziger Zeit so wünschenswerthen Unabhängigkeit zu verschaffen.

„Ich weiß in diesem Augenblicke noch nicht, ob ich diesen Brief durch die Post oder sonstige Gelegenheit abschicke, oder ob ich nicht selbst dessen Ueberbringer sein werde. Geschieht Ersteres und bleibe ich etwa noch diese Woche hier, so ist dabei meine vorzügliche Absicht, mich, ehe ich mündlich mit Ihnen über meine künftige Bestimmung zu Rathe gehe, hier ein wenig umzusehen, was etwa da oder dort zu machen wäre.

Mit der innigsten Liebe

Ihr gehorsamer Sohn L.“

„NS. Mein Logis bei Schwabs“ (den Eltern von Gustav Schwab) „habe ich schon an Georgii aufgekündet.“

Zu einigen, für Uhland bezeichnenden, Nebenbemerkungen geben Inhalt und Form dieses Briefes Anlaß. Derselbe ist, so wie wir ihn abgeschrieben, bloße Kopie; und wir werden noch in der Folge sehen, daß der Briefsteller, wenigstens in jüngern Jahren, von jedem von ihm verfaßten wichtigern Schreiben entweder Abschrift genommen, oder dasselbe zuvörderst in einem Konzept entworfen. Unter dem Datum vom 10. Mai steht: „Expedirt den 11. Mai, Mittags 1 Uhr“ — ein Beweis, mit welch geschäftsmäßiger Ordnung er seine Angelegenheiten überwachte. Endlich ist im ganzen Verlauf der sehr sauber geschriebenen Kopie nur ein einziges Wort korrigirt, aus welchem man zugleich ersieht, wie genau es der Dichter auch in Kundgebungen dieser Art

mit der Reinheit des Stils genommen. Er hatte anfangs geschrieben: „daß ich hier manche seiner Zeit vielleicht nützliche Bekanntschaft gemacht", setzte aber dann an die Stelle des in diesem Zusammenhang häufig mißbräuchlich angewandten männlichen Geschlechts das weibliche: ihrer Zeit. — Wird in dem Brief zweimal auf die damalige Zeit als eine solche hingewiesen, die Unabhängigkeit und Sicherstellung der äußern Existenz mehr als je verlange, so hat man sich zu erinnern, daß vor wenigen Wochen erst die napoleonische Weltherrschaft zusammengestürzt, der Friede Frankreichs mit den Verbündeten noch gar nicht geschlossen, jedes Gemüth von den gewaltigen Ereignissen noch aufgerüttelt war.

In die Zeit dieser sehr in Anspruch genommenen amtlichen Thätigkeit aber waren, wie der Inhalt nachweist, die Lieder gefallen, welche die Freiheitskriege zum Gegenstand haben. Rechnet man das in der Uhlandischen Sammlung weit ab von denselben stehende Gedicht Gesang und Krieg, wie billig, nicht zunächst hierher, so kann keines von ihnen vor der Schlacht bei Leipzig entstanden sein, da erst durch dieses Ereigniß König Friedrich bewogen wurde, dem Bunde mit Napoleon zu entsagen, jene Lieder aber offenbar Empfindungen ausdrücken, die nicht als Geheimniß in die Umgebung ihres Verfassers zu treten hatten, wie dies vor jener Schlacht unter dem strengen König unabwendbar der Fall gewesen sein würde. Eins davon, Lied eines deutschen Sängers, gehört augenscheinlich noch in's Jahr 1813; ebenso Vorwärts, da in letzterem Liede Franken und Schwaben aufgefordert werden, zum Rhein

vorzudringen, dieser aber von einem Theil der Verbündeten schon am 17. December 1813, von den unter Blücher vereinigten Heeren wenigstens am 1. Januar 1814 überschritten wurde. Auf das Kind eines Dichters (Justinus Kerners im December 1813 gebornes ältestes Kind, ein Mädchen) dürfte dagegen bereits in's Jahr 1814 fallen, da die Worte:

> Wo über deiner kind'schen Ruh'
> Des heil'gen Krieges Donner rollen —

auf den, im Januar eröffneten, Feldzug in Frankreich zu weisen scheinen. Siegesbotschaft ward offenbar erst durch die „schlimme Sage" hervorgerufen, die, nach der rückgängigen Bewegung der Alliirten im Februar 1814, in Bezug auf den Friedenskongreß in Chatillon „umherschlich" und von „Zwietracht und Verrath flüsterte," während endlich das letzte hieher gehörige Stück, An das Vaterland, von selbst andeutet, daß es nach Napoleons Sturze entstanden.

Dabei macht jedoch die Mehrzahl jener Gedichte, wenigstens auf den Verfasser dieses Buchs, keinen vollkommen befriedigenden Eindruck. Vorwärts und Siegesbotschaft sind poetisch etwas dürftig gehalten, überhaupt aber tönt fast in keinem dieser Lieder der ganze Jubel, die volle Begeisterung der letzten Monate des Jahrs 1813 nach, eine Begeisterung, von welcher sich Keiner, der sich ihrer nicht aus eigener Erinnerung entsinnt, ein Bild machen kann, welche aber bei Uhland in ihrer Vollhöhe zu treffen man allerdings um so eher voraussetzen könnte, als er selbst gelegentlich einmal aussprach, er habe eine ähnliche nie

wieder erlebt. Als Erklärungsgrund des Mangels dürfte zunächst in Betracht kommen, daß unser Dichter weit mehr ein Mann der innigen, als der starken Empfindungsäußerung war, ja daß die Empfindung selbst, nicht blos deren Aeußerung, soweit sie sich nur auf den Krieg bezog, bei seiner ruhigen Natur vielleicht überhaupt nicht so mächtig war, als bei andern mehr entflammbaren Gemüthern. — „Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede mit mildern Lüften und mit sanfterm Liede", ruft er beim Beginn des auf Frankreichs Boden selbst zu führenden Feldzugs in einem Gedichte, das wir gleich nachher näher besprechen werden. Aber: „Keinen Frieden! Krieg, Krieg bis zum Sturz, oder mindestens zur völligen Unschädlichmachung des Korsen!" lautete damals die Losung der feurigern, kampfbegeisterten Sänger.

Sodann dürfen wir, wenn uns der Ton der erwähnten Uhlandischen Lieder auffällt, die Ueberbürdung mit amtlichen Geschäften nicht vergessen, über welche deren Verfasser in dem mitgetheilten Brief klagt. Endlich könnte man auf die Vermuthung kommen, und sie ist wirklich ausgesprochen worden, * als habe auf Uhland auch der Gedanke einigermaßen gedrückt, daß er dem Kampf für's Vaterland den eigenen Arm nicht geliehen. Daß ein solcher Gedanke, obgleich er in der Wirklichkeit wohl nicht sehr schwer auf dem Dichter gelastet, aus dem Lied eines deutschen Sängers, und noch mehr aus den Anfangsworten des Gedichtes Am 18. Oktober 1816 hervorzugehen scheine,

* Im Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung vom 4. December 1862.

Wenn jetzt ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld ꝛc.

möchten wir selbst nicht in Abrede stellen,* während in den zwei Abtheilungen von Gesang und Krieg umgekehrter Weise noch versucht wird, den Sängerorden gegen die Anmuthung, daß auch er unbedingt die Waffen trage, zu schützen. Die erste Abtheilung letztern Gedichtes, in welcher von dem entbrannten Kampf „im Norden" noch mit scheinbarer Kälte gesprochen, dagegen das Recht, auch zwischen Trommelwirbel und Trompeten-Werben hinein das Lied erschallen zu lassen, mit Nachdruck gewahrt wird, steht in unvermitteltem Widerspruch mit den Worten im Lied eines deutschen Sängers:

* Weniger vermögen wir jenen Gedanken in dem in erwähntem Nekrolog hiefür besonders hervorgehobenen Gedicht „An das Vaterland" zu finden:

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all' mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Wir sehen hier nur die mit Uhlands Seele so tief verschwisterte moralische Grazie, nicht „Selbstanklage"; und wir gestehen, daß uns diese schönen, aus des Dichters innerstem Busen geflossenen Zeilen fast mehr ansprechen, als all' seine andern über Deutschlands Kampf gesungenen Lieder.

Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Man wird daher kaum irren, wenn man die Entstehung dieser ersten Abtheilung, in welcher von dem herannahenden Frühling die Rede ist, in das Frühjahr 1813 setzt, wo Preußen bereits den Krieg an Napoleon erklärt hatte, in Württemberg aber jeder Aufruf zu gleichem Kampf noch schwer verpönt war, und annimmt, das Gedicht habe die Bestimmung gehabt, irgend einer Sammlung von Liedern, die, trotz dem Krieg, frei zwischen Preußen und den Rheinbundstaaten sich bewegen durfte, einverleibt zu werden. So ist auch in der 1813 erschienenen Einleitung zu Harpprechts Gedichten, welche, da dieser erst am 10. Januar besagten Jahres starb, in die gleiche Zeit wie jene Dichtung, oder noch einige Monate später gesetzt werden muß, von einem Antheil an der, damals noch von Preußen allein vertheidigten, deutschen Sache nicht die leiseste Spur wahrzunehmen.

Die zweite Abtheilung von Gesang und Krieg, in welcher der am 26. August 1813 gefallene Theodor Körner — denn kein Anderer ist doch wohl der „schwarze Jäger" — bereits als todt erwähnt und der Ruf für „Freiheit und Vaterland" als das schönste Lied hervorgehoben wird, das ein Sänger anstimmen könne, scheint, mit gleicher Bestimmung wie die erste Abtheilung, kurz nach Eröffnung des französischen Feldzugs im Januar 1814 (noch vor der rückgängigen Bewegung im Februar) entstanden zu sein,

da der Dichter auch hier des Frühlings als bevorstehender Zeit gedenkt, und zugleich — wie vorhin bemerkt worden — seine Hoffnung auf baldigen Frieden ausspricht, an welchen man, wie aus einem gleich nachher mitzutheilenden Brief Uhlands erhellt, um die bezeichnete Zeit etwas voreilig geglaubt hatte.

Warum aber nahm Dieser keinen persönlichen Antheil an dem Krieg, wenn die vorhin erwähnte Deutung einiger seiner Gedichte richtig sein sollte, — wenn er einen leisen Vorwurf seines Innern über die Nichtbetheiligung nicht völlig zu beseitigen vermochte? Zunächst durften in Württemberg keine Freiwilligenkorps errichtet werden, Uhlands ganze Natur aber widerstrebte einer Verwendung in der Linie durch und durch. Sodann sah König Friedrich die freiwillige Betheiligung an dem Krieg wider Napoleon höchst mißliebig an; jede irgend durchführbare Maßnahme der Hemmung ward gegen die Kampflustigen in Anwendung gebracht, und vor Allem liefen sie Gefahr in solche Regimenter gesteckt zu werden, welche an dem Feldzug keinen Antheil nahmen; ja mehr als Einem ward auf diese Weise die ungesuchte Ehre zu Theil, bis zum Frieden, mit welchem die übernommene Verpflichtung selbstverständlich aufhörte, in der Garde dienen zu müssen; in ein auswärtiges Frei-Banner einzutreten war aber streng verboten. Endlich hatte Uhland, nachdem ihm die nicht reichen Eltern manches pekuniäre Opfer nach seinem eigenen Ausdruck auf sehr „schonende Weise" gebracht, die lange hinausgeschobene Berufsthätigkeit eben erst, und zwar noch ohne Besoldung, angetreten, als — nicht in Württemberg, wo keine solche

Stimme gestattet war, sondern in andern deutschen Ländern — der Ruf zum Kampf für's Vaterland erscholl. Sollte er die Zeit, wo er nicht mehr von der elterlichen Unterstützung zu leben brauchte, noch weiter hinausschieben? den Eltern für den Augenblick vielleicht noch größere Opfer anmuthen, als dieselben damals noch immer für ihn zu bringen genöthigt waren? So wie wir Uhland kannten, möchten wir das Widerstreben seines Zartgefühls gegen ein solches Ansinnen, verbunden mit der Empfindung, daß er bei der starren Schwerbeweglichkeit seiner psychischen Natur — der körperlichen nach wäre dem Kriegsdienst durchaus nichts entgegengestanden — zum Soldaten nicht tauge, ja wohl dem Spott seiner Kameraden und Vorgesetzten nicht immer werde entgehen können, als den stärksten Beweggrund ansehen, der ihn damals von Ergreifung der Waffen abgehalten. Am ehesten auf diese beiden Motive dürfte auch wohl der ruhige Ton nachfolgenden Briefes hinweisen, der schon einige Monate vor dem vorhin mitgetheilten, nämlich am letzten Tage des Jahrs 1813, geschrieben wurde. In demselben spricht sich der Wunsch persönlicher Theilnahme an dem Kampf entschieden, immerhin aber mit einer gewissen Zurückhaltung und so aus, wie wenn der Ausführung, neben der Abgeneigtheit der Eltern, eine Stimme im eigenen Busen entgegenträte.

Liebe Eltern!

„Für das Christkindle,* das mich sehr erfreut hat, bezeuge ich meinen herzlichsten Dank. Wenn ich von unsern Lebkuchen

* Dieser Ausdruck für Geschenk des Christkindleins; Christgeschenk, wird in Schwaben fast allgemein, selbst von sonst schriftgemäß

esse, kommen mir immer Erinnerungen, sogar aus meinen frühesten Jahren.

Was die gegenwärtige Einberufung (zum Militär) von Söhnen der Honoratioren, von Advokaten, Aktuarien rc. anbetrifft, so weiß man überhaupt noch nicht, wie weit dabei die Absicht des Königs geht, und was davon etwa blos eine Folge der etwas unbestimmten Fassung des Reskriptes ist. Uebrigens scheint gewiß, daß bereits Angestellte nicht damit gemeint sind. Namentlich ist W., der in gleicher Kategorie mit mir läuft und anfangs auch von der Stadtdirektion aufgefordert wurde, auf geschehene Legitimation über seine Anstellung als Accessist auf dem Bureau des Oberjustizkollegiums, wieder ausgestrichen worden. Sie werden daher außer Sorge sein können. — So wenig ich mich übrigens muthwilliger Weise aussetzen werde, so kann ich doch nicht verhehlen, daß wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienstleistung während dieses Krieges eingerichtet werden sollte, wie solche bereits bei allen, von den größten bis zu den kleinsten Staaten Deutschlands, stattfindet, und wogegen unser König allein sich bisher verwahrt hat, ich mich einem solchen, der guten Sache zu leistenden Dienste auf keine Weise entziehen möchte, und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftige Leben finden würde. Ich erinnere mich sogar noch wohl, daß die liebe Mutter selbst einst im Gefühl unseres bisherigen schmählichen Zustandes geäußert hat, daß sie, wenn es einmal auf

---

Redenden, in der Form des Volksdialekts gebraucht, ja häufig in Annoncen für öffentliche Blätter u. dgl. sogar im Druck so angewandt. Uhland sprach ein entschieden schriftgemäßes Deutsch, selbstverständlich aber so, daß einem norddeutschen Ohr der schwäbische Akcent keineswegs verborgen blieb.

unsere Befreiung ankäme, auch ihren Sohn nicht zurückhalten würde.

Vorderhand ist zu erwarten, was der Himmel fügt; die Fortschritte der Alliirten und die sonstigen Nachrichten aus Frankreich machen sogar einen baldigen Frieden nicht unwahrscheinlich. Das Jahr, dem wir entgegen gehen, wird ein bedeutendes sein, wofür ich uns Allen Gottes Segen innig erflehe.

Ihr gehorsamer Sohn L."

Für den Briefsteller selbst erhielt dieses Jahr die hier vorgesagte Bedeutung auch dadurch, daß in ihm zur Herbstmesse, und daher bereits die Zahl 1815 tragend, die erste Ausgabe seiner Gedichte in der Cotta'schen Buchhandlung erschien. Man erzählt, letztere, welche dieselben schon einmal zurückgewiesen (s. S. 79), habe auch jetzt Bedenken gehabt, die Sammlung in Verlag zu nehmen, bis sie sich durch Zureden des geistreichen Freiherrn v. Wangenheim, der, seit 1811 Kurator der Universität Tübingen, dort den Dichter oder doch dessen Erzeugnisse kennen gelernt, dazu bewegen ließ, während schon das nächste Jahr, in Folge des beginnenden Verfassungsstreites, diesem Mann die Uhland'sche Muse aus einer Schützlingin zu einer Widersacherin umwandelte, Uhland aber endlich, neunzehn Jahre später, in wunderlicher Fügung des Schicksals, nicht als Dichter, sondern als Volksabgeordneter Den, dessen politische Ansichten er in dichterischer Form bekämpft hatte, in der angesprochenen Stellung eines Mitgliedes der Volkskammer auf jede Weise zu schützen suchte.

Jetzt zum erstenmal selbständig mit seinen Poesien vor

die Oeffentlichkeit tretend, worauf er, nach dem mitgetheilten Brief an Fouqué, vier Jahre vorher noch beinahe verzichtet hatte, befreit von der Geschäftslast, die ihm seine bisherige Stellung aufgebürdet, und miteinstimmend in den allgemeinen Jubel über Deutschlands Befreiung, scheint er, während der ersten Jahre des nunmehr ergriffenen Berufs eines Rechtsanwalts, im Durchschnitt wirklich sehr heiter gestimmt gewesen zu sein. Jetzt kehrte die Poesie ungehemmter zurück, jetzt bot ihm insbesondere das Haus von Albert Schott, welcher, fünf Jahre älter als Uhland, bereits als Familienvater und Advokat in Stuttgart lebte, Anlaß zu manch ernstem und manch heiterem Gedichte, wie denn noch im Jahr 1825 an Jenen die Verse gerichtet wurden, welche in die Uhland'sche Sammlung unter dem Titel: In ein Stammbuch („Die Zeit in ihrem Fluge streift nicht blos des Feldes Blumen ꝛc.") aufgenommen sind, und wie früher im Jahr 1819, als Schott nach dem Schluß des verfassunggebenden Landtags von seinen Wählern mit einem silbernen Humpen beehrt wurde, sein Freund den körnigen Spruch dazu gab:

Billig wird mit einem Becher
Dieser wackre Mann beschenkt,
Weil er als des Landes Sprecher
Klaren Wein hat eingeschenkt.

Besonders aber war es damals das von Schott und einigen Andern gegründete „Schattenkränzchen", was den Dichter zu manchem poetischen Scherz anregte. In dem auf den stuttgarter Marktplatz ausmündenden, äußerst schmalen „Bandgäßchen" befindet sich nämlich der Gasthof

„zum Schatten", wahrscheinlich wegen seiner Lage, welcher die nah gerückten, hohen Nachbarhäuser die Sonne fast ganz wegnehmen, so benannt. In diesem alterthümlichen, zu traulicher Abendzusammenkunft wie gemachten Hause versammelte sich damals der eben erwähnte Kranz, von dessen heiterem Ton die wenigen überlebenden Mitglieder noch jetzt mit Begeisterung sprechen. Eine aus dem Stegreif veranstaltete Maskerade, womit Schott an seinem Geburtstag überrascht wurde, gab z. B. Anlaß zu einem von Uhland noch in der letzten Stunde hingeworfenen, dem damaligen Schattenwirth in den Mund gelegten Schwank, von welchem hier einige Strophen folgen. Der Verfasser selbst trug dieselben vor, und hatte bei Darstellung der betreffenden Persönlichkeit um so leichteres Spiel, als der Alte, der früher eine Zeit lang in England zugebracht haben mochte, gern mit englischen Redensarten um sich warf, einen pathetischen Ton liebte und als besonderes Abzeichen einen stattlichen Zopf trug, ein Schmuck, der damals bereits sehr in Abgang gekommen.

Ich bin der alte Schattenwirth
Und schlag' an meine Brust;
Vom kühlen Schatten komm' ich her
Zu eurer Abendlust.

Es ist ja Sein Geburtstag heut,
Mein theurer Master Schott!
God bless you, Sir, God bless you, Sir!
Auf deutsch: Ihn segne Gott!

. . . .

Doch muß ich sagen, Master Schott,
Sein Wein ist auch nicht schlecht;
Bei Gott, er ist wie Schattenwein,
So edel und so ächt!

Auch prangt von schönen Ladies hier
Ein glänzender Convent;
Ja, ja, das ist, bei meiner Seel',
Ein hübsches Parlament!

Goddam! hier ist ein nobles Haus,
Ist wie im Schatten just;
Das sagt der alte Schattenwirth,
Und schlägt an seine Brust.

Ein zweites, poetisch bedeutender gefaßtes Uhland'sche Gedicht zeigt ebenfalls, welche Heiterkeit über den Zusammenkünften in jenem Gasthof gewaltet; nach dem in der vierten Strophe erwähnten „Rettungsstreit" und „nahen Freiheitsstern" scheint dasselbe übrigens während des sächsischen Feldzugs, noch vor der Schlacht bei Leipzig, entstanden zu sein, mithin zur Zeit, wo sein Verfasser noch auf dem Justizministerium beschäftigt war, ein Beleg, daß auch diese Zeit nicht ohne Rosen für ihn verlaufen.

Ich weiß mir einen Schatten,
Da fließt ein kühler Quell,
Der stärket jeden Matten,
Der quillt so rein und hell;
Er ist von edelm Schlage,
Und strömt nicht Wasser; — nein,
Der Quell, von dem ich sage,
Ist ächter, goldner Wein.

Im Schatten, frisch und labend,
Da tönt so heller Sang,
Der tönet manchen Abend
Und manche Nacht entlang.
Doch sind es nicht die Lieder
Der bangen Nachtigall:
Wir sind's, wir Schattenbrüder,
Beim frohen Becherschall!

In diesem Schatten blühen
Viel Blumen, hold und fein;
Sie duften und sie glühen
Und haben gut Gedeih'n.
Nicht Veilchen sind's, noch Rosen,
Was uns so lieblich blüht,
Nein! Scherz und traulich Kosen
Und brüderlich Gemüth.

Im Schatten, den ich meine,
Da träumt es sich so mild,
Man sieht im Dämmerscheine
Gar manches schöne Bild.
Wie träumten wir so gerne
Vom heil'gen Rettungsstreit,
Vom nahen Freiheitssterne,
Von Deutschlands goldner Zeit!

Nie mög' in unserm Schatten
Der Quell versiegen geh'n;
Nie soll der Sang ermatten,
Die Blumen nie verweh'n.
Auf nimmer soll versliegen

Der goldnen Träume Schaar,
Das Aechte wird doch siegen,
Der Traum im Schatten — wahr!

Ebenso wurde die bekannte Ballade Von den sieben Zechbrüdern für die Gesellschaft im Schatten gedichtet. Der Verfasser von Albert Schott's Nekrolog im Schwäbischen Merkur (1861) hatte geglaubt, dieselbe beziehe sich auf einen lustigen Unfall, welcher mehreren Mitgliedern des Schattenkranzes, worunter auch Schott, zugestoßen, und Uhland war deshalb um Auskunft gebeten worden. Der greise Dichter hatte darauf unterm 3. Juli genannten Jahrs erwidert: „Das Lied von den sieben Zechbrüdern, im November 1814 verfaßt, wurde von mir, als ich mich auf Besuch in Tübingen befand, mit Aehnlichem an Schott zum Vortrag in der damals „im Schatten“ sich versammelnden Gesellschaft eingesandt, doch ohne mir erinnerlichen Bezug auf ein solches Abenteuer der Vereinsglieder selbst.“ — Da indessen das, jedenfalls einen anekdotenhaften Karakter tragende, Gedicht nach dieser Bemerkung von besonderem Interesse für jene Gesellschaft gewesen zu sein scheint, so dürfte der Umstand, daß der Verfasser sich des angeblich zu Grund liegenden Abenteuers nach 47 Jahren nicht mehr erinnerte, nicht entschieden gegen ein solches zeugen.

Hier ist denn wohl auch der passendste Ort über sonstige individuelle Beziehungen der in jenem Jahr zum erstenmal erschienenen Uhlandischen Gedichtsammlung Einiges zu bemerken. Daß durch die Mehrzahl dieser Jugendpoesien, sowohl der Lieder als der Balladen, das Bild einer, sei es durch den Tod, sei es durch Entsagung, nach kurzer Selig-

keit äußerlich getrennten, und nur im Herzen des Liebenden noch fortdauernden innigen Neigung gehe, ist augenfällig, und findet sich die gleiche Situation auch in jener Dichtung in ungebundener Rede, von welcher Varnhagen einige Zeilen aufbewahrt hat (S. 77). Ob dieses sichtbar bevorzugte Bild nur Erzeugniß der bei vielen zärtern Gemüthern in solchem Alter vorherrschenden elegischen Stimmung gewesen, oder demselben ein wirklich erlebtes Verhältniß unterlegen, läßt sich schwer entscheiden, und selbst der Weg andeutende Ausspruch des Vorworts:

> Doch vielleicht, wer stillem Deuten
> Nachzugehen sich bemüht,
> Ahnt .... als Einheit im Zerstreuten
> Unsers Dichters ganz Gemüth,

kann eben so gut für die eine, als für die andere Auslegung beigezogen werden. Indessen scheint die Häufigkeit der Schilderung denn doch für ein wirkliches Erlebniß zu sprechen, und in diesem Sinn faßten auch alle, mit Uhlands Jugendgeschichte zum Theil sehr genau bekannten Personen, welche über diesen Punkt zu befragen wir uns berufen halten durften, die Sache auf. Aber keine derselben getraute sich, den Gegenstand, der zu jenen Dichtungen den wirklichen Anlaß gegeben, mit einiger Zuverlässigkeit zu bezeichnen, wie denn auch Uhland seinerseits ganz der Mann war, eine solche Neigung, falls sie wirklich stattgefunden, als ewiges, vielleicht nur gegen die spätere Gefährtin seines Lebens enthüllte Geheimniß in der Brust zu tragen. Am meisten Wahrscheinlichkeit hätte noch die Hinweisung auf die schon im achtzehnten Jahr (1807) verstorbene, als ungemein rei-

zend und seelenhaft geschilderte Tochter eines tübinger Professors, Wilhelmine G. Nur wenige Wochen vor ihrem Tod war sie Braut eines jungen Mannes geworden und jedenfalls bezieht sich, wie wir hören, auf sie das tief empfundene, treffliche Gedicht Ein Abend:

> Als wäre nichts geschehen, wird es stille,
> Die Glocken hallen aus, die Lieder enden 2c.

und ebenso das zarte Sonett Die zwo Jungfrauen, in welch' letzterm die andere der beiden Besprochenen als eine Verwandte des Dichters, von gleichem Familiennamen wie er, bezeichnet wird. Gegen die Annahme jedoch, daß jene früh Verstorbene wirklicher Gegenstand der von dem Sänger so oft ausgesprochenen Empfindung, oder vielleicht richtiger, daß jene Empfindung im tiefsten Herzen desselben wirklich so lebendige Worte gefunden, als ihr z. B. in dem eben erwähnten Gedicht Ein Abend, oder auch in Mein Gesang geliehen werden, läßt sich Zweierlei anführen. Einmal daß der Dichter beim Tode der plötzlich Weggerafften von deren nächsten Freundinnen aufgefordert wurde, das traurige Ereigniß nach herkömmlicher Sitte zu besingen, eine Forderung, die wohl nimmermehr gestellt worden wäre, hätten jene nur die leiseste Ahnung von solchen Gefühlen in der Brust des Beauftragten gehabt; sodann daß dieser vermögend war, dem Verlangen zu entsprechen und nachstehendes Gedicht zu liefern, das für einen wirklich Liebenden in solchem Moment zu viele Fassung verrathen würde. Dasselbe ist nur als Bruchstück an uns gelangt, da der verehrten Frau, welcher wir es verdanken (einer nahen Verwandten der Besungenen) einige Strophen nicht

mehr im Gedächtniß waren; gleichwohl dürfte Jeder mit dem von uns eben gefällten Urtheil einstimmen:

Im Namen der Freundinnen.

Fern von Reigen, fern von Scherzen,
Steh'n wir heute ernst und still,
Seh'n uns an mit stummen Schmerzen,
Wissen doch was Jede will.
Ein Gefühl umfaßt uns alle,
Ach, ein mächtiges Gefühl,
Und in eines Namens Halle
Liegt uns so unendlich viel.

Laßt uns diese Stille brechen,
Die das volle Herz beschwert,
Laßt uns von den Tagen sprechen,
Durch die Freundin uns verklärt;
Wo wir mit der Guten wallten,
Nennet jeden schönen Ort;
Wer ein Wort von ihr behalten,
Sag' uns dieses theure Wort.

— — — — — — — — —

Als sie noch so schön geglänzet,
Blumenreich im weißen Kleid,
Damals war sie schon bekränzet
Für das Fest der Ewigkeit.

— — — — — — — —

„Folgte keine meinen Schritten,
Mußt' ich gehen ganz allein?

Weil ich gar so viel gelitten,
Darf ich hier die erste sein.
Harren will ich, o ihr Theuern,
Hier in diesem schönen Raum,
Bis wir wieder alle feiern
Einen neuen Jugendtraum."

Weit eher, als daß Uhland, welcher sich in solchem Augenblick so auszudrücken im Stand war, die Hingeschiedene schon vor Fertigung dieses Gedichtes in tiefem Grund geliebt habe, läßt sich der umgekehrte Fall denken, wonach eine bis dahin noch nicht mit eigentlicher Leidenschaft um die Verstorbene schwebende Zuneigung erst durch Fertigung des Gedichtes und Vertiefung in die vorliegende Situation zur wirklichen Liebe entzündet, das Auge erst jetzt zum Herzen geworden wäre, und in dieses sich die Fluth der Erinnerungen aus der mit Jener verlebten Kindheit unter schmerzlicher Lust, und im Gegensatz mit der gegen die Braut geübten Zurückhaltung, ergossen hätte, wie Solches in Ein Abend und dem, ohne Zweifel auf den gleichen Gegenstand bezüglichen, in der Sammlung unmittelbar folgenden Gedicht Rückleben ausgedrückt ist. Von da an mochte dann die Gestalt der dem Staub Entrückten, getragen von der ganzen Erhebung, deren eine seelenvolle Einbildungskraft fähig ist, mehrere Jahre lang im reinen Aetherlicht über dem Jüngling gestanden haben. Vielleicht daß auf eine solche in der eigenen Brust des Dichters zu spät gekommene Liebe, die nebenher möglicherweise zugleich eine sein konnte, die er, seines reizlosen Aeußern, seiner Ungewandtheit bewußt, nicht auszusprechen gewagt, so

lange Zeit dazu war, — auch die tief ergreifenden Worte in der Ballade Der Rosenkranz hinweisen:

> Nie hat dich, du rauhe Rechte,
> Weiche Frauenhand gedrückt!
>
> . . . .
>
> Wehe! könnt' ich mich verjüngen!
> Lernen wollt' ich Saitenkunst,
> Minnelieder wollt' ich singen,
> Werbend um der Süßen Gunst.
>
> . . . .
>
> Weh! zu früh' bin ich geboren!
> Erst beginnt die goldne Zeit u. s. w.

Auf den Herausgeber mindestens hat diese rührende Klage mitunter den Eindruck machen wollen, als ließe uns der durch seine Aeußerlichkeit nicht für Liebesglück begünstigte Dichter hier tief in sein eignes Innere hinab blicken. Indessen hat Letzterer, schon im höhern Alter, bei einem Gespräch über die Person von Schillers „Laura", die, für gegenwärtige Frage freilich nicht geradezu maßgebende Bemerkung gemacht, „man verkenne ganz die Freiheit der Poesie, wenn man jedes Gedicht wie einen Erguß über eine besondere Begebenheit oder Person, über ein besonderes Verhältniß ansehe. Wie viel könne in dem Dichter auf dem Weg zu dem Gedicht noch vorgehen, eh' dasselbe in die Wirklichkeit hervortrete!" — Wie sehr übrigens die von uns hier mehr angeregte als aufgeklärte Sache manch' gefühlvolles Gemüth in Deutschland seit Langem in Anspruch

genommen, beweist der rührende Umstand, daß wenige Wochen nach Uhlands Tod Karl Mayer als „vertrautester Freund des Verstorbenen“ von mehreren ihm unbekannten Frauen in Schlesien brieflich um Auskunft über diese Lebensbeziehung des von ihnen hoch verehrten Dichters gebeten wurde, ohne daß der Befragte im Stand gewesen wäre, die Frage genügend zu beantworten. Ebenso zeugt der damals vorgekommene bekannte und alsbald zurecht gewiesene Irrthum eines Kritikers, wonach der „nie verheirathet gewesene“ Uhland in dem dritten der Bursche, welche der Wirthin Töchterlein auf der Todtenbahr' liegen sehen, sich selbst geschildert hätte, nur von der durch ganz Deutschland gehenden Empfindung, des Dichters eigene Brust sei vor allen eine solche gewesen, worin das Bewußtsein zu wurzeln vermocht habe:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich heut',
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Könnten wir uns befugt halten, hier ein Endurtheil auszusprechen, so möchten wir sagen, Uhlands von einer fortbildenden Seele getragene Phantasie scheine zur Empfänglichkeit für eine wahrhaft tiefe Liebe geeigneter gewesen zu sein, als sein Herz, d. h. sein Blut und seine Nerven, so sehr er auch weiß und z. B. in dem im März 1808, kein volles Jahr nach dem Tod Wilhelminens G. an Kerner gesandten Sonett (S. 76) kund gibt, was heiße Liebesgluth sei. Wohl aber habe der Klang, welchen der Eindruck seelenhafter Phantasie einmal in seinem Dichterbusen hervorgerufen, fortan mit unnachlassender Treue in demselbeu fort-

gehallt, so daß sich fast die Worte Michel Angelo's an Vittoria Colonna auf den deutschen Sänger anwenden ließen:

La vita del mio amor non è 'l cuor mio;
Che l'amor di ch'io t'amo è senza cuore
Là volto, ove mortal pieno d'errore
Affetto esser non può, nè pensier rio. *

Gehen wir von da zu Gedichten über, die, obwohl auch sie das süße „Neigen von Herzen zu Herzen“ zum Gegenstand haben, doch mehr nur die Erregung des Augenblickes besingen, so treten uns aus der Reihe dieser Kinder leichtern Glücks und leichterer Schmerzen, deren Zahl keineswegs so gering ist, als man bei der stillen, ernsten Natur des Verfassers annehmen könnte, vor Allem zwei entgegen, Wunder und Entschluß, die, beide in's Jahr 1805, das achtzehnte des Dichters, fallend, an die damals vierzehnjährige reizende Schwester Albert Schott's, (nachher als Frau von Dürand-Mareuil nach Frankreich übergesiedelt) gerichtet sind, und beweisen wie hoch empfänglich der im gewöhnlichen Leben ungelenkig und trocken erscheinende Sänger für die Zauber persönlicher Grazie war, die sich in der Besungenen auf eine selten gesehene Weise vereinigten. Andere Gedichte, wie z. B. An Sie („Deine Augen sind nicht himmelblau ꝛc.“), Schlimme Nachbarschaft u. s. w. sollen an eine längst verstorbene schöne Blondine, Fräulein Geß, die Nachbarin des Dichters, ge-

* Es ist mein Herz nicht meiner Liebe Leben;
Die Liebe, die zu deinem Selbst ich richte,
Schwingt ohne Herz sich hin, wo vom Gewichte
Sie frei ist, das bedrückt ein sterblich Streben.

richtet gewesen sein; wieder andere an die Cousine Uhland,* die wir schon vorhin in Die zwo Jungfrauen neben Wilhelmine G. gestellt fanden, und wenn somit nach des Dichters Aussage zur Zeit, als er sich des Rechts beflissen, „noch dem Gotte mit der Binde manches Lied geweiht ward," so sieht man, daß diese zahlreichen Lieder durchaus nicht bloße Luftgespinnste waren. Mocht' er in Bezug auf höhere, bedeutungsvollere Liebesgunst in dem Sonett Entschuldigung immerhin mit Recht sagen:

Was ich in Liedern manchesmal berichte
Von Küssen in vertrauter Abendstunde,
Von der Umarmung wonnevollem Bunde,
Ach, Traum ist leider Alles und Gedichte —

so scheint er das kleine, zarte Spiel der Minne, das nach Shakespeares Bemerkung so süß und unzerstörbar in der Erinnerung haftet, als die höchste Hingebung der Seele, denn doch mitunter so gut und in so frühem Alter mitgespielt zu haben, als irgend ein anderer Liebling der Musen.

Abgesehen von dergleichen zärtern Beziehungen könnte hier etwa noch bemerkt werden, daß unter dem Thal („Wie

* In Bezug auf Letztere ist uns ein so liebenswürdiger Zug des Knaben Uhland mitgetheilt worden, daß wir ihn hier wiedergeben zu müssen glauben. Sie wohnte im gleichen Haus mit diesem, und war als Kind von fünf oder sechs Jahren einmal zur Strafe in's Ofenloch gesperrt worden, worüber sie in entsetzlichen Jammer gerieth. Da schlich sich der um einige Jahre ältere Vetter, an jedem andern Ausweg sie zu trösten verhindert, auf die Dachkammer und erzählte durch eine dort befindliche Oeffnung im Kamin der ein oder zwei Stockwerke weiter unten Eingekerkerten allerhand Geschichtchen, so daß bald alles Weinen aufhörte und die Kleine sich endlich ganz gerne in ihrem Gefängniß befand.

willst du dich mir offenbaren, wie ungewohnt, geliebtes Thal?") das südöstlich von Tübingen gelegene, nach dem Dörfchen Wankheim benannte Thal gemeint sein soll, in welchem, als dem Lieblingswinkel des Dichters, überhaupt eine bedeutende Zahl seiner Dichtungen entstanden sei. Die wirkliche Scenerie zu dem Gedicht Auf der Ueberfahrt hatte die Gegend des unterhalb Kannstatt reizend am Neckar gelegenen Dorfes Hofen, mit der Ruine einer bedeutenden „Burg" und einem „rauschenden Wehr", geliefert. Ueber den „brausenden" jungen Freund, welcher dort genannt wird, ist bereits weiter vorne berichtet worden; der ältere, „vatergleiche" war ein Bruder von Uhlands Mutter, Pfarrer in dem benachbarten Dorfe Schmiden. Als der Ort, welcher zu dem Gedicht Die Kapelle Anlaß gegeben, wird die bekannte auch von Lenau, Schwab und Karl Mayer besungene Wurmlinger Kapelle in der Umgebung Tübingens bezeichnet. Das Gedicht Auf ein Kind („Aus der Bedrängniß, die mich wild umkettet" ꝛc.) bezieht sich auf Kerners schon früher erwähntes ältestes Mädchen, und wurde dem Vater am 18. September 1814 mit folgender Eingangsstrophe zugeschickt, die jetzt im Abdruck weggelassen ist:

Von Schwermuth und von Bangigkeit befallen
Pflegt Mancher nach dem stillen Ort zu wallen,
Wo unter blühendem Gebüsche,
Bei eines klaren Brünnleins Frische,
Ein lichtes Heil'genbild in seiner Nische
Herniederlächelt,
Bis Himmelstrost den Leidenden umfächelt.

Die Anfangsworte der zweiten, jetzt allein stehenden Strophe, lauteten, in Folge dieses Eingangs damals etwas abgeändert, so:

So hab' ich, von des Lebens Angst umkettet,
Zu dir mich, o du süßes Kind, gerettet rc.

Wahrhaft nothwendig zur Würdigung der Ballade Des Sängers Fluch ist die Erklärung, welche ihr Verfasser selbst einem befragenden Freund über deren Entstehung gegeben. Wir bekennen offen, daß uns dieses Gedicht bis in die neueste Zeit minder angesprochen, ja in mancher Hinsicht geradezu zurückgestoßen hat, und wirklich glauben wir die große Beliebtheit, in welcher es steht, mehr auf Rechnung der vortrefflichen Komposition, die es zum Gesangstück erhoben, als des innern Gehaltes, so weit derselbe bis jetzt bekannt war, setzen zu dürfen. Ein so toller, unvernünftiger Wütherich, der auf keine Weise höheres Interesse erregt, wie der König in genannter Ballade, ist kein würdiger Vorwurf für die Dichterkraft, und muß auch der Schlußgedanke

Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch!

vortrefflich genannt werden, so hätt' es doch zu Darstellung desselben keiner so langen, blutigen Geschichte bedurft, in welche der Gesang „von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt" und „allem Hohen, was Menschenbrust erhebt", etwas unmotivirt und gleichsam nur, damit jenes Ungethüm Anlaß habe über einen so edeln Stoff in Wuth zu gerathen, hereingezogen wird; nichts davon zu sagen, daß die Wir-

kung der Schlußworte durch die geringe Wahrscheinlichkeit, als habe der Name eines Fürsten, von welchem man doch eine so umständliche Geschichte weiß, je vergessen werden können, bedeutenden Eintrag erleidet. Alle hier angeführten Mißstände aber — (einige andere werden erst bei der weiter hinten folgenden Beurtheilung der Gedichte als solcher zur Sprache kommen) — verschwinden, und die Ballade erhält eine hohe Bedeutung, wenn man, was uns erst nach Uhlands Tod aus dem Munde des erwähnten Freundes mitgetheilt wurde, erfährt, daß jene zur Zeit von Deutschlands Knechtung entstandene Dichtung unter dem König, der „an Land und Siegen reich, auf seinem Thron gesessen so finster und so bleich", den damaligen französischen Kaiser, in dem jungen Sänger die von Jenem unterdrückte Freiheit, in dem alten Sänger — dem Meister des Jünglings — das Volk habe bezeichnen wollen. Indem so auf bestimmte, furchtbare Verhältnisse hingewiesen wird, — (man denke sich z. B. die Entstehung des Gedichtes etwa nach der Erschießung Palms!) — bekommt die vorher ganz unmotivirt dagestandene und daher fast auf einen noch etwas knabenhaften Darsteller deutende Atrocität des Tyrannen ein ganz anderes Aussehen. Die etwaige Uebertreibung wird dem Dichter, der im Namen seines zertretenen Vaterlandes spricht, nachgesehen; die Wahl des hohen Gegenstandes, von welchem die beiden Sänger singen, bekommt eine sehr nahe liegende Begründung; der auf Napoleon nicht passende Zug der Eifersucht auf die Königin erhält als Vorkehr, um die Augen der französischen Spürerei abzulenken, Entschuldigung, und scheint es endlich bei all' Dem, dem Dichter sei

Das, was ursprünglich nur Allegorie sein sollte, unter der Hand doch zu einem wenigstens halb und halb selbständigen Gedicht geworden, so bleibt gleichwohl jener großartige Grundzug immer stehen und verleiht dem Ganzen eine besondere Weihe. Denkt man z. B. daran, daß Napoleon sich heiß nach einem ihn feiernden Dichter seines Volkes sehnte, einen solchen aber unter dem jeden Geistesschwung lähmenden Despotismus auf keine Weise zu erlangen vermochte, so werden folgende Strophen besonders bedeutungsvoll, und passen sehr in den Mund eines Sängers deutscher Nation, für welche damals, dem riesigen Glück jenes Mannes gegenüber, fast nichts übrig gelassen war, — nichts als der zürnende Glaube an eine Zukunft, wie sie hier verkündet wird:

Weh euch, ihr stolzen Hallen, nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängerthums,
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!

Daß der eben so lieblichen, als schalkhaften Romanze Ritter Paris die Beziehung auf irgend eine Persönlichkeit aus dem nähern Bekanntenkreis des Dichters unterliege, ist höchst wahrscheinlich, wir haben aber nichts Siche-

res hierüber zu erfahren vermocht. Die drei scherzhaften Gedichte Der Recensent (in Form einer sog. Glosse), Frühlingslied des Recensenten, und Bekehrung zum Sonett haben den schon genannten Chr. Fr. Weisser, den Bekämpfer der romantischen Schule, zur Zielscheibe. Gegen eben denselben, der sich gern als Frauenspötter vernehmen ließ und daher den Zorn des jungen Sängers wie billig auf sich lud, sind auch die Worte in der Einleitung zu Graf Eberhard der Rauschebart gerichtet, wo vom Schwabenlande gesagt wird:

Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht.

Fast scheint es, dieser Antiromantiker, der vielleicht die Gönnerschaft reicher Familien liebte, sei auch unter dem Diener Thomas gemeint, welcher in der von uns mitgetheilten, bisher ungedruckten Scene zum „Ständchen“ dem Junker David ein Liebeslied machen muß. Die ganze Haltung des Thomas, seine schwer in Bewegung zu setzende Phantasie, sein festes Halten an der Wirklichkeit der Dinge, seine Abneigung gegen Mondschein-Spaziergänge u. s. w. deuten dahin. — Jedenfalls ist derselbe endlich unter dem Spindelmann (diesen Namen führte er in dem tübinger Jugendkreis) verstanden, welcher im Mährchen den Prinzen mit den Worten warnt:

Romantische Menschenfresser
Hausen auf jenem Schloß,
Die mit barbarischem Messer
Abschlachten Klein und Groß.

Die Jahre 1815 und 16, in welchen der Aufschwung, den der Volksgeist im Jahr 1813 und 14 genommen, noch mächtig fortzitterte, und anfangs, wenigstens in Württemberg, sogar neue Nahrung bekam, sollten unsern Dichter in eine ganz neue Sphäre der Poesie, wie der Rechtswissenschaft werfen. Bevor wir jedoch derselben nahen, möge noch Einiges aus der alten Sphäre beigebracht sein. In einem Brief an Kerner vom 10. Mai 1815 verwahrt sich Uhland gegen eine angebliche Liebe, mit welcher Jener ihn geneckt zu haben scheint, durch Berufung auf folgendes Sonett, worin der von Minneklang sonst überquillende Sänger plötzlich selbst die Rolle Herrn Weissers übernimmt:

Bedächten wir, verliebte Kunstgesellen,
An wen wir unsre Liebeslieder richten,
Das könnt' uns allen Liedermuth vernichten,
Das möcht' uns allen Minnesang vergällen.

Was wissen Mädchen von kastal'schen Quellen?
Verzeih'n sie doch dem Dichter kaum das Dichten;
Und zehnmal lieber sind mir noch die Schlichten,
Als jene, die empfindungsreich sich stellen.

Was seh' ich, theure Brüder, welch' Ergrimmen!
Wollt ihr mit Flammenblicken mich verzehren?
Nein, edle Sänger, laßt euch nicht verstimmen.

Laßt immerfort die Saiten süß ertönen!
Die Welt sollt ihr mit Liederklang verklären:
Verklärt denn auch die so genannten Schönen!

Zu einem andern Scherz gab eine Vergeßlichkeit An-

laß. Gustav Schwab, der in Tübingen, der damaligen Kleidervorschrift des theologischen Stiftes gemäß, immer mit seidenen Strümpfen versehen war, hatte bei irgend einer Gelegenheit Uhlanden ein Paar derselben geborgt, dieser aber die Rückgabe vergessen. Als nun Jener im Herbst 1815 von einer Reise durch Norddeutschland, welche er nach dem Abgang von der Hochschule unternommen, heimgekehrt, erhielt er das Depositum mit folgendem Sonette des Freundes zurück:

Du jagtest, Freund, nach mannigfachem Wissen,
Ein rascher Wandrer auf Norddeutschlands Wegen;
Du triebst dich um, wie Musenjünger pflegen,
Und hast darob der Strümpfe viel zerrissen,

Indeß, bewahrt von allen Kümmernissen,
Dies Sockenpaar in meinem Schrank gelegen;
Der Zukunft harrt es ahnungsvoll entgegen,
Und schien mir deinen theuern Fuß zu missen.

O segnet euer Theil, beglückte Socken!
Nicht geht es fortan durch Gebirg und Sümpfe;
Auf Heimatfluren wallt ihr weich und trocken.

Ihr wandelt sachten Tritts auf Kanzeltreppen,
Und trifft auch euch das ew'ge Loos der Strümpfe,
So wird euch eine junge Hausfrau steppen *.

* Dieses letzte Wort, welches nach Adelung jene Art des Nähens bezeichnet, bei der nach Abzählung von je zwei oder drei Fäden, an einander hängende Stiche, und durch diese dann gerade Linien, Blumen u. dergl. gebildet werden, ist in der angeführten Bedeutung auch in Schwaben üblich, soll aber von Uhland, wie wir hier=

Etwa ein Halbjahr später, in die ersten Monate des Jahrs 1816, fällt der Sängerstreit, dessen Andenken Rückert in der größern Ausgabe seiner Gedichte (Bd. 2, S. 262) aufbehalten hat. Der genannte, formgewandte Dichter, damals in Stuttgart wohnend, und Uhland waren in einer größern Gesellschaft zusammengetroffen, und zu einem poetischen Wettstreit über die Frage aufgefordert worden, ob Untreue oder Tod der Geliebten das kleinere Unglück sei. Das Thema ward alsbald in folgende vier Zeilen zusammengefaßt:

Sänger, sprecht mir einen Spruch!
Sagt mir, was ist mindre Noth:
Der Geliebten Treuebruch,
Oder der Geliebten Tod?

und Uhland erhielt, sei es durch's Loos, sei es durch andre Entscheidung, die Aufgabe in einer, obigen vier Zeilen entsprechenden, Glosse den Tod als das geringere Unglück darzustellen, während Rückert den umgekehrten Satz in gleicher Form zu vertheidigen bekam. Beider Gedichte lauten also:

---

auf von Sachkennerinnen aufmerksam gemacht wurden, mit dem schwäbischen Ausdruck stoppen, d. h. stopfen, Löcher ausfüllen, verwechselt worden sein. Gleichwohl ließe sich für unsern Dichter, der in Bezug auf Sprachrichtigkeit kaum je auf falscher Fährte befunden worden ist, vielleicht anführen, daß der auf Schiffen übliche Ausdruck „ein Segel steppen“, d. h. es mit alten Werfenden durchziehen, den Sprachforscher Adelung selbst auf die Vermuthung führt, das Wort scheine in letzterer Beziehung „zu stopfen, niederdeutsch stoppen zu gehören.“ Uhland hätte sich also blos erlaubt, eine Benennung, die sonst nur für ein Geschäft von Matrosenhänden üblich ist, hier auf eines von zärtern zu übertragen.

Uhland:

Die vom Schwur sich losgezählet,
In der reichsten Schönheit Schmuck
Ist sie doch ein Höllenspuck,
Dessen Anblick schreckt und quälet:
Reines Weib, das nie gefehlet,
Lächelt noch im Leichentuch,
Denn sie schied mit dem Versuch,
Sel'gen Liebestrost zu sagen:
Drum ist minder Tod zu klagen,
Als gebrochner Treuverspruch*.

Wenn Verrath, was Gott verhüte,
Einen edeln Sänger trifft,
Wandelt sich sein Lied in Gift,
Stirbt ihm aller Dichtung Blüthe.
Wenn die Braut von reiner Güte,
Hingerafft durch frühen Tod,
Ihm entschwebt in's Morgenroth:
All' sein Blick ist dann nach Oben,

---

* Leser, welche mit dieser poetischen Form weniger bekannt sein sollten, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß die Strophenzahl der Glosse der Zeilenzahl des Thema's entsprechen, und das letzte Wort jeder Schlußzeile der einzelnen Strophen dem letzten Wort in der entsprechenden Zeile des Thema's gleich sein muß. Es hatten sich also in den vier Strophen der beiden Sänger der Reihe nach folgende Schlußworte zu wiederholen: Spruch, Roth, Bruch, Tod, so jedoch, daß Uhland, als dem zuerst Sprechenden, oblag, diese Worte, wie hier, in absteigender Folge anzubringen, seinem Gegner dagegen in umgekehrter Ordnung, also Tod, Bruch, Roth, Spruch.

Und in heil'gem Sang enthoben
Fühlt er sich der ird'schen Noth.

Jene, die der Tod entnommen,
Diese, die im Unbestand
Weltlichen Gemüths verschwand,
Keine wird dir wiederkommen.
Wann der große Tag entglommen,
Wo von Gottes Richterspruch
Heil ergeht und ew'ger Fluch,
Dann ist Jene neugeboren,
Diese bleibt auch dann verloren:
Mehr als Tod ist Treuebruch!

Der du Kampf mir angesonnen,
Wie du sonst mich überfliegst,
Hoff' nicht, daß du heute siegst:
Wahrheit hat voraus gewonnen!
Ob dem Sang, den du begonnen,
Wird dir selbst die Wange roth,
Und dein Herz vor banger Noth
In mein Lied herüberflüchtend,
Ruft, des Truges dich bezüchtend:
Falschheit kränket mehr als Tod!

Rückert:

Gegner, doppelt überlegen,
Ausgerüstet mit zwiefalter
Waff' als Dichter und Sachwalter,
Wenn ich dir mich stell' entgegen,
Nenn' ich's um so mehr verwegen,
Als, wie du mir selbst gedroht,

Dir als Antwort dar sich bot
Gute Sach', und mir die schlechte;
Daß mir bangt, wie ich verfechte
Falschheit gegen Treu' im Tod.

Dennoch sprech' ich exzipirend:
Wenn ein edles Herz es gibt,
Das uneigennützig liebt,
Im Geliebten sich verlierend,
Dieses, sich mit Demuth zierend,
Trägt Entsagung ohne Fluch,
Wann die Braut, statt Leichentuch,
Fremder Hochzeitschleier schmücket;
Und es fühlt sich selbst beglücket,
Wenn sie's ist durch Treuebruch.

Ferner: Wenn's ein Herz kann geben
Von so sanfter Blumnatur,
Das aus liebem Antlitz nur
Wie aus Blumen saugt sein Leben;
Wann die Sonnen ihm entschweben
In die lange Nacht, den Tod,
Leuchtet ihm kein Morgenroth;
Doch so lang' die Augen funkeln,
Mag auch Untreu sie verdunkeln,
Leben kann es doch zur Noth.

Endlich, wer mit solchen Flammen
Liebt, wie ich zwar selber nicht,
Daß er denkt, was heut zerbricht,
Wächst auf morgen neu zusammen;
Der verschmerzt des Treubruchs Schrammen

Leicht, aus Hoffnung zum Versuch,
Ob sich heilen läßt der Bruch;
Aber mit gebroch'nem Herzen
Läßt sich ganz und gar nicht scherzen;
Drum: Eh'r falsch als todt! mein Spruch.

In dem lieblich zarten Gedichte, womit Rückert im Jahr 1836, also zwanzig Jahre nach der Entstehung des „Sängerstreit", die Aufnahme desselben unter seine Gedichte begleitet und gegen Uhland entschuldigt, läßt er das lange „verlassen gewesene Waisenkindchen" für seine beiden Väter also beten:

Mögt ihr, daß ich nicht verwaise
Nochmals, noch einmal so lang'
Als seit eurem Wettgesang,
Blüh'n, dem Vaterland zum Preise.

Dieses Gebet ist in Erfüllung gegangen: Uhland hat den gesetzten Termin, das Jahr 1856, noch um sechs Sommer überlebt: mög' es sich an dem um zwei Jahre jüngern Gegner noch lebenfristender erweisen!

Schon eh' indessen jener Streit gestritten ward, hatte sich für den württembergischen Sänger, der wenn er bis dahin die Angelegenheiten seines engern Vaterlandes berührte, nur vom Kampf seiner tapfern Fürsten mit den Schleglern und den Reichsstädtern, oder von den Träumen des greisen Grafen Eberhard unter dem Weißdorn zu singen gewußt, jenes vorhin angedeutete neue Feld der vaterländischen Dichtung eröffnet, das nach kurzer Zeit einen abermaligen Liederkampf zwischen den beiden Dichtern hervor-

rief, bei welchem die Rollen nicht durch blindes Loos vertheilt wurden.

König Friedrich hatte am 30. Dezember 1805 die auf Vertrag beruhende ständische Verfassung Altwürttembergs als „eine nicht mehr in die Zeit passende Einrichtung“ einseitig aufgehoben, nachdem er dieselbe schon vorher den im Jahr 1803 neu gewonnenen Landen vorenthalten. Im Winter 1814 war jedoch auf dem wiener Kongreß ernstlich von Herstellung der landständischen Verfassungen die Rede geworden, troß dem Widerspruch von Baiern und Württemberg, welche sich, wenn nicht jener Forderung selbst, wenigstens der Bestimmung von Regentenrechten durch das Grundgesetz des Bundes widersetzten, behauptend diese sei Sache der einzelnen Fürsten selbst. Nur aus dem Streben, letztern Anspruch zu verwirklichen und den Anschein der Nöthigung zu vermeiden, so wie wohl auch aus der Abneigung gegen die aufgehobene alte Verfassung, erklärt sich, daß der sonst durchaus der Alleinherrschaft ergebene König, nachdem er zu Anfang des Jahres 1815 mißvergnügt den Kongreß verlassen, ganz unerwartet in einem Manifest aussprach, er wolle dem Land eine angemessene Verfassung und ständische Repräsentation geben. Bereits neun Wochen nach dieser Erklärung, die in ganz Württemberg kein geringeres Aufsehen erregt hatte, als wie 35 Jahre vorher Herzog Karl an seinem fünfzigsten Geburtstag von allen Kanzeln das Bekenntniß verlesen ließ, daß er sich bislang seinem Volk gegenüber mancher Fehler und Uebereilungen schuldig gemacht, deren Ablegung er nunmehr verspreche, wurde, am 15. März, der neue Landtag von Friedrich in Person eröffnet. Schon

während der königliche Prachtzug sich langsam nach dem Sitzungslokal bewegte, wozu, weil für die neu berufene, von der frühern sehr abweichende ständische Vertretung die Räumlichkeit der alten Landschaftsgebäude nicht zureichte, ein Privathaus gewählt worden, hatten sich, vom Volkswitz oder vom Volksglauben schnell aufgegriffene Vorzeichen gegen das Gelingen des königlichen Planes ergeben. Eine schwarze Krähe hatte sich auf den Gallawagen, in welchem der Monarch fuhr, gesetzt und ihren Sitz hartnäckig behauptet. Von der wogenden Menge aber wurden, wie einst bei Eröffnung der weltgeschichtlichen versailler Versammlung, welcher Friedrich als damals in Frankreich reisender Prinz selbst beigewohnt, die Landstände bei ihrem Kommen und Gehen mit lautem Jubel begrüßt, während man die königlichen Wagen in tiefster Stille vorüber ließ. Nachdem die auf des Königs Befehl und unter seinem Einfluß entworfene neue Verfassungsurkunde vorgelesen worden, beschwor sie derselbe, ohne gleichen Eid von der Versammlung zu fordern, gab aber die sehr bedeutsame Hinweisung, daß nach eben eingetroffenen Nachrichten Napoleon von Elba entkommen sei. Sobald er den Saal verlassen, erhoben sich alle Einberufenen, Adel, Geistlichkeit und Volksabgeordnete, zu dem einmüthigen Beschluß, jene Urkunde nicht als Grundgesetz anzuerkennen, sondern Unterhandlung auf Grundlage der alten Verfassung zu verlangen, die nur widerrechtlich unterdrückt sei und gesetzlich noch fortbestehe. Was an dieser in Vergleichung mit den königlichen Rescripten zu ändern sein möchte, solle in Berathung gezogen werden.

Mit dieser officiellen Erklärung, welche nur der Widerhall Dessen war, was das Publikum schon während der Wahlen als seine Ansicht ausgesprochen, schufen sie eine öffentliche Meinung in Württemberg und gaben derselben auf Jahre hinaus eine moralische Grundlage. Mochte die ausgesprochene Ansicht vollkommen richtig, oder in Bezug auf Neuwürttemberg, das jene Verfassung nicht gehabt, unrichtig, mochte, wenn nicht das jetzt Gebotene, so doch Das, was in der Folge von der Regierung noch geboten wurde, zum Theil besser, entschieden besser sein, als die alte Verfassung: nicht darum in erster Linie handelte sich's für das Volk — (der Adel, welcher auf althergebrachtes Recht sich so wenig als Neuwürttemberg berufen konnte, mochte bei seiner Bekämpfung der neuen Entwürfe andre Gründe haben,) — sondern zunächst um die Anerkennung des alten Vertragsverhältnisses.

Auf dieses zu dringen, galt geraume Zeit für Gewissenspflicht, für Ehrenforderung jedes Volksabgeordneten, Abfall von jener Anschauung fast für Hochverrath, wie bei jeder politischen Frage, die sich zu einer ethischen gesteigert hat. Die nach dem Bewußtsein des Volks durch Aufhebung der alten Verfassung begangene Rechtsverletzung mußte vor allem Andern durch Anerkennung als einer solchen gesühnt werden, und auch auf Uhland wirkte dieses sittliche Element, das sich gleich beim ersten Wiedererwachen eines konstitutionellen Lebens in Württemberg geltend machte, mit voller Gewalt und ließ ihn auf eine schöne Zukunft hoffen. Jene von der Versammlung geforderte Unterhandlung ward vom König, obwohl er den rechtlichen Fort-

bestand der alten Konstitution nicht zugab, bewilligt, führte aber zu keinem Ergebniß, so daß die Stände, nach viermonatlichem Beisammensein, am 26. Juli vertagt wurden. Gleich nach der Vertagung entwarf oder redigirte mindestens unser Dichter, der damals noch nicht in eigener Person Abgeordneter war, folgende Eingabe der stuttgarter Bürger an den Monarchen, von welcher wir jedoch nicht anzugeben vermögen, ob sie diesem wirklich überreicht wurde:

„Eure Majestät

„haben zu Ende des Jahrs 1805 im Drang gebieterischer politischen Verhältnisse die Verfassung, welche seit drei Jahrhunderten das Glück der Württemberger ausmachte, aufgehoben.

„Seit dieser Zeit hat das württembergische Volk das Aeußerste geleistet, was von Menschen gefordert werden kann, ohne in seinem Gehorsam und seiner Treue gegen Eure Majestät und Höchstdero Regentenhaus zu wanken. Alle Herzen wurden daher mit Freude erfüllt, als Höchstdieselben am 11. Januar d. J. diese unwandelbare Anhänglichkeit Ihres Volkes durch Zusicherung einer Verfassung, welche den innern und äußern Verhältnissen angemessen sein und alle Theile zufrieden stellen sollte, belohnen zu wollen erklärten.

„Bereits hatten wir uns der freudigen Hoffnung hingegeben, daß die vermöge der alten Verfassung dem württembergischen Volk zustehenden Rechte und Freiheiten, welche dasselbe von seinen Voreltern durch Verträge mit Eurer

Majestät Vorfahren erworben und seit Höchstihrer Regierung durch nichts verwirkt hat, hergestellt und im Einverständniß mit den Landständen nur diejenigen Bestimmungen der alten Verfassung modificirt werden würden, deren Abänderung der Zeitgeist, die Vergrößerung des Landes und andre politische Verhältnisse erfordern.

„Allein die Verfassungsurkunde, welche Eure Majestät bei Eröffnung der Ständeversammlung bekannt gemacht, entfernte diese Hoffnung und verschaffte uns die Ueberzeugung, daß Höchstdieselben von den Rechten und Freiheiten, welche dem württembergischen Volk von Eurer Majestät Vorfahren, glorreichen Andenkens, zugestanden waren, nur wenige, und diese nur aus Gnade, zurückzustellen geruhen wollten.

„Wir mußten also, so wie das ganze Land, die Bemühungen der Landstände, welche die Rechte des Volks ehrerbietig, aber mit Freimüthigkeit und beharrlich zu vertreten suchten, mit tiefgefühltem Dank erkennen, und glaubten gewiß, daß die Vorstellungen dieser Männer Eure Majestät bewegen würden, durch Wiederherstellung der alten Verfassung, welche seit so langer Zeit das Glück des Landes und das Wohl der württembergischen Regentenfamilie begründet hat, und namentlich die fürchterlichsten Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs in unglaublich kurzer Zeit vergessen machte, die tiefen Wunden zu heilen, welche die Zeitumstände seit 1806 dem Vaterland geschlagen haben.

„Unter diesen Umständen hat uns die Auflösung* der Stände, welche durch die von Eurer Majestät ausgesprochene Vertagung derselben seit einigen Tagen erfolgt ist, die tiefste Bekümmerniß verursacht.

„Wir wagen daher in der tiefsten Ehrfurcht Eurer Majestät unterthänigst vorzutragen, daß die Stände des Königreichs durch die Höchstdenselben übergebenen Vorstellungen nichts als unsre Wünsche und Bitten, so wie die des ganzen Landes, ausgesprochen haben, und daß wir den traurigen Gedanken nicht zu fassen vermögen, uns und unsern Mitbürgern, die wir nichts verbrochen, vielmehr uns bis jetzt durch Gehorsam und Treue gegen Eure Majestät vor ganz Deutschland ausgezeichnet haben, nach Anstrengung unsrer äußersten Kräfte, nach Hingabe von Gut und Blut, auch fernerhin unsre altheiligen Rechte und Freiheiten, und die dieselben versichernde alte Verfassung, entzogen zu sehen.

„Wir bitten daher unterthänigst, Eure Majestät wolle gnädigst geruhen, uns, unsere Kinder und Nachkommen durch Wiederherstellung der alten württembergischen Verfassung, unter Vorbehalt der im Einverständniß mit den Ständen zu treffenden etwa nöthigen Mo-

* Dieser durchaus unparlamentarische Ausdruck statt Vertagung, so wie mehre auffallende Nachlässigkeiten im Stil, die wir zwar meistens verbessert haben, die sich aber doch hie und da noch fühlbar machen, endlich mehrfache Wiederholungen des gleichen Gedankens berechtigen zu dem Schluß, daß vorliegender, von Uhlands eigener Hand geschriebene, aber mit sichtbarer Eile und mit einer Menge von Abkürzungen in den einzelnen Worten hingeworfene Aufsatz jedenfalls nur Skizze gewesen sei.

difikationen derselben, zu beglücken und zu dem Ende die Ständeversammlung wieder einzuberufen.

„In tiefster Ehrfurcht verharrend" u. s. w.

Jetzt freilich wird allgemein zugegeben, daß die Kämpfer für „das alte gute Recht" in diesem Kampf, der auf drei auf einander folgenden Landtagen über vier Jahre lang fortdauerte, ohne von dem am 30. Oktober 1816 eingetretenen Thronwechsel unterbrochen zu werden, darin zu weit gingen, daß sie das Anerbieten mancher weit freisinnigern Institution, als sie die alte Verfassung bot, zurückwiesen; allein man darf, besonders dem Urtheil eines neuern, berühmten Geschichtschreibers gegenüber, den schon hervorgehobenen, durch die eben angeführte Eingabe bestätigten Umstand nicht vergessen, daß endlich doch weniger um die Form, als um den Boden des Rechtes gestritten wurde, d. h. daß man nicht abgeneigt war, Manches von der Form aufzuopfern, sobald nur jener Boden gewonnen sei. Die Sachlage bot insofern große Aehnlichkeit mit den Zuständen, die im Augenblick in Kurhessen vorliegen, und wenn die Bewohner Neuwürttembergs, die sich auf keine alten Verträge berufen konnten, in der logisch allerdings nicht ganz zulänglichen Ansicht, daß sie als gegliederter Lebenstheil Altwürttembergs auch an den Befugnissen Theil hätten, welche Altwürttembergs Volk besessen, ehe sie demselben einverleibt worden, jede Zukunft, worin nicht zunächst ihr Recht vollkommen verbürgt schien, so gut als die Altwürttemberger von sich abzuwehren suchten, so kann ihnen Dies nicht sehr zum Vorwurf gemacht werden. Denn die Zustände der rechtlosen Zeit waren zum Theil wahrhaft un-

glaublich gewesen, und der Verfasser erlaubt sich Dessen zum Beleg nur Eine kaum zwei Stunden von der Hauptstadt vorgefallene Thatsache, deren er sich aus der Kindheit noch genau erinnert, anzuführen, gerne zugebend, daß es auf diese Weise nicht im ganzen Lande zugegangen, und überzeugt, daß der König von dem Mißbrauch, den seine Untergebenen auf solche Art mit seiner ungemessenen Jagdlust getrieben, keine Ahnung gehabt. Derselbe hatte die Gewohnheit, kurz vor der Ernte, wann das schon ausgewachsene Getreide Hasen, Rebhühnern und andern Bestandtheilen der kleinen Jagd zum Schlupfwinkel dient, mit einem Gefolge von oft sechzig bis achtzig Personen auf den Feldern zu jagen und Hunde, Jäger, Läufer tief in die hohen Aehrenflächen hinein zu schicken, wobei sich's dann nicht wohl fehlen konnte, daß hie und da selbst mit einem großen Jagdwagen in dieselben eingefahren und so in wenigen Minuten fast ein Achtel oder Neuntel vom Ertrag eines kleinern Ackers unter den Rädern zermalmt wurde, indem man sich allenfalls der Hoffnung getröstete, das Niedergefahrene werde auf dem Boden schon vollends ausreifen.

Das Alles ertrugen die Bauern geduldig, kamen aber bald auf den Gedanken, der Schaden werde mindestens geringer sein, wenn sie sämmtliches Korn vor der Jagd noch etwas unreif einheimsten, als wenn sie einen so großen Theil des reifen durch Menschen und Rosse zertreten ließen. So schnitten sie es denn noch nicht völlig gezeitigt, wurden aber deshalb vom Forstamt als Jagdfrevler zur Strafe gezogen. Nun schlugen sie den Ausweg ein, ihre unreife Ernte bei Nacht zu schneiden, aber auch Nachts gingen

die niedern Jagdbeamten umher, schrieben Diejenigen auf, welche, ihr noch ungezeitigtes Eigenthum gegen Zerstörung zu schützen, zu der Vorsicht des Diebs zu schreiten nicht verschmäht hatten, und sie wurden abermals mit Buße belegt.

Man muß diese Vorgänge einigermaßen kennen, um völlig zu begreifen, mit welcher Begeisterung Uhland, der überdies auf dem Justizministerium die Auswüchse der rechtlosen Zeit gehörig eingesehen haben mochte, sich dem Kampfe für das alte Recht anschloß.

Dieses aber hatte im Wesentlichen darin bestanden, daß kein Stück vom Lande getrennt oder mit Schulden belastet, daß den Unterthanen keine ungesetzliche Steuer und ohne Einwilligung der Stände aufgelegt, daß ohne sie kein Gesetz verändert oder neu gegeben, daß die Vorrechte und Rechte der Gemeinden und Einzelnen nicht gekränkt, Niemand ohne rechtliches Erkenntniß gestraft werden, und Jeder frei auswandern durfte.

Bekannt ist, daß der junge Mann schon im Jahr 1815, im ersten Halbjahr jenes Kampfes, den Anklang, welchen die Bestrebungen für die alte Verfassung bei der Mehrzahl des Volkes fanden, nicht wenig durch die vaterländischen Gedichte, wie Das alte gute Recht, Württemberg, Am 18. Oktober 1815, u. s. w. unterstützte, die sich in ihrer patriotischen, wenn auch auf einen jetzt engern Boden beschränkten Begeisterung den Liedern anschlossen, welche er, fast der Einzige unter den Dichtern Schwabens, aus Anlaß der Freiheitskriege gesungen. — Der weiter vorn genannte Freiherr von Wangenheim aber, ein Thüringer, der sich erst im Jahr 1806, nachdem eben die alte Verfassung auf-

gehoben worden, im Lande niedergelassen, schrieb jetzt einen „Entwurf zur Erneuerung von Württembergs alter Landesverfassung". Dieser mißfiel zwar dem König, aber in gleichem Grade den Ständen, und deßhalb berief ihn denn Jener im Oktober 1815 von der Stelle eines Kurators der Universität Tübingen weg in die Verfassungskommission, wo er fortan das Hauptwerkzeug der Regierung im Streit mit den ihr entgegenstehenden Ansichten bildete. Gegen ihn war das Gedicht Hausrecht gerichtet, und ebenso war er unter jenem Mahner verstanden, welcher in dem 1816 verfaßten Uhland'schen Gedichte „Gespräch" gegen das allzu starke Hangen am alten Recht —

„Und immer nur vom alten Recht?
Wie du so störrig bist!"

vergeblich auftritt. Auf dieses Gedicht antwortete Rückert im November gleichen Jahrs, also bereits nach dem Tode Königs Friedrich, mit einem andern Gespräch, welches den Worten des Uhlandischen mit Gewandheit folgend, sich im entgegengesetzten Sinne ausspricht, und ursprünglich wohl keinen weitern Beisatz als Titel führte, jetzt aber die Worte: „zwischen einem Altwürttemberger und dem Freiherrn von Wangenheim," über sich hat. Dasselbe lautet also*:

„Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes ist."
Das Gute bessern ist ein Recht,
Das nur ein Knecht vergißt.

* Rückerts gesammelte Ged. Bd. 3. S. 394.

„Vom Guten hab' ich sichre Spur,
Vom Bessern leider nicht.“
Du schließest deine Augen nur,
Sonst zeigt' ich dir das Licht.

„Ich schwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn Einer bin auch ich.“
Wo dich das Ich nicht halten kann,
Sprich, woran hältst du dich?

„Ich halt' es mit dem schlichten Sinn,
Der aus dem Volke spricht.“
Schlicht sinn'ges Sprechen ist Gewinn,
Verworr'nes Schreien nicht.

„Ich lobe mir den stillen Geist,
Der mälig wirkt und schafft.“
Doch fordert jedes Werk zumeist
Auch Schöpferarmes Kraft.

„Was nicht von Innen keimt hervor,
Ist in der Wurzel schwach.“
Doch einmal muß man sä'n zuvor,
Was wurzeln soll hernach.

„Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz.“
Für es trag' ich sammt andrer Last
Auch dieser Kränkung Schmerz.

Noch vorher, zum 18. Oktober 1816, war der berühmte Erguß deutscher Gesinnung entstanden, der mit den Worten beginnt:

Wenn heut' ein Geist herniederstiege.

Uhland hat diese Dichtung, so wie die weit später, erst zu Anfang der dreißiger Jahre, entstandene Wanderung unter die Zahl der so genannten Vaterländischen Gedichte aufgenommen, obwohl jene beiden sich auf ganz Deutschland beziehen, während sämmtliche andern blos Württemberg zum Gegenstand haben.

Daß mitten unter jene politische Aufregung hinein die junge Brust des Dichters auch wieder von Gegenständen ganz andrer Art, als dem württembergischen Verfassungskampf bedrängt worden sein müsse, beweist der Umstand, daß derselbe die beiden Gedichte Mailied („Wenig hab' ich noch empfunden" ꝛc. ꝛc.) und Klage („Lebendig sein begraben" ꝛc. ꝛc.) am 12. Juni 1816 an Kerner als eben entstanden schickte. Das in der gedruckten Sammlung unmittelbar hinter diesen beiden stehende Gedicht Rechtfertigung scheint sich in seiner zweiten Strophe „Wenn aber nun vom Scheine das Herz sich abgekehrt" ꝛc. ꝛc. dann wieder dem politischen Kampfe, und zwar diesmal mit Trauer über dessen Erfolglosigkeit, zuzuwenden. Umgekehrt waren es übrigens zuweilen auch komische Anlässe, welche den ganz von seinem Gegenstand erfüllten jungen Mann zu manchem dieser vaterländischen Gedichte aufregten. So war ungefähr um die gleiche Zeit, in welche das oben gegebene Gespräch fällt, nämlich am 4. November 1816, eine Polizei-Verordnung folgenden Inhalts erschienen: „Die nasse Witterung des verflossenen Sommers hat unter dem Getreide Samenkrankheiten, namentlich Ruß und Mutterkorn veranlaßt.... auch das Gedeihen solcher Pflanzen begünstigt, deren Samen, wie des Dippel- und Schwindel-

habers und der Kornraden, sehr schädliche Wirkungen hervorbringen.... Es wird daher.... sorgfältige Absonderung jener vom Getreide durch Werfen und Sieben befohlen..... und Benützung solcher schädlichen Bestandtheile zur Mehl, Bier rc. rc. bei hoher Strafe verboten. Nur insbesondere das Getreide von Ruß zu reinigen haben alle Müller nicht allein mit einem Koppbeutel sich zu versehen, sondern auch den abgegerbten Kernen nachher durch den Stäuber laufen zu lassen.... — Schwindelhaber und Kornraden können (übrigens) beide, zuvor abgekocht, dem Rindvieh, auch Pferden und Schafen, gereicht werden. Es haben sich aber die Menschen wohl zu hüten, daß sie sich nicht zu sehr dem, beim Abkochen aufsteigenden, Dampfe nähern, welcher Schwindel, Betäubung und deren Folgen verursacht." — Uhlanden kam die in solche Umständlichkeit sich einlassende Sorge der Regierung für den gesunden Verstand ihrer Unterthanen — (Dippel bedeutet im Schwäbischen Dümmling) — ungemein lustig vor, und schon den Tag, nachdem er den Erlaß in einem öffentlichen Blatt gefunden, war das Gedicht Schwindelhaber fertig, welches man denn auch unmittelbar nach obigem Reskript lesen muß, um die volle Kraft des komischen Eindrucks zu empfinden, den es bei seinem ersten Bekanntwerden gemacht.

Inzwischen hatte, wie bereits bemerkt, König Wilhelm am 30. Oktober den Thron bestiegen, und einerseits als Antwort auf das Rückert'sche Gespräch, andrerseits als ziemlich klar vorgebrachter Wunsch an den neuen Regenten, den Mann, der kein Herz für das württemberger Volk habe, wenn nicht ganz aus der königlichen Nähe, mindestens aus

der Verfassungskommission zu entfernen, erschien entweder zugleich mit dem Schwindelhaber, oder vielleicht noch einige Tage vor demselben, Das Herz für unser Volk, eines der schönsten unter Uhlands vaterländischen Gedichten, an welchem besonders die letzte Strophe vortrefflich genannt werden muß:

Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung sich belebt,
Und da die Volksgeschichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürst, für dessen Ahnen
Der unsern Brust gepocht,
Und unter dessen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unserm Schmerz!
Ja, du vor Allen zeige
Für unser Volk ein Herz!

Das große Wort, daß jetzt „die Volksgeschichte den Griffel wartend hebe," und die Voraussetzung, daß der neue König ein Herz für sein Volk habe — das ist das nur mittelbare, aber freilich Alles überbietende Lob, welches Jenem dargebracht wird; von irgend einem die Person selbst näher berührenden, schmeichelhaften Ausdruck, wie er einem Fürsten gegenüber so nahe lag, der erst vor wenigen Wochen unter den höchsten Hoffnungen der Menge den Thron seines strengen Vorgängers bestiegen, auch keine Spur! Im Gegentheil, die Worte, welche hinsichtlich des allgemein gefeierten Feldherrn wohl fast jeder andre Dichter gebraucht

haben würde: „Du, der...... sich Ruhm erfocht,“ werden, als scheue der Verfasser vor jedem durch ihn einem Mächtigen darzubringenden Lorbeer zurück, in den Satz umgeändert: „Und unter dessen Fahnen die Jugend Ruhm erfocht.“ — Am sechsten Dezember ward die Ständeversammlung von dem neuen Regenten, unter Wiedereinberufung auf den dritten März des folgenden Jahres, vertagt, was die beiden Gedichte: Neujahrswunsch 1817 und Den Landständen zum Christophstag 1817, veranlaßte. Letzterer, der 15. März, der wie man sieht, nicht ganz zwei Wochen hinter die Wiedereröffnung des Landtags fiel, erinnerte jeden Württemberger an den Herzog Christoph, den eigentlichen Begründer der alten Verfassung, und der auf ihn Bezug nehmende poetische Aufruf spricht die Ansicht aus, daß jetzt erst der Kampf um das heiß ersehnte Recht mit voller Kraft beginnen, aber nur kurz dauern werde:

„Es ist so viel schon unterhandelt,
Es ist gesprochen fort und fort,
Es ist geschrieben und gesandelt —
So sprecht nun euer letztes Wort!“

Da indessen die Sachen doch nicht so rasch gingen, und unerwartete Hindernisse sich entgegenstellten, erschien gleich darauf, noch in den Tagen des Märzes*, das Gebet eines Württembergers.

* Dieser Zeitpunkt scheint daraus zu erhellen, daß, wie der auf den nächsten Blättern mitgetheilte Brief (S. 192) ausweist, am 5. April

Auf den 26. April dieses Jahres aber fiel der Schluß von Uhlands dreißigstem Lebensjahr, ein Termin, welcher ihn in eigner Person zur Erwählung in jene Versammlung befähigte, und da eben eine Stelle in derselben offen geworden, forderten ihn seine politischen Freunde auf, durch irgend einen in die Oeffentlichkeit geworfenen Artikel über die Verfassung die Aufmerksamkeit der betreffenden Wähler auf sich zu lenken. Er ließ daher in den ersten Tagen des April folgenden Aufsatz gegen eine Adelskammer, welche in dem von der Regierung gegebenen Verfassungsentwurf angenommen war, als Flugblatt erscheinen:

„Die altwürttembergische Verfassung wird mit Recht darum gerühmt, daß sich in ihr das Vertragsverhältniß zwischen Regenten und Volk so klar und ausgesprochen darlege. In ihr ist keine Bourbonische Legitimität, sie ist ein Gesellschaftsverhältniß freier, vernünftiger Wesen. Sie gibt dem Regenten den Standpunkt, von dem ihn die Aufklärung der Zeit nicht verdrängen wird; sie gibt dem Volke die Stellung, in der auch ein über Menschenrecht aufgeklärtes Volk sich gefallen darf.“

„Eben in diesem Reinmenschlichen unsrer alten Verfassung löst sich das Räthsel, daß ein dreihundertjähriger Rechts-

---

sämmtliche vaterländische Gedichte, mit selbstverständlicher Ausnahme des Nachrufs, und der zwei viel später erschienenen, Prolog zu Herzog Ernst und Wanderung, bereits zusammengedruckt erschienen waren. Auch Karl Mayer (Album, S. 10) nimmt die Entstehung jenes Gebets ungefähr als gleichzeitig mit dem am 5. April bereits fertigen Aufsatz gegen eine Adelskammer an, der im Texte oben sogleich folgt.

zustand noch jetzt vollkommen zeitgemäß erscheinen kann, und gerade jetzt, wo das Gefühl der Freiheit und der Menschenwürde neu erwacht ist."

„Steht nun in dieser Verfassung, auf welche der neue Vertrag gegründet werden soll, das Verhältniß zwischen Regenten und Volk so vernünftig, menschenwürdig und darum auch für unsre Zeit geläutert da, sollen wir dann dazu schweigen, wenn man uns zwischen Adel und übrigem Volk ein Verhältniß herbeiführen will, das jenen rein menschlichen Verband durch Mysticismus und Vorurtheil beflecken würde?"

„Der Adel nehme denjenigen Standpunkt ein, der seinen geschichtlichen Beziehungen und seinem Grundbesitz angemessen ist! Wir machen dem Adel seine Rechte nicht streitig. Aber man spreche uns nicht von Söhnen Gottes und Söhnen der Menschen, man stelle nicht Geburt und Verdienst in Vergleichung! Adelsvorurtheil ertragen wir nicht."

„Darum keine Adelskammer! (Prälaten und Gelehrte darin beruhigen uns nicht.) Kein Stand soll dem menschlichen Verkehr mit dem andern enthoben sein, alle sollen sich gegenüberstehen, Aug' in Auge, wie es Menschen gegen Menschen geziemt. Man sage uns nichts von Rechten (wären es auch Kasse und Ausschuß), deren Ausübung wir durch Zugeben der Adelskammer zurückerlangen möchten; nichts davon, wie die Adelskammer in Steuersachen und sonst unschädlich gemacht werden könnte! Um die Idee ist es uns zu thun, um die Menschenwürde."

„Unser Adel selbst hat die Trennung nicht begehrt; er

wird nicht begehren was die Zeit verwirft. Dreißig Jahre lang hat die Welt gerungen und geblutet. Menschenrecht sollte hergestellt, der entwürdigende Aristokratismus ausgeworfen werden; davon ist der Kampf ausgegangen. Und jetzt, nach all' den langen, blutigen Kämpfen, soll eben dieser Aristokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden?"

„Hiezu einwilligen, ihr Volksvertreter, hieße den Todeskeim in die Verfassung legen, neue Umwälzungen vorbereiten, unsre vernünftige altwürttembergische Verfassung entweihen, die Sache des Vaterlandes und der Menschheit verlassen."

Hat Uhlands Poesie beinah' gar keine Verwandtschaft mit derjenigen Schillers, so erinnern die hier kundgegebene Hoheit der Gesinnung, der Eifer für die unbefleckte Menschenwürde desto lebhafter an ihn; man glaubt einen Aufsatz seiner Hand aus der Zeit, wo sie den Don Carlos schrieb, vor sich zu haben. Nur war Schiller eine mehr staatsmännische Natur, so daß er die für das Zweikammersystem sprechenden Gründe, in deren Folge dasselbe sogar von der Mehrzahl der Freistaaten angenommen worden ist, vielleicht eher gewürdigt haben dürfte. Wirklich scheint auch bei Uhland die Abneigung gegen dieses System noch mehr durch die Art, wie es von seinen Vertheidigern empfohlen wurde, als durch die Idee desselben an sich hervorgerufen worden zu sein.

Der geistreiche Wangenheim, welcher für dasselbe schrieb, war keineswegs von Phantastik frei, wie denn von dem damaligen Abgeordneten Fischer in Bezug auf Jenen

„Worte zur Wahrung des Rechts und der Vernunft gegen die Willkür der Phantasie“ erschienen waren, während mit dem „Mysticismus“, von welchem das Flugblatt spricht, auf den sonst ehrenwerthen und sinnigen Professor Eschenmayer, der für Wangenheims Vorschläge in die Schranken getreten, hingewiesen sein dürfte. Phantasterei und nach irgend einer Seite hin krankhafter Mysticismus waren aber der gesunden Seele unsres Dichters so verhaßt, als sie es seinem großen Genossen im Liederrechte, Göthe, nur immer sein konnten, und als sie es überhaupt den Menschen sein werden, in denen jene ideale Anschauung vorherrscht, welche der Philisterverstand so häufig eben mit Phantasterei selbst verwechselt. Uhland war im praktischen Leben, wenigstens in gewisser Hinsicht, ein starker, man könnte sagen mitunter sogar ein verblendeter Idealist, allein er war das entschiedene Gegentheil jedes Phantastenthums! Nebenher aber dürfte man auf die Ansicht, daß ihm das Zweikammersystem besonders durch Mitlaufung solcher Nebenzüge im Karakter seiner Anhänger verhaßt geworden sei, oder mindestens daß er bei reiflicher Erwägung minder ungünstig von demselben gedacht haben würde, auch dadurch geführt werden, daß er in dem eben mitgetheilten Aufsatz selbst erklärt: „Der Adel nehme denjenigen Standpunkt ein, der seinen geschichtlichen Beziehungen und seinem Grundbesitz angemessen ist!“ War nur Eine Kammer da, so konnte sich ein solcher Standpunkt offenbar nur durch eine, wenn nicht bevorzugte, mindestens gesonderte Stellung der adelichen Mitglieder verwirklichen; ungefähr wie eine solche jetzt die Ritterschaft in dem württembergischen Haus der Abgeordneten einnimmt, und es

würde sich sehr gefragt haben, ob ein solches Einverleiben der ersten Kammer in die zweite für die Zwecke, welche Uhland verfolgte, nicht nachtheiliger gewesen wäre, als zwei Kammern. — Der Zweck der Freunde, ihm die Wahl in die Ständeversammlung zu verschaffen, ward nicht erreicht, er selbst aber schrieb an einen außerhalb Württembergs wohnenden Freund, dessen Name in der vor uns liegenden Kopie nicht angegeben ist, höchst wahrscheinlich an Varnhagen, in dieser Angelegenheit am 5. April Folgendes:

„Aus einem Deiner Briefe an Kerner ersehe ich, daß Du ein Votum gegen zwei Kammern herausgegeben hast*. Da ich überzeugt bin, daß Du diesen Gegenstand gründlich und eindringlich behandelt, so wünschte ich sehr, Deine Schrift auch bei uns in Umlauf zu bringen, und Du würdest mich verpflichten, wenn Du mir zu diesem Behuf sobald als möglich einige Exemplare zusenden wolltest.

„Unsre Stände haben sich schon früher bestimmt gegen zwei Kammern erklärt, und hienach in ihren Verfassungsentwurf nur Eine aufgenommen. Auch der König war dagegen**. Die Trennung in zwei Kammern ist aber eine leitende Idee bei Wangenheim, der seit geraumer Zeit von Seite der Regierung an der Spitze der Unterhandlung steht. Er hat diese Idee in den königlichen Verfassungsentwurf gebracht, und wird Alles daran setzen, sie zu realisiren.

„Er findet auch jetzt noch bei dem größern Theil der Stände keine Neigung dafür, vielmehr hat sich die Abneigung schon ent-

* Vgl. Varnhagens Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften, Bd. 9. S. 230, 231.

** Vgl. ebend.

schieden genug ausgesprochen. Gleichwohl scheint es mir nicht überflüssig, hierüber die öffentliche Meinung noch weiter aufzuregen und zu bestimmen. Wir hatten früher in Württemberg keinen Landadel*, und das Verhältniß zum Adel ist deßhalb ein Punkt, der bei uns bisher nicht so gäng und gebe geworden, wie andre Theile der Verfassung. Auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes muß daher fortdauernd aufmerksam gemacht werden.

„Du erhälst hiebei auch mein Votum, das so eben die Presse verläßt. Du siehst, ich habe mir die Sache leicht gemacht und sie von der allereinfachsten Seite aufgefaßt. Die einfachste Seite aber wird bei staatsrechtlichen Verhandlungen oft am meisten vernachläßigt. — Ueber unsre Angelegenheiten wird große Täuschung verbreitet. Ich muthe Dir nicht zu, diese zu durchdringen, aber ich bitte Dich, wenn etwa in künftiger Woche schon ein völliger Bruch eintreten sollte, den Vorwurf nicht im Voraus schon auf die Stände zu werfen. Sie sind gerade jetzt in sittlicher Hinsicht ihren Gegnern sehr überlegen.

„Kerner ist nicht zum Politiker geschaffen; er ereifert sich über eine Einzelheit, die nicht einmal eigentlicher Streitpunkt ist, und sich leicht geben würde.

„Meine Vaterländischen Gedichte, die Du zum Theil schon kennst, habe ich zusammendrucken lassen, und schicke sie Dir hiebei. Mit herzlichen Grüßen

Dein U."

Der hier vorgesehene Bruch trat am 26. Mai ein; die

* D. h. keinen im Land ansäßigen, demselben einverleibten Adel, indem die Adeligen, welche früher zum Theil noch einzelnen Landtagen beigewohnt und insofern die Oberherrlichkeit des württembergischen Fürstenhauses anerkannt hatten, im Jahr 1561 durch kaiserliche Verordnung als Reichsritterschaft bestätigt worden waren.

Versammlung verwarf mit großer Stimmenmehrheit den ihr vom König entgegengebrachten Verfassungsentwurf, in welchem wohl ein vertragsmäßiges Recht Altwürttembergs, aber keines von Neuwürttemberg anerkannt war, und wurde daher am 4. Juni aufgelöst, was Uhlanden zu dem herrlichen Nachruf aufregte, dessen erste Strophe ewig durch den Mund der deutschen Völker gehen wird, und gerade im Augenblick, wo wir schreiben, (Januar 1863) wieder in Preußen den allgemeinsten Anklang finden muß:

Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann;
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.

In Bezug auf Justinus Kerner aber, dessen in dem eben mitgetheilten Brief Erwähnung geschieht, sei bemerkt, daß dieser vertraute, allerdings wenig zum Politiker gemachte Freund Uhlands, im Streit um das alte Recht die, an sich keineswegs unbedingt verwerfliche, Ansicht Wangenheims theilte. Er war mit demselben durch einen ältern Bruder, den schon (S. 119) erwähnten frühern General, spätern Geheimenrath Kerner, der damals das Ministerium des Innern eine Zeit lang provisorisch verwaltete, in ein persönliches, fortan bleibendes, Verhältniß getreten und hatte in dessen Folge bald nach Auflösung des Landtags eine Eingabe der ländlichen Bewohner des Bezirks Welzheim, wo

er früher, nach dem Abgang von Wildbad, Oberamtsarzt gewesen, um Verletzung der neuen, von Wangenheim vertheidigten Verfassung hervorgerufen oder hervorrufen helfen.

Ja nach Allem scheint es, die „Fabel“ Kerners, welche mit den Worten beginnt:

Frühling war's im Land geworden
Und der Winter ward vertagt,
Ohne daß den Herrenorden
Gott noch lange drum befragt ꝛc. ꝛc.,

und worin sofort die der Frühlingssonne sich freuenden Bauern „schlecht und dumm“ gescholten werden, sollte ein Kommentar zu jener Eingabe sein, und die Partei des alten Rechtes verspotten, welche die von dem König nun auf eigene Hand eingeführten Verbesserungen, als durch keine Verfassung gewährleistet, scheel ansehe. Uebrigens wurde das gegenseitige freundliche Vernehmen beider Jugendgenossen durch diese politische Dissonanz wenig gestört, und rührend ist es, wenn Kerner im darauf folgenden Jahr in dem Gedichte An Ludwig Uhland, das nach Empfang des Schauspiels Herzog Ernst seine Entstehung fand, ausspricht:

Treibt auch für jetzt der Menschen Treiben
Mich dahin und dich dort hinaus,
Muß ich doch immer bei dir bleiben,
Ist ja dein Herz schon lang mein Haus.

So kommt es, daß in jeden (!) Nächten
Ich freundlich träumend bin bei dir;
Nicht über Rechte wir da rechten:
Von Lenz und Liedern sprechen wir.

Da liegt kein Rechtsbuch aufgeschlagen,
Kein Zeitungsblatt auf deinem Tisch;
Doch Heldenspiele, bunte Sagen,
Und deine Lieder hold und frisch.

. . . .

Treibt dann der Menschen Treiben wieder
Mich dahin und dich dort hinaus,
So rufen fern mir deine Lieder:
Nur das ist deiner Heimat Haus*.

Nicht so! aber hätten jene Begeisterung für Alles, was des deutschen Volkes Wohl im Allgemeinen und im Einzelnen betraf, jener Drang, welcher die „Völker ruft zur Klage, Könige zur Rechenschaft“ — hätten diese Elemente, welche das innerste Eigenthum von Uhlands Seele waren, die volle Bethätigung irgendwie in seinen Dichtungen, z. B. in rasch beflügelten, die Menge entflammenden Dramen zu finden vermocht, wozu jedoch sein Talent weniger hinneigte, wie schon die einfache Thatsache beweist, daß er nur zwei Schauspiele, beide noch in ziemlich jungen Jahren, zur Vollendung gebracht, — dann allerdings hätte sich ihm in solcher Wirksamkeit seiner „Heimat Haus“, das er, wie wir später aus seinem eignen Mund hören werden, im parlamentarischen Berufe nur ungenügend fand, wohl weiter erschlossen. Denn sind es, noch vor Eröffnung dieses Berufes, allerdings die „vaterländischen Gedichte“, welche seinen Namen am schnellsten in und zum Theil selbst außerhalb Württembergs bekannt gemacht, und verdienen mehrere derselben nicht blos durch

* Justinus Kerners Dichtungen. Aufl. III. S. 62.

die Hoheit und Männlichkeit der Gesinnung, sondern auch in dichterischer Hinsicht volleste Anerkennung, so wird man doch nicht in Abrede stellen, daß bei der Mehrzahl derselben gerade das poetische Element dasjenige ist, was sie minder auszeichnet, daß sie häufig Erzeugniß des reinen Verstandes sind, ja daß es Einem bei manchen derselben fast zu Muth, wird, als hätte der liebliche Sänger, um schlicht und volksverständlich zu sein, absichtlich darnach gestrebt, sich dem prosaischen Tone zu nähern.

Abgesehen aber von dem dichterischen Werth schlich sich bei der fortwährenden Behandlung einer blos württembergischen Angelegenheit gleichsam wider Willen des Verfassers, dem Deutschland so weit über dem provinziellen Vaterlande stand, ein Zug von Sondergeist ein, der etwas wenn nicht Verletzendes, mindestens Befremdendes hat: zu deutlich erinnert der dem Freiherrn von Wangenheim gemachte Vorwurf:

Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz,

daran, daß der Angeredete kein Württemberger sei. — Und haben wir endlich vorhin das Drängen auf vollständige Anerkennung des alten Rechtes vertheidigt, so liegt uns andererseits jetzt auch der Nachweis ob, wie wenig praktisch die edle Natur unsers Dichters war, wenn er wenigstens in den ersten Jahren des Kampfes um jenes Recht, neben der Vorzügen der alten Verfassung, welche er in dem Gedicht Das alte gute Recht einem großen Theil nach aufzählt, offenbare Mißstände derselben nicht als solche anerkennen, nicht gegen das Bessere, was die Regierung bot,

umgetauscht wissen wollte. So ist es z. B. Thatsache, daß er noch im Jahr 1817 sogar die von der Regierung angebotene Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen verwarf, in ihr nur einen Köder erblickend, um die Kämpfer für das alte Recht auf den Standpunkt der Gegner hinüber zu locken. Allerdings war er von dieser Anschauung im Jahr 1819, wo er selbst zum erstenmal als Volksabgeordneter auftrat, gänzlich zurückgekommen, wie er denn schon im Jahr 1815, in dem eben erwähnten Gedichte Das gute alte Recht, wenn nicht Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen, doch, nicht sehr folgerichtig mit seiner damaligen Ansicht über die letztern, „offene Gerichte“ als etwas darstellt, was jenes alte Recht wenn nicht gewährleiste, wenigstens liebe. Zu welchen Abwegen aber jenes geheime Verfahren der alten Stände geführt, davon nur Ein Beispiel. Bekanntlich besaß die hinter geschlossenen Thüren verhandelnde alte Landschaft seit 1608 auch eine unter Verwaltung des engern Ausschusses stehende „geheime Truhe“ für geheime Ausgaben, die insofern ihr Gutes, wenn auch nicht eben der sittlichen Würde Entsprechende haben mochte, daß sie gegen illegale Maßregeln und Entwürfe despotischer Regenten im Stillen angewendet werden konnte und wirklich angewendet wurde. Noch weit größer aber waren die durch diese Einrichtung hervorgerufenen Uebel. Nicht nur daß die, schon an sich besoldeten, verköstigten und, soweit sie keine Bewohner Stuttgarts waren, daselbst freie Wohnung genießenden acht Genossen jenes engern Ausschusses sich und ihre Unterbeamten bei jeder Gelegenheit, z. B. am Neujahr, nach eigenem Gut-

dünken aus erwähnter Kasse remunerirten, auch bei festlichen Vorkommenheiten im Hause einzelner Mitglieder, wie Hochzeiten u. dgl., denselben noch besondere Gaben zukommen ließen, und überhaupt das Geld in vielfacher Hinsicht zu Privatzwecken anwandten, war es stehender Gebrauch, daß bei der ziemlich häufig eintretenden Verjährung von Obligationen der Staatsschuld, welche unter Verwaltung des engern Ausschusses stand, dieser an die Stelle der bisherigen Gläubiger „des engern Ausschusses geheime Truhe" als Gläubigerin eintragen ließ, und so der letztern sehr namhafte Summen, z. B. am 18. April 1684 den Betrag von 20,060 fl., am 9. December 1703, „nach dem Exempel hievoriger Zeiten" 24,480 fl., am 8. Juli 1789 sogar 43,412 fl., wieder ein andermal mehr als 30,000 Gulden aus dem allgemeinen Staatsvermögen auf unrechtlichem Weg zuwandte.* Allerdings war diese geheime Truhe eine noch ganz besondere Zugabe zu dem geheimen Verfahren der Stände, und würde selbst als solche ohne das Selbstergänzungsrecht des Ausschusses nicht zu so starken Ungehörigkeiten geführt haben; aber der Grundfehler lag eben doch in dem von Uhland anfangs vertheidigten System der Heimlichkeit überhaupt. Von selbst versteht sich bei solchem Verhalt, daß, so sehr man die Aufhebung der alten Verfassung als ein Unrecht ansah, jener geheim handelnde Ausschuß doch keineswegs beliebt war, wie er denn im Jahr 1798

* Diese Notiz kam dem Verfasser von einem höchst zuverlässigen Manne, dem, seinem amtlichen Beruf gemäß, das Archiv der alten Landstände offen steht. Es ist unnöthig beizusetzen, daß sie bewiesen werden kann.

einmal vom Landtag selbst kassirt wurde,* und wie eben die geringe Achtung, worin die ihn bildende Oligarchie beim Volke stand, dem König Friedrich den Sturz der ganzen Verfassung verhältnißmäßig so leicht gemacht hatte.

Nach Auflösung des Landtages im Juni 1817 schien Uhland an eine verfassungslose Zeit zu glauben. Er that deßhalb von da ab in Bezug auf seine künftige Lebensstellung mehrfache, weiter hinten zu berichtende Schritte, die insgesammt zeigen, wie tief ihn die Nichterfüllung seiner politischen Hoffnungen berührt hatte, wobei er jedoch, jung und rüstig und von den Musen getröstet, den guten Muth keineswegs verlor. So hatte er im gleichfolgenden August mit Schott und Andern, worunter auch mehrere Frauen, einen der Schilderung nach höchst heitern Ausflug nach Heidelberg unternommen und dort bei Kirchenrath Paulus mehrere Tage mit Jean Paul zugebracht, dessen Anspruchslosigkeit ihm sehr wohl gefiel; weniger der Gegenstand des Gespräches, welchen fast fortwährend der unserm Dichter nicht zusagende thierische Magnetismus bildete. Später scheint er neben jener Verfassungslosigkeit des Vaterlandes auch durch die Besorgniß beunruhigt worden zu sein, die bevorstehende neue Gerichtsorganisation werde irgendwie ungünstig auf sein Verhältniß als Rechtsanwalt einwirken, ein Verhältniß, welches, ihm schon an sich nicht zusagend, noch dadurch besonders entleidete, daß je mehr er sich der

* Man kann hierüber die sehr interessante, jedoch mit Kritik zu lesende Schrift vergleichen: Die Verwaltung der Wirtembergischen Landeskasse durch die vormaligen, nun kassirten Ausschüsse. 1799.

Ueberbürdung mit aus eigner Wahl übernommenen Geschäften aus diesem Fach zu entziehen suchte, ihm um so mehr solche von Amtswegen, wie z. B. die Vertheidigung vermögenloser Verbrecher — einmal einer ganzen Bande von Falschmünzern — übertragen wurden. Die bevorstehende Gründung einer Lehrstelle für deutsche Literatur an der Universität Tübingen schien daher den Freunden eine Laufbahn für ihn in Aussicht zu stellen, welche, wenigstens der bisher ausgeübten Advokatur gegenüber, Uhlanden in eine weit befriedigendere Stellung setzen müsse, und es ward ihm daher an die Hand gegeben, sich um jenes Amt, sobald es offen geworden, zu bewerben. Er schrieb jedoch den Eltern unterm 17. Dezember 1817:

„Was die Professorsstelle für deutsche Literatur anbelangt, so steht mir in Hinsicht derselben der nämliche Grundsatz entgegen, der mich von jeder Bewerbung bei der neuen Organisation abhalten mußte: vor Herstellung eines Rechtszustandes in unserem Lande auf jede Stellung zu verzichten, welche mit einer Verpflichtung auf den Namen des gegenwärtigen Königs verbunden wäre. Wenn unsere Kollegien nach diesem Grundsatz gehandelt hätten, so wären wir jetzt schwerlich in diesem verfassungslosen Zustand.

„Gegenwärtig bin ich wieder mit einer Kriminal-Defension, die jedoch nicht besonders weitläufig ist, behaftet. Ich werde wahrscheinlich diese Woche noch zum gütlichen Verhör nach Ludwigsburg mich begeben. Der Fall betrifft Wilderei und Mißhandlung eines Unterförsters.

„Sie und die liebe Schwester grüße ich von Herzen.

„Ihr gehorsamer Sohn L.“

So strenge nahm er für sich selbst die Mahnung, die er am Christophstag dieses Jahres den Männern zugerufen: „So sprecht nun euer letztes Wort!“ Haben wir weiter vorne bemerkt, es hätte vielleicht Mancher feurigere, begeistertere Lieder über die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch singen können, so ließe sich hier umgekehrt fragen: in wie viele Seelen war die Mannesforderung so stark geschrieben, als in die Seele dieses Dichters, der zum begeistert hinreißenden Liede allerdings minder geschaffen war, als mancher Andere?

In den Februar des folgenden Jahres fällt eine Zusammenkunft mit Varnhagen, der, damals preußischer Ministerresident in Karlsruhe, auf Einladung des Königs von Württemberg für einige Tage nach Stuttgart gekommen. Wir lassen denselben zunächst selbst berichten, und fügen dann seinem Bericht einige Bemerkungen an: „Ich eilte“, erzählt er,* „zu meinen Freunden. Ludwig Uhland war mir über Alles theuer; sein herrliches Talent, sein strenger, redlicher Sinn, standen mir im höchsten Werth. Aber die Kargheit seiner Mittheilung gab dem Umgang etwas Stockendes, das schwer zu überwinden war. Außerdem war er als unbeugsamer Anhänger des altwürttembergischen Rechts, als Mitglied einer heftigen Opposition, mit dem Hof und der Regierung ganz zerfallen und lebte in beschränkter Zurückgezogenheit. Mich sah er mit einigem Mißtrauen an; mein Verhältniß zum Könige bezeichnete mich als einen Gegner der altwürttembergischen Partei, wohin auch meine

---

* Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften. Bd. 9. S. 232 ff.

Verbindung mit Cotta; ja mit Justinus Kerner mich zu stellen schien, und in der That konnte ich den Eigensinn jener Partei nicht billigen, während ich ihre Redlichkeit und ihren Muth höchlich schätzte. Wir stritten Alles durch, was diese verwickelte Verfassungsfrage betraf; meinen allgemeinen Ansichten hielt er stets das besondere Recht entgegen, ich seinem Rechtsbewußtsein die Forderungen des größern Zusammenhanges, der fortgeschrittenen Zeit. Natürlich bekehrte Keiner den Andern, allein wir erkannten, daß wir zu demselben Ziele strebten, und daß die Verschiedenheit der Wege unserer Liebe nicht Eintrag that. Durch solche Erörterungen allein gelang es auch, Uhland ins Feuer zu bringen und sein reiches Innere zum klaren Redefluß aufzuschließen." — — —

„Durch Uhland wurde mir noch eine besondere Ueberraschung zu Theil. Ich wünschte doch auch das Theater in Stuttgart zu besuchen, und lud Jenen ein, mich dahin zu begleiten. Er stutzte, machte allerlei Ausreden, und zeigte eine Verlegenheit, die ich mir nicht erklären konnte. Je mehr ich in ihn drang, desto mehr wich er zurück. Ich stellte ihm vor, daß meine Zeit in Stuttgart größtentheils weggenommen, daß dies vielleicht die einzige Gelegenheit sei, ein paar Stunden ungestört zusammen hinzubringen; er gab Dies zu, bestand aber auf seiner Ablehnung. Endlich fragt' ich ihn, ob er etwa Bedenken trage, sich mit mir öffentlich zu zeigen, ob seine Parteigenossen es ihm mißdeuten könnten. Da nahm er sich ein Herz und sagte: „„Nein, das ist es nicht, aber wir können im Theater nicht beisammen sein, denn Du wirst mit mir nicht auf den schlechten Platz gehen

wollen; sondern auf den ersten, und da kann ich nicht hin.““ Erstaunt rief ich aus, dergleichen Schändlichkeit werde doch nicht in Stuttgart herrschen, daß im Theater solche entwürdigende Standesunterschiede geboten seien? — „„Geboten nicht,““ erwiderte er; „„aber so durchaus gebräuchlich, daß es entsetzlich auffallen und morgen in der Stadt ein allgemeines Gerede sein würde, wenn man mich heute Abend in einer Loge““ (ersten Rangs) „„sähe. Wir Bürgerlichen begehren auch nicht dahin, wir sind zu stolz, um mit den Vornehmen, mit Denen, die sich solche dünken, zusammen sein zu wollen.““ Nun aber, im Unwillen über diese schmähliche Einrichtung, bestürmt' ich ihn erst recht, ihr verachtend zu trotzen; ich meinerseits rechne es mir zur Ehre, dazu als Hilfsmittel zu dienen, und wenn die Sache Aufsehen mache, so sei es mir um so lieber. Uebrigens sei nichts einfacher; er begleite seinen Freund, der gleich ihm diese Aeußerlichkeiten verachte, und der den Platz, den er ihm anbiete, auch sicher für ihn zu behaupten wissen werde. Nach langem Zaudern entschloß er sich mit mir zu gehen und in meiner Loge Platz zu nehmen. Ob die Ungewöhnlichkeit, Uhland in einer Loge zu sehen, im Publikum sehr bemerkt wurde; Aergerniß gab und Mißreden erweckte, hab' ich nicht erfahren, aber bei einigen Hofbeamten und Diplomaten, die mich während der Zwischenakte in meiner Loge besuchten, und denen ich meinen Freund Uhland mit eifriger Beflissenheit, als hätte ich einen Prinzen bei mir, vorstellte, bemerkte ich allerdings einiges Befremden, das sich aber schnell in lächelnde Höflichkeit versteckte, und dem Dichter sogar einige Schmeicheleien eintrug.“

Indem wir uns zunächst an den zweiten Theil dieser Erzählung halten, bemerken wir, daß Uhland, wie wir aus guter Quelle wissen, die Thatsache jenes Theaterbesuches anerkennend, doch die nähere Art, wie derselbe hier berichtet wird, entschieden als unrichtig bezeichnet hat, ohne sich übrigens auf eine bestimmte Einzelheit einzulassen. Und so müssen wir denn vor Allem billig in Zweifel ziehen, ob es im Jahr 1818 wirklich gegen allen Brauch und Ton gewesen, daß auch Bürgerliche ihren Platz auf der ersten Galerie einnehmen, während Dies gegenwärtig so gewöhnlich geworden, daß es höhern Orts unlängst sogar aufgefallen sein soll, wie die miethbaren Plätze jener Galerie durchschnittlich fast mehr von Bürgerlichen, als von Adelichen besetzt wären. Sodann scheinen dem Dichter von seinem Freund nicht ganz zutreffende Beweggründe unterschoben zu werden. Daß es Jenem, der alles äußerliche Aufsehen so sehr vermied, nicht angenehm sein konnte, wenn er durch sein plötzliches Erscheinen an einem Platze ersten Rangs, mitten unter Hofleuten und Diplomaten, zum allgemeinen Gerede ward — und das mochte er, eben weil er der schlichte Volksmann, allerdings in Folge solcher Sitzwahl werden! — ist sehr natürlich; noch näher aber liegt der Gedanke, daß er, selbst wenn er jenes „Gerede" als Abhaltungsgrund vorschützte, noch weit mehr vermeiden wollte, ungewandt im Gespräch, wie er sich kannte, mit Höherstehenden, welche er, einer bedeutenden Zahl nach, als Gegner seiner laut ausgesprochenen politischen Ansichten zu betrachten berechtigt war, auf eine Weise in Berührung zu

kommen, die als ein Herzudrängen hätte ausgelegt werden können.

Nicht länger bei diesem Gegenstande verweilend, bei welchem es uns mehr daran lag, die „schmähliche Einrichtung“, von welcher Varnhagen spricht, in Abrede zu ziehen, als Uhlands gesellschaftlichen Muth überflüssiger Weise zu vertheidigen, greifen wir zurück auf die weiter vorn berührte Erwähnung „beschränkter Zurückgezogenheit“, in welcher Jener gelebt, eine Bemerkung, bei der wir um so eher einen Augenblick stehen bleiben, als selbst in Familien, denen der Dichter sehr nahe gestanden, in genannter Hinsicht irrthümliche Ueberlieferungen fortgepflanzt worden sind. So wird erzählt, derselbe habe in einem Stuttgart nah' gelegenen, ihm befreundeten Pfarrhause, dem nämlichen, in das er als Knabe jene erlegte Fischotter gebracht, und welches er, seit er genannte Stadt bewohnte, häufig zu besuchen pflegte, beim abendlichen Eintritt mehr als Einmal halb scherzend gestanden, noch nicht zu Mittag gespeist zu haben. Die Thatsache, an sich einige Jahre früher, als Varnhagens Anwesenheit in Stuttgart fallend, scheint nicht anzuzweifeln, denn sie wurde von mehreren Seiten her verbürgt; aber der Auslegung, als habe der junge Mann sich aus Mangel an Subsistenzmitteln zeitweise solche Enthaltsamkeit auferlegt, ist auf's Entschiedenste zu widersprechen. Allerdings soll er, einer einträglichern Ausübung seines Anwaltberufes nicht sonderlich zugethan, sich in manchen Dingen, z. B. in Kleidung und Wohnung, damals beschränkt haben, in andern Beziehungen aber wiederum keineswegs. So erzählte z. B. ein hierüber befragter Freund des Verstorbenen, der in jener

Zeit sein fast täglicher Gefährte war, derselbe habe die wöchentlich ein bis zwei Mal gegebene Oper nur selten versäumt, eine Ausgabe, die, wie Jener ohne Zweifel richtig bemerkte, falls der Dichter bisweilen in der angedeuteten Verlegenheit sich befunden hätte, doch gewiß eher vermieden worden wäre, als die Kosten für den Mittagstisch. Eben so deutlich geht aus der Besprechung von Geldangelegenheiten, die in den nach Hause geschriebenen Briefen hie und da mitläuft, hervor, daß seine Lage von eigentlichem Mangel weit entfernt war. Einmal weiß er sogar nicht, wozu er eine unerwartet eingelaufene, nicht ganz unbedeutende Summe verwenden soll, und erbittet sich deshalb Auskunft. Hat er also jene Aeußerung gethan, so war dieselbe wahrscheinlich durch die Musen selbst veranlaßt, die den Sterblichen, den sie mit ihrem Besuch beehren, nicht jederzeit befragen, ob er schon gespeist habe, und welche Uhlanden die kleine Entbehrung, die er sich damals auferlegt, später selbst in irdischer Hinsicht reich vergalten; denn er ist als ein sehr wohlhabender Mann gestorben, wozu die vierundvierzig Auflagen seiner Gedichte,* die, mindestens von der vierten oder fünften an, jedesmal mit tausend Gulden oder vielleicht noch höher honorirt worden sein sollen, ohne Zweifel nicht wenig beigetragen.

Am 2. Mai 1818 fand die Trauung seiner Schwester mit dem jungen Theologen Meyer aus Walsrode im Hannöverschen statt, welcher, dem engern Vaterlande entsagend, eine Pfarrstelle in Württemberg erhalten hatte,

* Seit seinem Tod ist bereits die fünfundvierzigste erschienen.

nun aber die eben Anvermählte zuvörderst den entfernten Eltern vorzuführen im Begriff stand, in welcher Beziehung hier nachfolgendes Gedicht des Bruders eine Stelle einnehmen möge:

An Luise.

Du lebtest an der Eltern Herde,
Du warst ihr Trost, ihr liebstes Gut;
Du scheuchtest Sorgen und Beschwerde
Mit deinem heitern Jugendmuth.
Die Blumen wußtest du zu pflegen,
Und hast damit das Haus geschmückt,
Und selbst bei Wintersturm und Regen
Der Eltern Blick damit erquickt.

Doch wenn die Tochter freudig blühet,
Dann drohet Schmerz der Mutterbrust,
Dann ist der Tag schon aufgeglühet,
Der Beides bringet, Leid und Lust.
Die Liebe, die vom Himmel steigend,
Allmächtig herrscht, wo sie erscheint,
Sie naht, und wir gehorchen schweigend,
Wenn sie hier trennt und dort vereint.

Er selbst, der dich von hinnen führet,
Hat nicht an dieser Trennung Schuld:
Der Liebe, die sein Herz berühret,
Mußt' er sich fügen in Geduld.
Den Seinen hat sie ihn entrissen,
Ihn traf der herbste Trennungsschmerz;
Die Vatererde mußt' er missen,
Und seine Heimat ist dein Herz.

Doch einmal noch wird er umfassen
Des alten Vaters theures Haupt,
Und wird vor ihn dich treten lassen,
Damit der Vater sieht und glaubt.
Wohl dir, wenn dann, von Lust durchdrungen,
Der Greis gesteht, du seiest werth,
Daß so der Sohn nach dir gerungen,
Um dich das Vaterland entbehrt!

So zeuch denn hin zum frommen Greise,
Und schiff hinab den freud'gen Rhein,
Und laß die schöne Frühlingsreise
Ein Sinnbild deiner Zukunft sein.
Fahr wohl! Geneigt sei Wind und Sonne,
Und kehrst du in das eigne Haus,
So füll' auch dies mit sanfter Wonne,
Und schmück' auch dies mit Blumen aus.

Offenbar wurde dieses Gedicht, — mit Ausnahme der letzten Strophe und des Schlusses der dritten das mindest bedeutende unter den von Uhland herrührenden Gelegenheitserzeugnissen, soweit uns dieselben zu Gesicht gekommen — in Eile, wenn auch mit tief ergriff'nem Herzen, hingeworfen, und würden wir dasselbe nicht beigebracht haben, hätte es nicht eines der wichtigsten Lebensereignisse der, vom Dichter so innig geliebten und doch im Verlauf unserer Erzählung so wenig berührten Schwester, zum Gegenstande.

Bald nach jenem Hochzeitfest hielt es der im kräftigsten Lebensalter Stehende, welcher in der Heimath grundsätzlich um kein Amt werben zu dürfen glaubte, für angemessen, sich in andern Ländern deutscher Zunge nach einer Anstellung

umzusehen, in welcher Hinsicht uns mehrere Briefe vorliegen. In einem blos als Bruchstück erhaltenen Schreiben vom 19. September 1818 an einen Ungenannten, wahrscheinlich wieder an Varnhagen, heißt es:

„Ich kann in den Fall kommen, und er ist vielleicht nahe, daß ich Württemberg verlassen muß. Es ist mir schon angekündigt, daß ich nach einer neuen Einrichtung nicht mehr hier als Advokat werde praktiziren können. Das Advokatengeschäft hab' ich, wie Du weißst, nie aus Neigung getrieben. In beständigem Widerstreit mit meiner Natur verzehrt es mich innerlich, ohne mir äußerlich eine erträgliche Existenz zu verschaffen. Es sollte mir blos eine Auskunft sein, mich so lange unabhängig zu erhalten, bis andere öffentliche Verhältnisse eintreten würden. Diese habe ich längst vergeblich abgewartet, und ferneres Warten würde mich verderben. Durch sehr feste Bande bin ich an mein Vaterland geknüpft, und es ist nur die Nothwendigkeit, die mich losreißt. Zeigt sich mir ein Mittel, meiner Grundsätze unbeschadet zu bleiben, ich werde es mit Freuden ergreifen; einstweilen aber darf ich nicht versäumen, mich um ein Unterkommen auswärts umzusehen. Du stehst mit vielen Menschen und Orten in Berührung, daher meine Anfrage, ob Du Dich auf nichts besinnen könnest, was mir dienen möchte? Ich weiß, man pflegt in solchen Fällen nicht eben die Auswahl zu haben, doch ist zu wünschen erlaubt."

Hier bricht der Brief ab. — In einem Schreiben vom 18. Dezember gleichen Jahrs an den Kirchenrath Paulus sagt er, nachdem er des verfassungslosen Zustandes, welcher ihm in den eigentlichen Staatsdienst einzutreten nicht erlaube, und der ihn als Advokaten bedrängenden, nah bevorstehenden Justizorganisation gedacht:

„Euer Hochwürden haben bereits Kenntniß davon, daß ich mich wegen der Lehrstelle für deutsche Literatur in Verbindung mit der Theorie der schönen Wissenschaften, welche an der Universität Basel errichtet werden soll, dorthin gewendet. Die erhaltenen Nachrichten lauten aber dahin, daß es sich mit der wirklichen Besetzung noch ziemlich in die Länge ziehen dürfte. Auch in Karlsruhe war ich neuerlich und erkundigte mich, ob nicht auf einer der badischen Universitäten in ähnlichen Fächern, wozu ich noch besonders die Erklärung altdeutscher Dichterwerke rechne, etwas zu machen wäre, und man schien Dieses nicht für unmöglich zu halten. Sollte sich hiezu Gelegenheit bieten, so erlaube ich mir, Ihre wohlwollende Verwendung in Anspruch zu nehmen. Früher schon habe ich mein Augenmerk auf die freie Stadt Frankfurt gerichtet, und es wäre mir von großem Interesse, zu erfahren, ob nicht daselbst bei dem Gymnasium in obbemerkten oder verwandten Fächern, bei einer Bibliothek, einem Archiv, einer Kanzlei Anstellung zu erhalten wäre. Ich selbst kenne in Frankfurt Niemanden, an den ich mich unmittelbar wenden könnte. Hingegen weiß ich, daß E. H. daselbst angesehene Bekannte haben, bei denen durch Ihre gütige Vermittelung vielleicht zu meinem Zweck gewirkt werden könnte. — Die literarischen Arbeiten, die mir zu einiger Beglaubigung dienen könnten, sind, außer einer von mir selbst verfaßten juridischen Dissertation, eine Abhandlung über das altfranzösische Epos, die Sammlung meiner Gedichte, die vaterländischen Lieder, die beiden historischen Schauspiele „Ernst von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“, deren letzteres nächstens bei Reimer in Berlin erscheinen wird. Geschäftskenntniß hab' ich mir durch mehrjährige Advokatenpraxis und frühere Dienstleistung auf der Kanzlei des Justizministeriums erworben rc.“

In einem dritten, an den Oberregierungsrath und Professor Koreff in Berlin gerichteten Brief vom 8. März 1819 heißt es:

„Euer Hochwohlgeboren erinnern sich wohl noch, während meines Aufenthaltes zu Paris in den Jahren 1810 und 11 mich persönlich gekannt zu haben: Dieses, und ein gemeinschaftlicher Freund, Herr v. Varnhagen, geben mir das Vertrauen, mit der nachfolgenden Anfrage mich an Sie wenden zu dürfen. Seit geraumer Zeit darauf bedacht, mein Verhältniß als Advokat mit einem mir angemessenern zu vertauschen, habe ich unter Anderm bei Errichtung der Universität Bonn mein Augenmerk dahin gerichtet. Als ich aber hörte, daß diejenigen Lehrfächer, für die ich mich hätte anbieten können, durch Herrn v. Schlegel besetzt werden würden, mußte ich jeden Versuch aufgeben. Neuerlich vernahm ich nun aber, daß Schlegel wahrscheinlich auf Ostern nach Berlin übergehen werde, und Dies hat den früher gehegten Wunsch auf's Neue in mir angeregt. Die Fächer, denen ich mich würde widmen können, wären ꝛc." (Folgen die schon im Brief an Paulus bezeichneten Lehrgegenstände.) „Ob nun für mich Hoffnung vorhanden, bei der Universität Bonn in obgedachten oder verwandten Lehrfächern eine bestimmte Anstellung zu erhalten, und welche Schritte zu diesem Behuf von meiner Seite zu machen wären, — darüber erlaube ich mir E. H. nach derjenigen Kenntniß der Umstände, welche Ihnen ohne Zweifel vermöge Ihres amtlichen Verhältnisses zu Gebot steht, um gütige Belehrung zu ersuchen ꝛc."

Nicht zu übersehen ist, daß wenn im dritten dieser Briefe ausschließlich, und im zweiten vorzugsweise auf die poetische und ästhetische Befähigung des Schreibenden hingewiesen wird, im zweiten denn doch auch das juridische Feld Erwäh-

ming findet, ja der Briefsteller in Frankfurt — diese freie Stadt scheint ihn besonders angezogen zu haben — falls sich keine andere Stelle fände, selbst mit Bedienstung an einer Kanzlei zufrieden wäre. Man sieht daraus, daß ihm in Württemberg die Laufbahn eines Rechtsanwaltes fast mehr noch durch die damaligen politischen Verhältnisse entleidet wurde, die ihm ein Dortbleiben „unbeschadet“ jener gegen die Eltern ausgesprochenen „Grundsätze“ schwer machten, als durch die Natur des Berufs an sich, gesetzt es habe hiebei keine Selbsttäuschung gewirkt, vermöge welcher er das Widrige, das für ihn in der Sache selbst, nicht in dem verfassungslosen Zustande lag, in einem andern Lande minder zu empfinden hoffte.

Dabei darf man sich übrigens durchaus nicht vorstellen, als hab' er sich damals in besonders gedrückter Stimmung befunden. Die mächtig aufquillende Poesie und die gesunde Männlichkeit der Seele schützten ihn in gleichem Grad vor lange andauernder, oder zu tief gehender Trauer. Gerade in jene Zeit der politischen Depression und des Fehlschlagens aller für einen entsprechenden Wirkungskreis gemachten Plane, nämlich in das Jahr 1818, fällt die Dichtung des bunten, heitern, mitunter gegen des Dichters sonstige Weise sogar muthwilligen Fortunat, während aus dem Brief an Kirchenrath Paulus erhellt, daß im gleichen Jahr Ludwig der Baier verfaßt oder doch vollendet worden, der dort bereits als herausgegeben erwähnte Ernst von Schwaben aber zu Anfang von 1818 erschien, mithin größtentheils im Verlauf von 1817 verfaßt sein dürfte. Als heitern Theilnehmer am stillen Familienfest zeigt Uhlan-

den um jene Zeit folgendes Gedicht, von ihm verfaßt zum Geburtstag eines Oheims, der in der Nähe von Stuttgart als jener, schon mehrmals angedeutete, befreundete Geistliche lebte.

Zum 22. September 1818.

Wohl hat der Frühling seine Feste,
Die Jugend hat ihr freudig Spiel;
Doch auch der Herbst hat frohe Gäste,
Sein Fest hat jedes Lebensziel.
Wir fühlen's heut', und nicht vergebens
Verbindet sich am schönsten Tag
Des Jahres Herbst, der Herbst des Lebens
Zu einem freundlichen Gelag.

Die Sonne strahlt in mildem Lichte,
In leichtem Dufte ruht das Thal,
Die Rebe spendet ihre Früchte,
Der Baum die seinen unſ'rem Mahl.
Und Er, um den wir uns vereinen,
Wie glänzt ihm heut' ein heitrer Stern!
Er ist gesegnet von den Seinen,
Er ist gesegnet von dem Herrn.

Wenige Wochen vor dem Tag, von welchem der Brief an Koreff datirt ist, war die Königin Katharina von Würtemberg gestorben, und Uhland, welcher sich sonst von den Großen der Erde entschieden abwandte, glaubte „die Muse, die von Recht und Freiheit singet“, nicht zu entweihen, wenn er dem Andenken dieser edeln Fürstin die Zeilen widmete, die unter der einfachen Ueberschrift Katharina in seine Sammlung aufgenommen sind. Wohl aber fanden nicht

wenige, noch an den Formen einer vergangenen Zeit hängende Personen in dem ziemlich schnell, der Hauptsache nach während eines Spaziergangs auf dem sogenannten Herdweg bei Stuttgart, fertig gewordenen Gedichte die Etikette nicht gehörig gewahrt, eine Ansicht, welcher der Verfasser nur darin nachgab, daß er die Schlußzeilen der zweiten Oktave, welche ursprünglich gelautet hatten:

Die Glocke tönet, wenn man sie geschwungen,
Und Thränen fließen, wenn man sie gebungen,

in die Lesart umänderte:

Und Thränen gibt es, die nicht tief entsprungen.

Am 7. Mai gleichen Jahres kam des Dichters Trauerspiel, Herzog Ernst, zum ersten Mal auf der stuttgarter Hofbühne zur Aufführung, und wurde gleich darauf, am 16. Mai, wiederholt, was, beiläufig gesagt, Jenen, dessen Rath bei den Proben eingeholt ward, auf einige Zeit in persönliche Berührung mit dem großen Schauspieler Eßlair brachte, nach seiner eben so schönen als gewaltigen Naturbegabung dem größten unter allen, die je in Stuttgart längern Aufenthalt gefunden, und ganz gemacht zu Rollen, wie die von ihm in jener Tragödie übernommene (Werner von Kiburg).

Auf den 13. Juli aber ward nach Ludwigsburg, die zweite Residenzstadt des Landes, eine neue Ständeversammlung einberufen, mit welcher jetzt, unter ausdrücklicher Anerkennung eines Vertragsverhältnisses, die Regierung über einen neu zu bietenden Verfassungsentwurf unterhandeln wollte. Nicht so bald war der Forderung des

alten Rechts auf diese Weise endlich Genüge geschehen, als Uhland sich um die Stelle eines Abgeordneten des Oberamtsbezirks Tübingen bewarb, und mit großer Majorität der Stimmen gewählt wurde. Die Mehrzahl der Versammlung, die schon am 28. jenes Monats in die Heimat gekehrt war, um einer aus ihrer Mitte gewählten Kommission Zeit zur Unterhandlung mit den Bevollmächtigten der Regierung über den von ihr angebotenen Verfassungsentwurf zu geben, trat erst am 2. September wieder zusammen, und der neue Abgeordnete erklärte sich nun abermals sehr nachdrücklich gegen das Zweikammersystem, worin ihn übrigens ein Theil des anwesenden hohen und niedern Adels selbst mit nicht viel geringerem Eifer unterstützte. Er hatte gesagt: „Vom Augenblick an, wo verlautet habe, daß die Kommission die Trennung in zwei Kammern für unumgänglich erachte, sei von vielen Volksvertretern der freudige Muth, der sie bei Eröffnung der Verhandlungen belebte, sichtbar geschwunden; deßhalb trag' er darauf an, daß die Versammlung bei Uebergabe des Entwurfs an den König um so gewisser ausspreche, wie sie nicht aus eigener Neigung auf jene Form eingegangen, und voraussetze, derselbe werde erwägen, ob diese weder vom Volk, noch von den Ständen gewünschte Einrichtung durch die Zeitumstände unabwendbar geboten sei." Neun und zwanzig Jahre später werden wir ihn mit gleichem Nachdruck fordern sehen, daß die Abgeordnetenkammer sich zu einer reinen, volksthümlichen Wahlkammer umwandle. Wollte er damit blos aussprechen, wenn einmal zwei Häuser da seien, solle wenigstens das Volkshaus nur aus der Volkswahl hervor-

gehen? oder hatte er nunmehr die Zweckmäßigkeit des anfangs so bekämpften Zweikammersystems anerkannt? Beinah' sollte man das Letztere glauben, denn wär' er jetzt noch für Eine Kammer gewesen, so hätte er Dies in jenem Augenblick (März 1848) unbedingt aussprechen können.

Der im Sommer 1819 in Karlsbad tagende Ministerkongreß, welcher der Durchführung eines freisinnigen Verfassungsvertrags unübersteigliche Hindernisse entgegen zu halten drohte, und endlich am 20. September seine berüchtigten, nach jener Stadt benannten Beschlüsse ausgehen ließ, forderte größtmögliche Eile der Berathung, so daß, als bereits am 23. September die Verfassungsurkunde einstimmig angenommen wurde, dieser Annahme die wünschenswerthe Reife und Ruhe der Verhandlungen gar oft nicht vorangegangen sein mochten. Uhland selbst sprach sich im Jahr 1861, einer der letzten Lebenden geworden, deren Name als Unterzeichner der württembergischen Verfassungsurkunde beigesetzt ist, in der angegebenen Beziehung in dem schon angeführten Brief über den Nekrolog Albert Schott's also aus: „Besonders ist es nicht an Dem, daß ich mit Schott einer der eifrigsten Mitarbeiter am Verfassungsvertrag von 1819 gewesen. Das Geschäft des ludwigsburger Landtags lag von ständischer Seite hauptsächlich in Händen der gewählten Kommissäre W., Z. und G., welche mit denen der Regierung einen Verfassungsentwurf vereinbarten, der alsdann bei den, nach einstweiliger Vertagung wieder versammelten, Ständen von W. durchgefochten wurde. Die von der Versammlung noch angetragenen Aenderungen oder Zusätze drangen nicht mehr durch. Der bedrohliche

karlsbader Kongreß war ein wirksamer Sporn zu eiligem Abschluß. Man überließ sich der Hoffnung, aus der einmal zu Stande gebrachten Verfassung selbst weiter Gewünschtes zu entwickeln.“

Gleichwohl war der Mann, der also sprach, kein so störrischer Anhänger seiner Lieblingsideen — wie man in diesem Fall vielleicht glauben möchte — daß er sich nicht auch des mangelhaften Werkes gefreut hätte. Und als zur Feier des geschlossenen Vertrags die abermalige Aufführung des Herzogs Ernst von Schwaben auf dem stuttgarter Hoftheater für den 18. Oktober angesetzt wurde *, jenen Tag nie ersterbender Erinnerungen, an welchem Uhland drei Jahre vorher Fürsten und Volk mit einem „Lied wie Schwertesstreich“ an ihre Pflicht gemahnt, da dichtete er jenen Prolog zu genanntem Schauspiel, in welchem anerkannt wird:

Noch steigen Götter auf die Erde nieder,
Noch treten die Gedanken, die der Mensch,

---

* Dieser Tag ist in Uhlands Gedichten aus Anlaß des unter sie aufgenommenen, im Text sogleich zu besprechenden Prologs angegeben; die Aufführung scheint aber aus irgend einem Grunde hinausgeschoben worden zu sein, denn nach der Registratur der genannten Bühne erfolgte sie erst am 29. Oktober. — Aus mehrfachen Gründen ist es nicht ohne Interesse zu erfahren, wie oft, und in welchen Zeiten, jenes Stück bis jetzt in des Dichters engerem Vaterland über die Bretter gegangen, daher wir Dies nach der erwähnten Quelle hier angeben. Außer der dreimaligen, bereits näher bezeichneten Aufführung im Jahr 1819, wurde es noch gegeben im Februar 1820; dann, 22 Jahre später, zweimal hinter einander im Dezember 1842, und bald drauf noch einmal im Februar 1843; endlich, abermals 20 Jahre später, zweimal im Januar 1863, die beiden letztenmale zu Uhlands Todesfeier.

Die höchsten achtet, in das Leben ein.
Ja! mitten in der wildverworr'nen Zeit
Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.

Für den ersten Landtag nach Annahme der Verfassung, der am 15. Januar 1820, nunmehr zum erstenmal in zwei Kammern getheilt, zusammentrat, war Uhland von der Stadt — das vorigemal von dem Oberamtsbezirk — Tübingen zum Abgeordneten gewählt worden, und befand sich unter Denjenigen, welche dem König die übliche Erwiderung auf die Thronrede zu überbringen hatten, bei welcher Gelegenheit sich der Monarch mit ihm ganz besonders freundlich und länger als mit irgend einem Andern unterhielt, ihm für das Gedicht auf den Tod Katharina's dankend. Natürlich freute sich Jener der Anerkennung seines Dichterwerthes aus solchem Mund, und erzählte in einem befreundeten Hause mit an ihm sonst nicht gewohntem Feuer von dem Gespräch; plötzlich aber, wie wenn ihn der Gedanke durchführe, man könnte in seiner Freude etwas Unmännliches oder doch Selbstgefälliges finden, unterbrach er sich und gab was ihm noch erübrigte, in wenigen kurzen, kalten Worten. In der Kammer selbst aber trug er schon am 25. Januar auf Niedersetzung von Kommissionen zu Prüfung der seit 1817 ergangenen Organisationsedikte an, d. h. jener zum Theil sehr freisinnigen Verordnungen über Staats- und Gemeindeverwaltung, auf welche Kerner in der „Fabel" als Etwas, das den Männern des starren Rechtes nicht genehm sei, hingewiesen. Selbstverständlich wollte

Uhland damit nicht dem freisinnigen Element in jenen Edikten entgegen treten, sondern nur geprüft haben, ob dieselben in jeder Hinsicht der nunmehr eingeführten Verfassung entsprächen, oder theilweise abzuändern seien. Dem Antrag ward entsprochen, doch nicht mehrere, sondern nur Eine Kommission, und in diese der Antragsteller selbst gewählt, der nun als Mitglied derselben über das die Rechtspflege betreffende Edikt einen von vollendeter Sachkenntniß zeugenden Bericht erstattete. Später, im Mai, stellte er die Frage, ob die bald nach Abschluß der Verfassung, gemäß den bekannten Bundesbeschlüssen, eingetretene Censur der politischen Tagesblätter mit der Verfassung einstimme. Zur Begutachtung dieser Frage ward abermals eine Kommission niedergesetzt, die jedoch keinen Bericht erstattet zu haben scheint.

In den gleichen Monat fällt, mitten in die parlamentarische Wirksamkeit hinein, Uhlands Verbindung mit Emilie Vischer aus Kalw, der durch Geist und Karakter gleich ausgezeichneten, ihm mit innigster Liebe ergebenen Tochter erster Ehe der allgemein hochgeschätzten Frau Emilie Pistorius, zu deren Erinnerung Rückert im Jahr 1816 seine elf Sonette, „Rosen auf das Grab einer edeln Frau" gedichtet hat.

Uhlands Gewissenhaftigkeit in dem Amt eines Volksabgeordneten wird aber aufs Stärkste durch den Umstand bezeichnet, daß die für die Trauung bestimmte Stunde hinausgeschoben werden mußte, weil er, um bei einer wichtigen Abstimmung in der Kammer nicht zu fehlen, sich nicht zur rechten Zeit im Hochzeithause eingefunden. Man erzählt,

er habe bei der ihm eigenthümlichen bescheidenen Zurückhaltung, vielleicht auch weil er, in der verfassungslosen Zeit jedes Amt in Württemberg ungeeignet für sich haltend, nicht wußte ob die geliebte Genossin seines spätern Lebens ihm ins Ausland zu folgen erbötig war, sich Dieser jahrelang nicht genähert und die Neigung zu ihr in sein Inneres verschlossen; das schöne Gedicht Der Ungenannten, welches sich auf sie beziehe, sei daher keineswegs blos ein Gedicht. Jedenfalls ist es Thatsache, daß in Folge einer wunderbaren Verkettung von Umständen die Verbindung endlich in dem letzten Augenblick, wo sie noch möglich, rasch und überraschend zu Stande kam. Uhland war kurz vorher mit einem trüben Trauerspiel, „Johannes Parricida“ umgegangen, und hatte zu Gustav Schwab im Erzählen von diesem düstern Helden gesagt: „Es war mit ihm, wie mit mir; er hat in Allem Unglück gehabt.“ * Wirklich war in dem Dichter, als er die Stellung fürs äußere Leben, welche er an so vielen Orten gesucht, nicht zu finden vermochte, endlich eine gewisse Bitterkeit entstanden. Hatte sich dieselbe aber schon durch die endlich erreichte Wirksamkeit als Abgeordneter einigermaßen gelegt, so schwand sie vollends ganz durch die eben berichtete Verbindung. Blieb diese, die über 42 Jahre anhielt, auch kinderlos — das Einzige, was zum ungetrübten Glück derselben fehlte — so fand doch, wie K. Mayer a. a. O. sagt, der liebevolle Familiensinn des Ehepaars stets reiche Nahrung durch nahe Verwandte und durch die dankbare Anhänglichkeit jüngerer Pflegesöhne, welchen

* Schöll a. a. O. S. 127.

Uhland, als er den Aufenthalt in Tübingen genommen, die zärtlichste Fürsorge zukommen ließ. Auch die zweite, bedeutend vermehre Auflage seiner Gedichte erschien in jenem Jahr, und so begann denn jetzt für ihn eine Zeit, die an Heiterkeit nicht selten mit der Periode des Schattenkränzchens wetteiferte.

An solch muntern Abenden soll man den in der Regel ernsten, in sich versunkenen Mann gar nicht mehr gekannt, sich über seine pikanten Einfälle, seinen ungemeinen Sinn für's Komische nicht genug haben wundern können. Besonders liebte er, wie wir ihn schon früher in der Maske des Schattenwirthes gefunden, Verkleidungen aus dem Stegreif, in welchen er ungemein erfinderisch war und, meistens nicht nur für den Zweck seines eignen Kostüms, diejenigen Gegenstände des Hausgeräthes angab, durch deren Mitverwendung die Mummerei erst recht toll und lustig wurde. Noch jetzt erzählt man von seiner unendlich spaßhaften Darstellung des, einen wilden Apfel verspeisenden, „Schmerzenreich" in der als lebendes Bild vorgestellten Charade „Genovefa". Ein andermal hatte er als wild romantischer „Komet" in die Reihe der geordneten „Planeten" hereinzufahren und erregte durch die excentrische Bahn, welche zu wandeln er für seine Obliegenheit hielt, bei der die „Vesta" darstellenden Dame ein solches Lachen, daß von dem brennenden Spiritus, den sie in einer Schale hielt, einige Tropfen auf den langen Flachsbart des „Saturn" verschüttet wurden, der denn augenblicklich in Flammen gerieth. Der „Komet" in eigner Person jedoch behielt Geistesgegenwart genug, den in lohem Feuer Stehenden augen-

blicklich zu Boden zu reißen und dort den Brand rasch dadurch zu ersticken, daß er sich mit dem eigenen Körper auf Jenen warf.

Hinderten somit die ernste landständische Thätigkeit und gar manche während derselben vereitelte Hoffnung für's deutsche Vaterland nicht, daß er der guten Stunde häufig ihr volles Recht widerfahren ließ, so scheint er dagegen durch jene Wirksamkeit am poetischen Schaffen allerdings etwas gehemmt worden zu sein, denn erst zu Anfang des Jahrs 1830, wo er seit vier Jahren nicht mehr Mitglied der Kammer war, erschien, nach vieljähriger liederlosen Zwischenzeit, im Morgenblatt auf einmal wieder eine längere Reihe bisher unbekannter Gedichte von ihm, worunter mehrere seiner vollendetsten, wie Der Waller, Bertran de Born, Die Bidassoabrücke, Maienthau etc. etc. Wir bemerken Dies ausdrücklich, weil in den ersten Wochen nach Uhlands Tod mehrfach die Ansicht gehört wurde, als habe sich der Verstorbene, trauernd über das deutsche Vaterland, sein frühes Schweigen absichtlich auferlegt, woran sich dann der Ausspruch schloß, daß solche Selbstverleugnung eines solchen Mannes nichts Geringes sei. Dies wäre sie denn auch wahrhaftig nicht; aber Alle, die den Dichter persönlich näher gekannt, werden darin einstimmen, daß hier keine Selbstverleugnung vorgewaltet. Gerade die letzten Jahre vor 1830, in welche die Entstehung der eben bezeichneten herrlichen Balladen nach langer Pause fällt, waren für einen Vaterlandsfreund, wie er, keine sonderlich erhebenden, und trat er später nur noch mit ziemlich wenigen Gedichten hervor, so war bei ihm auf eine ungewöhnlich frühe Reifung

in der That ein verhältnißmäßig etwas frühzeitiges Abblühen gefolgt.

Es kann in dieser Hinsicht zunächst an die Antwort erinnert werden, die er in Gegenwart von Professor Franz Pfeiffer* auf die Frage eines jungen Mannes, warum er seine Muse gar so lange ruhen lasse, mit dem ihm eigenen hellen Lachen gab, daß nicht er die Muse, sondern diese ihn in Ruhe lasse. Gleicherweise erzählt der amerikanische Schriftsteller Bayard Taylor, Uhland habe ihm auf Befragen erwidert: „Ich möchte nicht darauf schwören, daß ich keine Lieder mehr dichten werde; ich finde an Dem, was ich früher gethan, noch so viel Lust, wie je; es ist aber für mich nicht mehr das gleiche Bedürfniß des Aussprechens vorhanden, und ich schreibe nie ohne entschiedene Nöthigung meines Innern." Sollten diese Worte dem Ausdruck nach vielleicht nicht ganz authentisch sein**, so liegt doch durchaus kein Grund gegen ihre Wahrheit an sich vor. Wirklich war dem älter werdenden Sänger jede nicht aus seinem Innersten quillende Poesie fatal, wurde aber dieses durch eine reizende Gegend, einen schönen, lichten Tag, eine heitere Gesellschaft, oder auch umgekehrt durch einen schmerzlichen Eindruck aufgeregt, dann trat der Dichterdrang oft plötzlich hervor.

---

* Vgl. das schon angeführte Werkchen: Ludwig Uhland. Ein Nachruf von Prof. Dr. F. Pfeiffer. S. 18.

** Nach dem Frankfurter Convers.-Blatt vom 10. März 1857 leicht abgeändert, weil mir die dort aus dem Englischen rückübersetzten Worte noch weniger nach Uhlands Ausdrucksweise zu sein schienen, als die hier gegebenen.

So sollen z. B. die rührenden vier Zeilen, welche die erste Nummer des Nachrufs bilden: „Du, Mutter sahst mein Auge trinken“ ꝛc. ꝛc. in den ersten drei oder vier Minuten nach dem Tode der Mutter (1831) vollendet gewesen sein. — Als Uhland im Sommer 1836, während einer Vertagung des Landtags, mit einigen Freunden eine Fußreise in den badischen Schwarzwald unternommen, empfing die Wanderer auf Schloß Eberstein ein wunderschöner Morgen; Uhland, heiter in einem Grade, wie ihn die Begleiter fast noch nie gesehen, schrieb unverweilt ein kurzes, durch den Moment eingegebene Gedicht nieder, dessen Inhalt von dem Erzähler uns nicht mehr mitgetheilt werden konnte, das aber Jeder finden kann, welcher die angegebene Zeit in dem dortigen Fremdenbuch nachschlägt, gesetzt dieses sei aus jenen Jahren noch vorhanden. Noch viel später, im Jahr 1854, trug er in das Album des Ferdinandeums zu Innsbruck die bekannt gewordenen zwei Zeilen ein:

Das Lied, es mag am Lebensabend schweigen,
Sieht nur der Geist dann heil'ge Sterne steigen.

Ungefähr um die gleiche Zeit wurde ihm in einer heitern Gesellschaft ein neckischer Unfall erzählt, welcher einer Fürstin von L., die eben so fromm als jagdlustig war, zugestoßen; Uhland entfernte sich und kam nach einer nicht vollen Viertelstunde mit folgenden Versen zurück, welche jenes Begegniß wiedergeben:

Es war eine Fürstin so fromm und so frei,
Das Beten verstand sie, das Jagen dabei;
Es hing ihr zusammen am Gürtel vorn
Der Rosenkranz und das Pulverhorn.

Sie hält auf dem Anstand, sie neigt sich vor,
Die Hände gefaltet auf's Feuerrohr,
Und wie sie in solcher Vertiefung steht,
Denkt sie an's vergessene Morgengebet;
Aus der Waidtasche holt sie ein Büchlein fromm,
Und heißt die Heiligen Gottes willkomm.
Da rauscht es im Busch, und hinaus ins Gefild,
Und war es kein Engel, so ist es ein Wild!
O schwer ist, ihr Lieben, zu jagen zugleich
Nach Hirschen und Hasen und himmlischem Reich:
Indeß sie da betet aus ihrem Brevier,
Entwischt ihr der herrlichste Hirsch im Revier!

Abgesehen aber von solchen Momenten war der bloße Trieb des Talentes nicht mehr in seiner vollen Kraft da, und vor Allem war ihm, je mehr die Erregbarkeit der Jugend schwand, die Fertigung von Gelegenheitsgedichten unangenehm, welche natürlich nicht selten gewünscht wurden. Schon früher, als der Born der Lieder noch reicher in ihm quoll, hatte er jene Art der Poesie stets möglichst zu beseitigen gesucht. So ward er z. B. im Jahr 1827 von einer in Stuttgart lebenden Fürstin aus der königlichen Familie um ein Festspiel für den Geburtstag ihres Gemahls angegangen, und als der sehr höflich bittende Kammerherr abschlägig beschieden war, kam Jene selbst vorgefahren. Allein Uhland blieb einfach bei der Versicherung seines Bedauerns, zu so etwas gar kein Talent zu haben, und bemerkte nachher gegen Schöll, dem wir diese Anekdote entnehmen*: „Es ist gar artig, wie solche Herrschaften Einem immer mit der

* A. a. O. S. 128.

wohlgemeinten Versicherung zureden, es dürfe ja etwas ganz Leichtes sein; von dem sie selbst übrigens weiter keine Vorstellung haben, als daß es blos außerordentlich schön zu sein brauche." — Als ihn später, im Jahr 1836, also schon zur Zeit der mehr im Schwinden begriffenen dichterischen Stimmung, der Fürst von Hohenzollern-Hechingen aus Anlaß eines in seine Residenz berufenen Sängerfestes dringend um einige Verse ersuchen ließ, um dieselben noch eiligst zur musikalischen Komposition verwenden zu können, fand sich Uhland so wenig zu Erfüllung dieses Gesuches aufgelegt, daß er von Tübingen aus, wo er damals bereits seinen Wohnsitz genommen, sogleich durch einen Expressen den eben das Wildbad gebrauchenden Gustav Schwab um Lösung der Aufgabe anging, das — vom Freunde sogleich bewilligte — Ansinnen mit heiterer Anspielung auf eine Ballade den „Ueberfall im Wildbad" benennend. — Einer ihn um Einzeichnung in ihr Gedenkbuch ersuchenden Frau schrieb er die Worte ein:

Wann hört der Himmel auf zu strafen
Mit Albums und mit Autographen?

Ein andermal hatte ihn die gleiche Bitte in solche Bedrängniß gebracht, daß der launige Kerner ihm die Einschrift vorschlug:

Mein Herr, mit Ihrem Album
Bringen Sie mich halb um.

Jedoch selbst in Bezug auf höher stehende Poesie schien sich, mit nur wenigen Ausnahmen, z. B. der zwei Balladen Lerchenkrieg und Der letzte Pfalzgraf, womit er um

1845 oder 46 seine Gattin am Geburtstag überraschte, von genanntem Zeitpunkt (1830—1832) ab der Drang des Dichters fast ganz auf seine geschichtlichen Darstellungen der poetischen Wirksamkeit früherer Jahrhunderte zurückgezogen zu haben, wie er umgekehrt diesen Forschungen einen bedeutenden Theil Dessen, was er früher in selbständiger Dichtung geleistet, verdankt haben dürfte, so daß mit Recht gesagt werden kann, erst durch Beiziehung jener literaturgeschichtlichen Arbeiten lerne man das poetische Element in Uhland vollständig kennen.

Doch wir kehren nach einer weit hinaus greifenden Abschweifung zum Jahr 1821, und zunächst zur landständischen Thätigkeit zurück. Im Januar jenes Jahres hatte der Abgeordnete der Stadt Reutlingen, der nachher als Nationalökonom rühmlichst bekannt wordene Friedrich List, den ihm von seinen Wählern gegebenen Auftrag zu Entwerfung einer Petition an die Volkskammer über den allgemeinen Zustand des Landes benützt, um einen Besserungsplan sämmtlicher Einrichtungen der Rechtspflege, des Staatseinkommens und der Verwaltung aufzustellen. Dieser war eben lithographirt an die Bewohner Reutlingens vertheilt worden, als der weitern Verbreitung, und so denn auch der wirklichen Eingabe an den Ausschuß der im Augenblick vertagten Kammer, durch obrigkeitliche Beschlagnahme entgegen getreten, wider den Verfasser aber polizeiliche und gerichtliche Untersuchung eingeleitet ward. Als die Abgeordneten am 6. Februar wieder zusammengetreten, empfingen sie ein Geheimeraths-Schreiben, worin ihnen das eingeschlagene Verfahren gegen die noch gar nicht eingebrachte Petition eröffnet und sie zum

Ausschluß des Angeschuldigten aus der Kammer aufgefordert wurden, indem das Gericht eine Kriminaluntersuchung gegen ihn erkannt habe. Jener suchte unverweilt aus dem Inhalte der Petition nachzuweisen, daß dieselbe nichts enthalte, was, nach dem Preßgesetz von 1817 verboten, eine Kriminaluntersuchung solchen Karakters herbeiführen könnte, durch welche der Ausschluß eines Abgeordneten bedingt sei. Wirklich war die am anzüglichsten befundene Stelle von der Art, daß heut zu Tage kein Mensch ein Verbrechen in ihr sehen würde. Sie lautete: „Wo man hinsieht, nichts als Räthe, Beamte, Kanzleien, Amtsgehülfen, Schreiber, Registraturen, Aktenkapseln, Amtsuniformen, Wohlleben und Luxus der Angestellten bis zum Diener herab. Auf der andern Seite Unwerth der Früchte, Stockung der Gewerbe, Fällen der Güterpreise, Klagen über Geldmangel und Abgaben, Steuerpresser, Gantungen, Beschwerden über unredliche Magistrate, gewaltthätige Beamte, geheime Berichte, Mangel an Unpartheilichkeit der Obern, Jammer und Noth überall; nirgends Ehre, nirgends Einkommen, nirgends Fröhlichkeit denn allein in dem Dienstrock!“ — In die Kommission, welche die Kammer zu Begutachtung der Sache wählte, ward Uhland berufen, der denn als Berichterstatter der Mehrheit derselben darauf antrug, „daß die Kammer weder gänzlichem, noch auch nur zeitweiligem Ausschluß Lists Statt gebe, indem diese beiden Maßregeln nur durch eine solche Untersuchung begründet würden, welche auf ein Verbrechen, nicht aber durch eine solche, die auf ein bloßes Vergehen gerichtet sei. Formelle Erkenntnißgründe gebe es über diesen Unterschied nicht, die Prüfung müsse

also der Kammer selbst vorbehalten bleiben. Ohne rechtskräftiges Erkenntniß, ohne Rechtsvertheidigung, blos auf die Instruktion einer Gerichtsbehörde an die andre, könne ein Mitglied nicht ausgeschlossen, oder auch nur suspendirt werden. Eine Beeinträchtigung der Gerichte liege hierin deßwegen nicht, weil diese nach den Gesetzen zu erkennen hätten, die Kammer aber über den Austritt eines Mitglieds nach den Vorschriften und dem Sinn der Verfassung beschließe."

Die Minderheit der Kommission trug dagegen darauf an, daß List mindestens vorläufig austrete und das Haus sich einen Beschluß vorbehalte, bis ein rechtskräftiges Erkenntniß in der Sache gefällt sei.

Dieser Antrag ging mit 56 Stimmen gegen 36, worunter acht Mitglieder der Ritterbank, durch, was in ganz Deutschland großes Aufsehen erregte. Die verschiedensten Blätter, z. B. die Allgemeine Zeitung, gaben den peinlichen Empfindungen über solchen Ausgang eines Kampfes der Grundsätze zwischen dem Beamten- und dem Verfassungsstaate offenen Ausdruck, wobei Uhlands Name als eines Anhängers des letztern natürlich vielfach genannt wurde. Leider blieb die Sache hiebei nicht stehen: nach einer achtmonatlichen Untersuchung verurtheilte das Gericht den Angeklagten zu zehnmonatlicher Festungsstrafe und Bezahlung von elf Zwölfteln der Inquisitionskosten, eine richterliche Ansicht, die gegenwärtig allerdings nicht mehr denkbar wäre. Ja man wird eigenthümlich von dem Gedanken ergriffen, wie das öffentliche Bewußtsein sich selbst läutere, wenn man sich vorhält, daß dem damals Verfolgten jetzt, vierzig Jahre

nach jenen Vorgängen, auf Kosten von ganz Deutschland in der Vaterstadt Reutlingen ein Denkmal errichtet wird, zwei Stunden von dem Orte, wo im gleichen Augenblick seinem muthigen, damals, wenigstens in seinen politischen Beziehungen, ebenfalls vielfach angefochtenen Vertheidiger, Uhland, die nämliche, vom ganzen großen Vaterland wetteifernd unterstützte Ehre in wohl noch glänzerndem Maße sich vorbereitet.

Zu Gunsten Lists war in der Kammer darauf hingewiesen worden, daß der Gerichtshof bei dem vorläufigen Ausspruch, Jener habe sich einer Kriminaluntersuchung schuldig gemacht, zu solchem Erkenntniß nicht gehörig besetzt gewesen, indem er einen ganz jungen Referendär zum Berichterstatter bestellt habe. Ohne Zweifel war dieser Vorgang der Grund, aus welchem Uhland einige Wochen später im Hause der Abgeordneten darauf antrug, daß die Besetzung von Richterstellen mit Amtsverwesern nach gesetzlichen Normen geschehe, und diese Verweser insbesondere auch auf ordentliche Weise besoldet würden, indem nur dann die Unabhängigkeit ihrer Gesinnung gesichert sei. Die Verfassungsurkunde, bemerkte er hiebei, sage, kein Richter könne ohne richterliches Erkenntniß entsetzt, entlassen oder auf eine geringere Stelle versetzt werden, solche Verweser aber seien „weniger als entlaßbar“, sie seien „noch gar nicht zugelassen“. Die Kammer stimmte allgemein zu.

Ein abermals einige Wochen später erfolgter, gleichfalls allgemein angenommener Antrag Uhlands auf Niedersetzung einer Kommission für Zünfte- und Handwerksangelegenheiten, „da die veralteten Zunftgesetze einer Revision dringend

bedürften," sei hier nur als Beleg erwähnt, wie der Antragsteller schon damals den Standpunkt eingenommen zu haben scheint, der sich in Württemberg erst in neuester Zeit allgemeine Geltung verschafft hat, und wie wenig der die Einbildungskraft ansprechende mittelalterliche und in mancher Hinsicht — es muß zugegeben werden — volksthümliche Bestandtheil in jenen alten Zunfteinrichtungen ihn, wie man wohl hätte annehmen dürfen, beirrte. Die Versammlung ward im Laufe des Sommers vertagt, und Uhland, welcher die Wahl in den engern, während der Vertagung beisammen bleibenden Ausschuß ablehnend, zum Mitgliede des weitern Ausschusses gewählt wurde, der nur bei vorkommender Gelegenheit zu geschäftlicher Wirksamkeit zusammentritt, gewann nun Zeit, sich wieder mehr der Poesie, so wie einem Gegenstande zu widmen, der damals alle edlern Herzen in Europa in Anspruch nahm, nämlich der Sache der für ihre Befreiung vom türkischen Joch kämpfenden Griechen.

In ersterer Beziehung erschien im Jahr 1822 seine Monographie über Walther von der Vogelweide, die er in der Vorrede „einen Versuch, eine Vorarbeit zu einer größern Darstellung in diesem Fache" nennt. „Seine besondre Hinneigung zu Walther," bemerkt Herr Professor Pfeiffer*, dessen Worte wir hier zu den unsrigen machen, „begreift sich leicht. In der That gibt es in unsrer Literatur keine zwei Dichternaturen, die sich in Allem so sympathisch, so verwandt wären, wie Walther und Uhland. Der

---

* S. 11 des „Nachrufs".

lebendige Sinn für die Natur und ihr geheimnißvolles Leben und Weben, das innige Empfinden für die selige, goldene Zeit des Lenzes und der Liebe, die Begeisterung für „„alles Süße, was Menschenbrust durchbebt““ und „„alles Hohe, was Menschenherz erhebt““, dabei die überwallende Liebe zur deutschen Heimat, das warme Erfassen des deutschen Wesens und der deutschen Art, „das Herz für's Volk“ und für des Vaterlandes Ruhm und Größe, all Das finden wir nirgends in dem Maße vereinigt, wie in diesen beiden Dichtern. Das Mittelalter hat seinen Walther hochgehalten, wie wir unsern Uhland, und den alten Spruch, den dieser seinem Buche vorgesetzt, können wir auch auf ihn anwenden: „„Wer deß vergäße, thät' uns leide.““ Uhlands Arbeit hat zwar durch die fortgesetzten Forschungen, besonders auf die Jahrszahlen und die historischen Beziehungen, im Lauf der Zeit mancherlei Berichtigungen erfahren. Aber Das, was seiner Schilderung den wahren Werth verleiht, die Frische und Wahrheit der Zeichnung und Darstellung, hat dadurch nichts verloren, und mit doppeltem Fug und Recht haben darum die Herausgeber Walthers, zuerst K. Lachmann und neuerlich Wackernagel und Rieger, ihm als dessen „„Erforscher und Nachfolger““ seine Lieder gewidmet.“

In zweiter Beziehung befand sich unser Dichter im Ausschusse des, hauptsächlich durch Albert Schott gegründeten und unter seinem Vorsitz sich versammelnden, stuttgarter Griechenvereins, und nahm an dessen Zusammenkünften den eifrigsten Antheil.

Noch erinnert man sich, in welche Thätigkeit dieser Ver-

ein vor Allem damals trat, als viele Hunderte von Griechen, um nach Morea zurück zu gelangen, den Umweg über das südliche Deutschland, und Stuttgart insbesondre, nehmen mußten. Die Mitglieder versammelten sich mehrere Monate lang täglich, und blieben in der Regel bis elf oder zwölf Uhr in der Nacht im Geschäft. Verschiedene von den Aufrufen für jene Sache, die in den Jahren 1821, 22 und 23 in den Schwäbischen Merkur eingerückt wurden, rühren von Uhlands Hand her, und zeigen wie warm er für den bezeichneten Kampf gefühlt.

Dem engern Kreis des Hauses gehört folgendes um jene Zeit (18. Dezember 1821) von ihm verfaßte Gedicht an die überlebende hochbetagte Mutter jener „edeln Frau“, zu deren Andenken Rückert die erwähnte Sonette gedichtet, — die Großmutter seiner nunmehrigen Gattin:

Zum Antritt des 75. Jahres.

Wir wissen's, deine fromme Seele,
Sie theilt sich zwischen dort und hier,
Wir Alle fühlen was ihr fehle,
Was du verlorst, verloren wir.

Die Theuern, die dahin geschieden,
Sie winken dir zum schönern Land;
Doch Viele blieben dir hienieden
Und halten liebend deine Hand.

Dir lächeln Viele heut' entgegen,
Die kaum erst deinen Werth verstehn;
O laß auch sie in deinem Segen
Noch manches Jahr durch's Leben gehn!

Mag auch dein Herz hinüber streben,
O gönn' uns dich noch lange Zeit!
Denn flüchtig ist das längste Leben,
Und endlos ist die Ewigkeit.

Und in der irdischen Beschwerde
Ist Eines doch, was göttlich stammt,
Was an den Himmel knüpft die Erde:
Die Liebe, die vom Himmel stammt.

Kehren wir mit dem im Jahr 1823 wieder zusammentretenden Landtag zu Uhlands Wirksamkeit als Abgeordneter zurück, so würde es natürlich den Raum dieser Blätter überschreiten und wohl auch hie und da des allgemeinern Interesses entbehren, wenn hier auf jeden einzelnen Antrag oder Bericht des muthigen Volksvertreters eingegangen werden wollte. Sei daher nur im Allgemeinen bemerkt, daß er für Alles, was irgendwie von der freisinnigen oder lebendigern Richtung der Zeit gefordert ward, wie z. B. für Abschaffung des Württemberg überwuchernden Schreibereiwesens, des Büchernachdrucks, der Verkehrs- und Zollschranken, sich höchst thätig erwies; ebenso später, ohne den gewünschten Erfolg, für ein freisinnigeres Strafgesetzbuch und für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des richterlichen Verfahrens. Eigenthümlich war der im Jahr 1824 von ihm eingebrachte Vorschlag, da es beim Kriegsdepartement schwer sei, spezielle Anträge auf Ersparniß zu stellen, gerade aber bei diesem Departement eine kleine Schmälerung schon sehr bedeutend wirke, jährlich außer Dem, was die Kammer abzuziehen beschlossen, einen Aversalabzug von 50,000 Gulden

zu machen. — Mit dem Jahr 1826 endigte die erste Wahlperiode des wieder konstitutionell gewordenen Landes, und Uhland lehnte eine neue Erwählung ab. Wir halten es geeigneter, ihn hinsichtlich dieses Schrittes, der ihm von Manchen höchst ungerechter Weise verargt ward, schon hier zu rechtfertigen, als erst bei Gelegenheit des Landtagschlusses vom Jahr 1838, nach welchem er einer Neuwahl ebenfalls entgegentrat.

Hätten die Angelegenheiten Württembergs jederzeit eine Bedeutung für ganz Deutschland gehabt, oder wäre Uhland auch nur von entschiedenem Rednertalent unterstützt gewesen, das seine Vorträge, selbst bei minder bedeutendem Anlaß, über ganz Deutschland hingetragen hätte, dann möchte endlich die Forderung zu stellen, mindestens zu entschuldigen gewesen sein, er solle bei der anfangs so eifrig erstrebten Wirksamkeit eines württembergischen Abgeordneten verharren, ob auch mit sicherer Voraussicht, daß er für die nächste Zukunft keine Ergebnisse seines Strebens erreiche, ja sogar auf die Gefahr hin, daß die dichterische Thätigkeit unter der landständischen nothleide. Aber so verhielt sich die Sache keineswegs. Weder konnten die Verhandlungen des kleinen Württembergs ihrer Mehrzahl nach damals folgewichtig für das große deutsche Vaterland sein, noch war Uhland seiner Naturbegabung nach ein Redner, vielmehr, mindestens was unvorbereitete Vorträge betrifft, das entschiedene Gegentheil eines solchen. Allerdings wäre er der Gesinnung und Kraft nach sogar zum einen der Führer seiner politischen Partei bestimmt gewesen, und sein einmal gegen einen Freund geäußertes Bedauern, daß er unter den Genossen

seines Strebens Keinen zu finden vermöge, dem er sich, als einem Führer, unbedingt anschließen könnte, ist höchst bezeichnend für ihn. Aber das ihm zum Zweck eigner Führerschaft durch die Natur umgeworfene Gewand von Asbest, welches leichtere, minder berufene Flammen von ihm abhielt, machte sich auch gegen diejenigen Gluthen geltend, die aus dem eignen Busen des also Bekleideten drangen: das Wort, das in seinem Innern quoll und, hätt' es im stillen, zeugenlosen Zimmer Zeit zur Ausgestaltung gefunden, tausend Herzen entflammt haben würde, gelangte, rasch wie es in der Debatte hingeworfen werden muß, nur mit sehr gehemmter Zündkraft an die Umgebung. Gar mancher Fremde, welcher begierig in die Abgeordnetenkammer geeilt war, um den berühmten Dichter sprechen zu hören, und ihn nun dort, bei nicht sonderlich klangvoller Stimme, muthig und zäh, aber auf eine den Hörer fast bedrückende Weise mit dem Ausdruck ringen sah, verließ das Haus höchst enttäuscht wieder.* Dazu kam, daß die landständische Wirksamkeit der dichterischen, wie bereits nachgewiesen wurde, wirklich Abbruch that: und welche Gegenstände waren es mitunter, welchen die Muse auf Jahre lang weichen mußte?

Der Herausgeber dieses Buches erinnert sich, wie er einmal einen fast eine Viertelstunde dauernden Vortrag Uhlands über das Landesgestütswesen anhörte, und endlich mit innerer Empörung darüber, daß ein Dichter zu solchem

* Adolf Schöll a. a. O. S. 125 findet sogar: „Eine physische Anlage zum Stammeln, die bei ihm nicht auffallend, indessen doch in Augenblicken einer plötzlich aufgeregten oder lebhaft einfallenden Aeußerung an raschem Zucken von Augen und Mund sichtbar war."

Geschäft verurtheilt sei, aus dem Saal schied. Wie entleidet aber, wie unerquicklich dem also Beschäftigten seine landständische Thätigkeit ward, geht aus zwei Stellen des schon mehrfach angeführten Briefs über den Nekrolog Albert Schotts hervor. Im Eingang heißt es dort: „Ich sehnte mich jedesmal nach Ablauf der Landtage zu andern Arbeiten zurückzukehren." Und weiter unten: „Ein Irrthum ist, daß ich 1821 mit Schott aus der Kammer getreten sei; ich verblieb in derselben, wenn auch freudlos, bis zum Schluß der sechsjährigen Wahlperiode." Und für solche Zwecke, bei solchen Empfindungen, hätte eines der ersten Dichtertalente Deutschlands seinen ihm angewiesenen höhern Beruf wegwerfen, die deutsche Nation um die fernern Erzeugnisse seines Liederdranges bringen sollen?*

Im Jahr 1826 erfolgte die erste Herausgabe der Gedichte Hölderlins, zu deren ziemlich schwierigen Sammlung und Sichtung Uhland und Gustav Schwab sich vereinigt hatten, mit dem, dem Dichter selbst entnommenen,

---

* Weit richtiger als Die, welche eine solche Forderung aufstellen, urtheilt über den Mann des Volkes ein Mann aus dem Volke, der Herr Schlossermeister und Abgeordnete Nägele von Murrhardt (früher Mitglied der Nationalversammlung), dessen Worte hier angeführt zu werden verdienen. In seiner Rede auf Uhland im murrhardter Liederkranz sagte er: „Im Jahr 1838, als ..... jeder Kampf um die verfassungsmäßigen Rechte durch Bundesbeschluß wirkungslos gemacht wurde, und die Verfassungen, soweit man sie gelten ließ, nur zu Rettung des Scheins eines verfassungsmäßigen Zustandes, die Landstände aber nur zum Verwilligen hoher Steuern gut genug waren, da zog sich auch Uhland mit andern seiner Freunde — unbesiegt und ungebeugt — vom parlamentarischen Schauplatze zurück." (Der Beobachter 1863. Nr. 48.)

zu dessen Bezeichnung höchst treffend gewählten Fragment als Motto:

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreuest,
Wann sie entgegen dir
Die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und wie Endymion
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

Die Herausgeber hatten weder ihre Namen genannt; noch dem ungemein mühsam hergestellten Text irgend eine kritische Bemerkung beigefügt, um dem geistig längst umnachteten Verfasser in lichtern Augenblicken keine bittern Gefühle zu erregen. Wirklich gerieth derselbe, als ihm der damals in Tübingen studierende Waiblinger, in späterer Zeit bekanntlich Verfasser eines anziehenden Lebensabrisses des Unglücklichen, die freudige Nachricht mittheilen wollte, daß jene Beiden seine Gedichte sehr gut redigirt hätten, in tiefen Unmuth, versichernd er brauche diese Hilfe nicht, er selbst könne redigiren, was er gedichtet.*

Uhland hatte lange vor der jetzt von ihm mitveranstalteten Sammlung einen Theil dieser Dichtungen in einer Anthologie kennen gelernt, und sich durch dieselben, wie nicht leicht vom Erzeugniß eines andern deutschen Dichters, angesprochen gefühlt, was bei dem entschiedenen Gegensatz, welchen, wenigstens der äußern Form nach, Hölderlins

* Karl Mayer a. a. O.

Poesie gegen die Uhlandische bildet, auffallen muß. „Große Dichter", äußerte Uhland in Bezug auf Jenen einmal gegen einen Freund,* „wirken nicht nur durch ihre Poesie; sie ziehen auch andere, eigentlich der Poesie fremde Gebiete, wie Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft in ihren Gesichtskreis, wecken dadurch Interesse und imponiren: Dies ist bei Schiller und Göthe der Fall; aber es gibt Dichter, die ich mittlere nennen möchte, bei welchen jener fremdartige Stoff ausgeschlossen bleibt, die daher minder reich und mannigfaltig sind, bei denen aber das wahre, innerste Wesen der Poesie reiner vorhanden ist, als bei jenen großen. Als einen solchen mittlern Dichter sehe ich Hölderlin an." — Wollte der also Sprechende, in dessen eigenen Gedichten gleichfalls nichts von jenem fremdartigen Stoff wahrzunehmen ist, mit diesen Worten zugleich den Standpunkt bezeichnen, welchen er selbst in der Poesie einnehme? Hölderlins Stellung dürfte hier übrigens fast zu gering angeschlagen sein, denn nicht ausgeschlossen ist mindestens die Philosophie aus seinen Werken, sondern der Dichter hat nur die Kraft gehabt, entweder Gedanken, die ihm auf dem Wege der Philosophie zugekommen, zu poetischen zu machen, oder gleich vornherein aus sich selbst heraus Gedanken von philosophischer Tiefe in dichterischer Form zu erzeugen. In dieser Hinsicht steht er so weit über Uhland, als Uhland an Empfänglichkeit für das wirkliche Leben, an Schmelz und Zauber der Einbildungskraft, an innerer Musik

* Herrn Professor Christoph Schwab, dem spätern Herausgeber von Hölderlins Werken, welchem ich die Mittheilung obiger Worte verdanke.

der Empfindungen über Hölderlin steht, und nur in der zarten, innigen Auffassung der Natur berühren sich Beide. Einige von Uhlands Sinngedichten, z. B. Märznacht, sind als ob sie von Hölderlin verfaßt wären.

Eine kurze, aber höchst anmuthende Schilderung Uhlands bei einem in diese Zeit fallenden Volksfeste schalten wir hier um so lieber mit den eigenen Worten des Berichterstatters ein, als wir selbst nie Gelegenheit gehabt, Jenen in solcher Umgebung zu sehen. „Gern", erzählt Herr Hofrath Schöll,* „gedenk' ich noch der frohen Stimmung, in der Uhland mit uns an einem sonnigen Tag eine Stunde vor Stuttgart nach einer schattigen Au hinauswanderte, wo etliche Gesangvereine des Landes und viele Gäste zu einem Liederfest zusammenkamen. Diese volksmäßige Lustbarkeit, wo sich Alt und Jung harmlos aufgeregt durch einander trieb, überall bei kleinen Gelagen Bekannte und Verwandte sich anriefen, begrüßten, zutranken, und die begeisternden und lustigen Lieder, die jetzt von jener, jetzt von dieser Tafel emporschollen, alle die engern Ergötzungen in gemeinsame, höhere Lebenspulse verbanden, das war so recht ein Heimatgenuß nach dem Herzen Uhlands. Bald blickte er behaglich die Gruppen entlang, bald trat er wohlgelaunt unter nähere Bekannte, und wenn wir uns ähnlich vergnüglich zerstreut und bei einer Schaar kräftig Singender wieder mit ihm zusammengefunden hatten, sprach helle Befriedigung aus seinen Mienen und Worten. Auch Schwab war herzlich vergnügt, fand in beständiger Bewegung überall alte

---

* A. a. O. S. 129, f.

Freunde und Bekannte auf, die er kürzer oder länger nicht gesprochen, und kam nach jeder solchen Expedition zu Uhland, wie in sein Hauptquartier, mit einem muntern Berichte zurück. Zuletzt hatte ihn ein Kompromotionale und angesehener Pfarrherr lange festgehalten, der sich, wie Jener nun erzählte, gegen diese neue Liederfestsitte, als eine gar zu weltliche Erbauungsart, mit ausführlichem Nachdruck erklärt hatte. Dabei war Uhland seinerseits von der strengen Frömmigkeit, deren Urtheile Schwab referirte, sichtbar wenig erbaut. „Nun", sagte er, „so mag er auch die Blätter von den Bäumen reißen, und Bibelsprüche daran hängen!"

Bald nach Herausgabe der Hölderlin'schen Poesien schien sich die Verwirklichung eines von unserem Dichter lange gehegten Wunsches zu nahen. Der tübinger Senat hatte im Jahr 1827 einstimmig darauf angetragen, den schon 1818 gegründeten, jedoch bis dahin offen gebliebenen Lehrstuhl der deutschen Literatur durch Uhland zu besetzen, aber die Regierung zögerte lange, den Mann, den seine politische Laufbahn ihr nicht genehm gemacht, an jene Stelle zu berufen. Erst nachdem der Senat die Sache wieder in Erinnerung gebracht, erst nachdem von Gustav Schwab, an welchen, obwohl er vom Senat als der minder Tüchtige mehr nur angedeutet, als vorgeschlagen worden, und er sich durch entsprechende Studien nicht vorbereitet hatte, die vertrauliche Frage ergangen, ob er zu Uebernahme des offenen Amtes nicht gleichwohl bereit wäre, die unbedingt ablehnende Antwort ertheilt war, deren man sich von dem Mann von Ehre, wie von Uhlands Freund, zum Voraus hätte versehen können,

— erfolgte endlich im Dezember 1829 die Ernennung zum außerordentlichen Professor (jedoch mit voller Besoldung) und zum Mitgliede der philosophischen Fakultät, worauf der Ernannte dann zu Anfang des Jahrs 1830 nach Tübingen zog und mit dem 3. Mai seine Vorlesungen begann. Was er hier mittheilte, die Frucht mehr als zwanzigjähriger Forschungen, erregte die lebhafteste Theilnahme, so daß seine Vorträge über das Nibelungenlied, über altdeutsche Poesie, über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker, wenn auch nicht alle gleich stark besucht, wirklich einen Glanzpunkt des damaligen tübinger Lebens bildeten. Nebenher gab er den Studierenden Anleitung zu eignen dichterischen Arbeiten, die er an einem bestimmten Wochentag vortragen ließ und einer eingehenden Beurtheilung unterwarf, ein Kollegium, welches unter allen von ihm gelesenen stets die stärkste Zuhörerschaft zählte. Gustav Pfizer, Wagner von Lauffenburg, Adelbert Keller, Albert Schott (der Sohn), Reinhold Köstlin, Hermann Kurtz, Julius Krais, Ludwig Seeger, Johannes Fallat, Martin Duttenhofer, Heinrich Loose, Karl Klüpfel, Hermann Reuchlin, Friedrich Richter, Albert Autenrieth (jetzt Professor in Christiania), Karl Fetzer (Dichter, Rechtsgelehrter und Abgeordneter zur württembergischen Kammer und zur Nationalversammlung), Eduard von Seckendorf (lyrisch-humoristischer Dichter), Adolf Helfferich (Professor der Philosophie in Berlin, Tourist), Wildermuth (Professor in Tübingen), Eduard Eyth (Lyriker, Professor in Schönthal), Ludwig Georgii (Uebersetzer Platons, Dekan in Tübingen, Uhlands Leichenredner),

Wassermann (Romandichter, Rabbiner in Mühringen), hatten zu derselben gehört.

In Tübingen war es denn auch, wo sich Uhland mit dem damals am dortigen Gerichtshof eine Assessorenstelle bekleidenden Paul Pfizer, mit welchem er bereits in Stuttgart im Schwab'schen Haus in vertrautes Verhältniß getreten, noch inniger befreundete, und denselben, besonders seit er den damals in ganz Deutschland Aufsehen erregenden „Briefwechsel zweier Deutschen" herausgegeben, als einen der bedeutendsten und nächsten unter seinen Gesinnungsgenossen ansah, so wenig auch der an Habsburgischen Erinnerungen hängende Dichter sich dem in jenem Buch befürworteten Gedanken einer preußischen Führerschaft Deutschlands annähern wollte.

Lenau, dessen persönliche Bekanntwerdung mit Uhland im Spätjahr 1831 sich hier anschließt, scheint auf Letztern einen nicht so vollkommen günstigen Eindruck gemacht zu haben, als auf die übrigen schwäbischen Dichter, Schwab, Karl Mayer, Kerner, Graf Alexander von Württemberg u. s. w. Der österreichische Sänger seinerseits war für den schwäbischen sehr eingenommen. Am 1. Dezember besagten Jahrs schrieb Jener von Heidelberg aus an Karl Mayer:* „Das allerliebste Gedicht von unserm Uhland hab' ich mit großer Freude gelesen. Dieser gediegene Schmerz — wie Alles an dem herrlichen Manne gediegen ist — treibt nur stärke, vollsaftige Sprossen, ohne alle unnütze Schößlinge.

* Nikolaus Lenau's Briefe an einen Freund 2c. von Karl Mayer 1853. S. 12.

Wenn ich nach Stuttgart komme, will ich ihn auch besuchen. Unvergeßliche Tage sind mir die in Tübingen verlebten." Das Gedicht, von welchem hier die Rede, ist die Nummer 5 in dem Nachruf an die verstorbenen Eltern: „Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt ꝛc." Wenige Wochen später, am 21. Januar 1832 schreibt Lenau dem gleichen Freunde: „Du erinnerst mich, daß Uhland seinen Gruß von mir noch nicht habe. Ist Uhland nicht verstimmt gegen mich? Paul Pfizer kam nach Stuttgart, brachte wohl Grüße an Schwabs von ihm, aber keinen für mich; das fiel mir auf, und ich gestehe dir, sehr empfindlich. Ich liebe Uhland, wie es der Herrliche verdient, doch — nichts mehr! Diesen Augenblick kocht der Stolz in meinem Herzen." * Im darauf folgenden Frühjahr: „Du fragst mich, was mir in Beziehung auf Uhland in der Feder geblieben und im Herzen? In der Feder eine Grille, im Herzen nichts als warme, innige Liebe für den Ehrwürdigen, Liebenswürdigen. Es war nur vorübergehende Empfindlichkeit. Ich werde Uhland und seine gastfreundliche, gute Emma lieben, wenn sie mich auch gar nicht mehr mögen sollten. Aber das ist ja nicht der Fall." **

Von Uhland selbst ist dem Herausgeber dieses Lebensabrisses keine Aeußerung über Lenau zu Gesicht oder Gehör gekommen. Hat Jener eine gethan, so wird sie gewiß eben so gerecht in Anerkennung der dichterischen Vorzüge des neuen

* Ebend. S. 30.

** Ebend. S. 35 f. Emma wurde Uhlands Gattin von diesem fortwährend genannt, obwohl sie Emilie heißt. Vielleicht weil er den deutschen Namen dem römischen vorzog.

Freundes gewesen sein, als dieser ihm gegenüber auftritt. Ob eben so liebenswürdig, als Lenau hier erscheint, und zu erscheinen sich bestrebt, — das könnte vielleicht bezweifelt werden, und zwar eben deßhalb, weil Uhlands Empfindungen, wie Lenau sehr richtig bemerkt, so gediegen waren. Etwas an dem Letztern, — das fühlt man aus den mitgetheilten Briefstellen heraus, — muß dem Erstern mißfallen haben. An der dichterischen Begabung Lenaus für sich wohl wenig; denn diese steht in Musik der Darstellung wie der Empfindung dem Uhlandischen Talente häufig gleich, während sie dasselbe in andern Beziehungen hie und da sogar geradezu überbietet; aber Manches vielleicht fand Uhland auszusetzen an der Art wie der Mensch in Lenau auf jene dichterische Begabung einwirkte, — und wäre es zunächst nur jenes Haschen nach pikanten, effektmachenden Vergleichungen, das in Lenaus Poesie so häufig hervortritt. Welcher Witz der Phantasie ist in seinen Dichtungen, welche überraschenden Bilder, welche Frischheit der Empfindung! aber der Dichter entbehrt gar häufig jener innern Melodie der Seele, die das Gedicht erst zum eigentlichen Kunstwerk macht; er wird zu unmittelbar, und dabei doch nicht mit der, das innerste Gemüth aufschließenden, Tiefe vom Leben selbst ergriffen. Das Alles mußte Uhlands reinem, männlichen Sinn zuwider sein; eine Seele wie die seinige ließ sich nicht im Sturm erobern, und wären die stürmenden Mächte selbst ein Talent und eine Liebenswürdigkeit von dem Grade gewesen, wie sie in Lenau unbestreitbar vorhanden waren.

Schon nach zwei Jahren wurde die tübinger Wirksam-

keit durch erneuten Ruf zu politischer Thätigkeit unterbrochen. Nur wenige Monate nachdem der neubestellte Lehrer der Hochschule zu Ostern 1830 in sein Amt getreten, war die Julitumwälzung in Frankreich und in deren Folge, kein volles Halbjahr später, der polnische Aufstand ausgebrochen. Beide hatten in Deutschland die freisinnigen und nationalen Bestrebungen wieder geweckt und dieselben über zwei Jahre lang in hohen Wogen erhalten, so daß es denn auch bei Uhland eben so sehr Sache des Pflichtgefühls als des Herzenszuges war, wenn er, trotz der Befriedigung, die ihm der nunmehrige Beruf gewährte, und noch in Trauer um beide, im Jahr 1831 kurz nach einander verstorbene Eltern, die ihm abermals, und zwar diesmal von der Hauptstadt Stuttgart in Aussicht gestellte Wahl in die Kammer der Abgeordneten nicht ablehnte. Nicht außer Auge zu lassen ist hiebei, daß wenn in jenen Jahren die Volksstimme sich überhaupt rührte, — im Jahr 1826, wo Uhland sich die Wiedererwählung verbeten, hatte sie ganz geschwiegen — die Theilnahme und Verehrung, womit die freisinnige Bevölkerung ihren Wortführern in der Kammer entgegen kam, noch viel lebhafter und bewältigender war, als in jetziger Zeit, wo das Volk mit Recht in dem Abgeordnetenhaus jedes einzelnen deutschen Landes, zumal jedes kleinern, etwas Mangelhaftes, und nur in einer künftigen Reichsversammlung sein Heil sieht. Uhland aber, so wenig er eine ihm förmlich und solenn dargebrachte Huldigung liebte, besonders wenn sie von Solchen ausging, bei welchen er keine völlig mit ihm einstimmende Gesinnung voraussetzen durfte, war für das Zujauchzen einer ihn in seinem wahren Werth

anerkennenden Menge — das Berauschendste vielleicht, was in den Busen eines Mannes einzuströmen vermag, der einmal über die noch hinreißendern Empfindungen der Jugend weg ist — keineswegs so unempfänglich, als bei der kalten Ruhe, die auf der Oberfläche seines Wesens lag, Manche vielleicht geglaubt hätten. Folgerichtig mit der Annahme der Wahl hatte er nach derselben auch die Versammlungen besucht, welche im nachkommenden Sommer von Seiten der liberalen Abgeordneten und sonstiger Männer des Fortschrittes in Boll und Echterdingen stattfanden, und die am ersten Ort durch Wolfgang Mentzel entworfene Ansprache an das Volk war von ihm mit unterzeichnet worden, wobei er immer bemüht war, so viel an ihm lag, die tüchtigsten Männer in die neue Kammer zu bringen. So hatte er schon zu Ende des Jahrs 1831 auf die Nachricht, daß Karl Mayer, damals Oberamtsrichter in Waiblingen, in Weinsberg zum Abgeordneten vorgeschlagen werden solle, an Kerner geschrieben: „Ich weiß, daß man an manchen Orten großen Widerwillen gegen die Erwählung von Staatsdienern hat. Würde man aber danach ohne richtige Unterscheidung verfahren, so möcht' es für die übrigen Mitglieder der Kammer schwer werden, über das Innere mancher Staatseinrichtungen ein wohlbegründetes Urtheil zu gewinnen. Der Karakter, nicht die äußere Stellung, muß entscheiden.“

Auf dem sofort am 15. Januar 1833 zusammengetretenen, in der Folge so genannten „vergeblichen“ Landtag ward zuvörderst die von dem Bezirk Ehingen ausgegangene Wahl des Freiherrn von Wangenheim, der, im Novem-

ber 1817 zum württembergischen Gesandten am Bundestag ernannt, und im Juli 1823 in Ruhestand gesetzt, sich nach Sachsen zurückgezogen hatte, beanstandet, weil der Gewählte seinen Wohnort nicht, wie die Verfassung vorschreibe, im Land selbst habe. Dieser Mann war von jeher von freisinniger, in mancher Hinsicht von entschieden freisinniger Denkart gewesen, aber während der württembergischen Verfassungskämpfe hatten seine geringe Achtung vor dem hergebrachten Recht, seine phantastischen Weltansichten, seine Bevorzugung der Adelsidee jene Denkart bedeutend in Schatten gestellt, ja ihn, wenigstens den Augen der Menge, geradezu illiberal erscheinen lassen. Solcher Ansicht war Uhland nie gewesen, wie schon jenes Wort beweist:

> Du meinst es löblich, doch du hast
> Für unser Volk kein Herz.

Später bemerkte er einmal gegen einen Freund,* er habe sich in Allem, was er öffentlich gegen Wangenheim in Rede und Lied gesagt, nie erlaubt, dessen ehrenwerthe Seite zu entstellen. Wohl hätte ihm für sich allein die augenblickliche Erhitzung Herabsetzungen des Gegners eingegeben, die schärfer gewirkt haben würden, z. B. ein Gedicht, worin derselbe auf dem Jahrmarkt seine unbegreiflichen Zauberkünste anpries und unter Anderem sagte:

> Auch bring' ich einen Landtagsmann,
> Den hau' ich in zwei Theile,
> Und jede Hälfte tanzt alsdann
> Possierlich auf dem Seile —

* Gegen Adolf Schöll, laut dem schon citirten Aufsatz im Orion, S. 129.

„Aber,“ setzte Uhland hinzu, „solchen Spott öffentlich auszulassen wäre Unrecht gewesen, und ich habe Alles der Art unterdrückt.“ — Am Bundestag war nun Wangenheims Stellung eine ganz andere geworden. Hier war er nicht in der Lage, sich selbst in das Licht zu treten, und eine Wirksamkeit da, wo die Angelegenheiten von ganz Deutschland verhandelt wurden, paßte für einen umfassenden Geist, wie der seinige, weit eher, als die Verfassungsreform eines kleinen Staates. Er wurde ein wahrhaft freisinniger Bundestaggesandter und vermaß sich als solcher, „eine Lebensaufgabe unsres Volkes zu lösen, welcher Preußen sich versagte. Mit der Unmacht der Mittelstaaten begann er jenen Kampf des deutschen Liberalismus wider Oesterreichs“ (damalige Gewalt-) „Herrschaft, welchen allein Preußen führen kann und führen soll, und noch immer nicht begonnen hat.“* Die Kräfte, welche er in dieser Beziehung anwen-

* Worte Heinrich von Treitschke's in einer Darstellung Wangenheims, die, aus dem Jannarheft der „Preußischen Jahrbücher“ von einem stuttgarter Blatt ausgezogen, uns bei Durchsicht unseres Manuskriptes noch gerade recht vor Augen kommen. Wir haben, da uns genanntes Heft nicht zur Hand ist, nur eben Zeit, auch die für die Würdigung Uhlands sehr interessante Schilderung, welche Treitschke von Wangenheims Wirksamkeit in den württembergischen Verfassungskämpfen gibt, hier nach dem Berichte jenes Blattes (des Schwäbischen Merkur) anzureihen. „Wir sehen daraus“, sagt der Referent, „wie es kam, daß die von König Friedrich angebotene Verfassung von den Ständen verworfen werden mußte; wir begreifen, warum Wangenheim mit all' seinem guten Willen und mit wahrhaft liberalen Gesinnungen und Absichten, doch nicht der richtige Vermittler war, weil er seine liberalen Ideen im Gewande naturphilosophischer Formeln und mit phantastischen Grillen vermischt vortrug, — weil er den Ständen mit kavaliermäßiger Zuversicht und burschikoser Derbheit

den konnte, waren freilich zu schwach und hätten nur durch Unterstützung einer auswärtigen Macht Geltung erlangen

entgegentrat, weil er die gewissenhafte Treue gegen das alte Recht in ihrer Berechtigung und Begründung im Volksbewußtsein verkannte, — weil er den rechtlichen Ausführungen der Stände immer nur die Behauptung entgegenstellte, daß sein doktrinäres System weit vortrefflicher sei, als das alte Recht. So erschien er, sagt Treitschke, den Erbitterten nothwendig als ein frivoler Sophist, und verdiente sich den Vorwurf des Dichters:

Was unsre Väter schufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Luftgebäu,
Die alten Namen nennen
Nicht anders als zum Scherz.
Das heißt, ich darf's bekennen:
Für unser Volk kein Herz."

Dazu kam noch, daß er in einem bald in die Oeffentlichkeit gekommenen Brief an König Friedrich, wodurch er den wankend gewordenen Fürsten in Verfassungsvorsätzen bestärken und ermuthigen wollte, die Hoffnung verrieth, die ständische Opposition, welche aus grundverschiedenen Elementen gemischt sei, werde schließlich durch gegenseitiges Mißtrauen gesprengt werden, was die argwöhnischen Stände als Plan auffaßten, durch Theilung zu herrschen. Sehr zur Unzeit stellte er auch noch durch neue Vorschläge das Einzige in Frage, worüber bisher alle Theile einig gewesen, das Einkammersystem, indem er weniger aus eigentlich politischen Gründen, als um einer naturphilosophischen Grille der Dreitheilung der Staatsgewalten Genüge zu thun, die Trennung der Volksvertretung in zwei Abtheilungen und darum eine besondere Adelskammer vorschlug. Er meinte nämlich ein aristokratisches Element müsse den Stützpunkt geben, in welchem die Last der Demokratie mit der Kraft der Autokratie in das Gleichgewicht komme. So erklärt sich, daß die Stände zu dem liberalen Minister kein rechtes Vertrauen fassen konnten, und in ihm nur den Verfechter fürstlicher Willkür sahen. Auch die Fechterkünste, mit denen Hegel auf Wangenheims Veranlassung seine Sache verthei-

können, was vornweg den Keim des Untergangs, oder doch einer für Deutschland keineswegs wünschenswerthen Lösung in die Sache legen hieß; aber sein Liberalismus war wirklich das Kind seiner Ueberzeugung und Neigung. Daher erklärt es sich, daß Uhland und überhaupt die ganze Opposition nunmehr für Zulassung des pensionirten Ministers in die Kammer war, und unser Dichter insbesondere bemerkte jetzt zu Gunsten seines ehemaligen Widersachers unter Anderem Folgendes: „Die Bundesakte spricht, besonders in §. 18, die Richtung aus, daß die zum deutschen Bund gehörigen Staaten sich mehr und mehr gegen einander öffnen sollen. Gibt es nicht auch ein geistiges Heimatrecht, das nicht von der Scholle abhängt? Ist es nicht ein Wohnen im Lande, wenn man im Andenken seiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräsentation berufen wurde? Ist Wangenheim ein Fremdling in der württembergischen Verfassungsurkunde?" — Trotz dieser von vielen Abgeordneten unterstützten Vertheidigung wurde die Wahl von der Majorität der Kammer für ungiltig erklärt.

Gleich darauf kam die Zulassungsfähigkeit der vier ebenfalls in die Kammer gewählten sogenannten „Demagogen"

digte, konnten die arge Meinung nur bestätigen. Daß nach König Friedrichs Tod, als Wangenheim vom jetzigen König zum Kultusminister ernannt und mit Wiederaufnahme der Verfassungsunterhandlungen beauftragt war, der wohlgemeinte Versuch der Verständigung weniger an dem Minister, als an der Starrheit der Stände selbst gescheitert sei, wie Treitschke annimmt, ist richtig, aber die beharrliche Ablehnung der Regierungsvorlagen erklärt sich eben auch wirklich aus dem Mißtrauen, das vorher gesät worden, und das überdies die Mehrheit der Bevölkerung theilte."

Tafel, Rödinger, Kübel, Wagner vor. Diese hatten sich während der Universitätsjahre in einen, die Einigung Deutschlands erstrebenden, geheimen Bund eingelassen, und waren deshalb mit mehrjähriger Festungsstrafe belegt, später aber vom Könige begnadigt worden. Jetzt ward ihre Wahl gleichfalls beanstandet, weil die Regierungspartei, seltsam genug für ihren eigentlichen Standpunkt, Zweifel erheben zu müssen glaubte, ob durch die unbedingte Begnadigung des Königs auch das Ehrenrecht der Wählbarkeit zurück gegeben werden könne. Uhland, welcher, wie seine Partei, für Zulassung jener vier freisinnigen Männer war, sprach bei dieser Gelegenheit die denkwürdigen Worte: „Dieser Rechtsfall gehört zu den traurigen Erscheinungen, die sich von Zeit zu Zeit in unserem deutschen Vaterland erneuern, und dergleichen vielleicht auch künftig wieder zur Kognition der Kammer gelangen werden. Sie haben ihren Grund in den unerfüllten Erwartungen des deutschen Volkes, in der ausbleibenden Feststellung unveräußerlicher Volksrechte, in der Unwirksamkeit, in welche theilweise auch die in den besondern Staaten zu Stande gekommenen Verfassungen versetzt sind. Hierin liegt ein Keim tief zehrender Bitterkeit im reifern Alter, und so auch jener jugendlichen Verirrungen, wie der Kommissionsbericht sie bezeichnet. Kräfte, die zum Wohl des Ganzen fruchtbar werden könnten, gehen verloren und ihre Thätigkeit fällt den Strafgesetzen unausbleiblich anheim. Wenn nun unter solchen Verhältnissen der König auf erstatteten Vortrag des Gerichts sich bewogen gefunden hat, die vier Beanstandeten zu begnadigen, so danke ich ihm für diese

Gnade und erkläre jene für legitimirt. Man wird einwenden: Können Beschlüsse der Kammer über dem königlichen Begnadigungsrecht stehen? Ich antworte: der König begnadigt, die Kammer legitimirt, jedes in seiner Sphäre. Der König ist für seine Begnadigung Niemand als Gott, und die Kammer lediglich ihrer Ueberzeugung verantwortlich, und wenn ich auf diese von mir bemerkte letzte Garantie, die im Gewissen der Mitglieder der Kammer als Mitglieder einer Legitimations-Jury beruht, nicht bauen könnte, so würde ich alle übrigen Garantien für etwas in sich Zerfallendes ansehen." — Die Mehrzahl der Kammer sprach sich für Nichtzulassung aus, im Jahr 1848 aber wurden drei der damals Abgewiesenen ohne irgend eine Einrede zu Volksabgeordneten gewählt, und zwei derselben sind es bis heute geblieben.

Schon während dieser einleitenden Vorgänge hatte Paul Pfizer, der neu eingetretenen Partei des Fortschritts angehörig, einen gegen die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 gerichteten Antrag gestellt, der Geheimerath jedoch gegen die Kammer die Erwartung ausgesprochen, sie werde jenen Antrag „mit verdientem Unwillen verwerfen." Am 7. März trug Uhland die Antwort vor, die er als Berichterstatter der staatsrechtlichen Kommission auf jenes Ansinnen proponirte, eine Antwort, welche die Zumuthung aus mehrfachen Gründen von sich weist, und mit den Worten schließt: „Insbesondere noch müssen wir hinsichtlich der im Reskript erwarteten Verwerfung mit Unwillen sehr bezweifeln, ob es jemals im Interesse der Regierung selbst liegen könne, der Volksvertretung für ihre Beschlüsse den

Ausdruck einer aufgeregten Stimmung anzumuthen.". Als einige Tage später über die also gefaßte Erwiderung abgestimmt und unter Anderem die Frage erhoben ward, ob ein gewisser, der Regierung vielleicht zu schroff scheinender Ausdruck stehen bleiben solle, gebrauchte Uhland das bezeichnende, von da an bei der Kammer eine Zeit lang sprichwörtlich gebliebene Bild: „Ja, man könnte sonst auf diese Weise die ganze Adresse ausbeinen," — und erklärte im weitern Verlauf der Verhandlung, daß er Pfizers Antrag auch zu dem seinigen mache. Die Adresse ward mit 53 gegen 31 Stimmen angenommen, nicht ohne Verwerfung mancher der Mehrzahl zu stark dünkenden Ausdrücke, jedoch mit Beibehaltung des vorerwähnten und ebenso mit Beibehaltung folgender; jetzt durch Uhland noch etwas verschärften Schlußworte: „Nimmermehr würden wir uns bestimmt finden können, eine Motion mit Unwillen zu verwerfen, welche uns, noch unabhängig von unserm Urtheil über die Hauptfrage, den Eindruck gewissenhafter Forschung von Seiten ihres Verfassers zurückließ. Vornehmlich halten wir uns aber verpflichtet, gegen die vorgreifende Einschreitung in den angemessenen Gang unserer Verhandlungen, wie solche durch den Erlaß vom 27/28. Februar geschehen ist, eine Einschreitung, wodurch uns für die Beschlußnahme selbst die Gemüthsstimmung angesonnen wird, sowohl die Freiheit der Kammer, als die verfassungsmäßige Unverantwortlichkeit des einzelnen Mitgliedes derselben hiemit feierlich zu verwahren." — In Folge dieser Annahme ward die Kammer am 22. März aufgelöst und eine neue Versammlung auf den 20. Mai einberufen.

Auch diesmal war Uhland wieder für die Stadt Stuttgart im Vorschlag. Nach einem äußerst hitzigen Wahlkampf, in welchem kranke Wahlmänner im Wagen in das Abstimmungslokal gebracht, abwesende viele Stunden weit hergeholt wurden, erhielt er gleich viele Stimmen mit dem Gegenbewerber, Obertribunalpräsidenten Bolley, und als der Aeltere hätte, der Verfassung gemäß, nun Letzterer in die Kammer zu treten gehabt. Derselbe hatte jedoch in Anbetracht der Umstände, die bei seiner Erwählung mitgewirkt, Ehrgefühl genug, Verzicht zu leisten und so den Eintritt dem Gegner frei zu geben, welchem aber das Ministerium den Urlaub, dessen er als Staatsdiener jetzt bedurfte, und welchen er einige Monate vorher zu gleichem Zweck ohne Anstand erhalten hatte — (wie denn überhaupt die von Uhland eingenommene Lehrstelle zwölf volle Jahre unbesetzt geblieben) — nunmehr unter der Bemerkung vorenthielt, „er sei in seinem Amte unentbehrlich." Auf diesen Bescheid hin schlug Jener den Weg ein, den ihm Ehre und übernommene Pflicht gegen seine Wähler vorzuzeichnen schienen: er forderte seine Entlassung, die dem Unentbehrlichen nun auch „sehr gerne" ertheilt ward, und trat schon am 25. Mai, nur fünf Tage nach der Eröffnung, in die Kammer. Ein eigenthümlicher Zufall hatte, wie er selbst später lächelnden Mundes erzählte, gewollt, daß er erst wenige Wochen vor jener unerwarteten Urlaubsverweigerung unter obligatem Pauken- und Trompetenschall die bis dahin immer aufgeschobene feierliche Antrittsrede (über die Sagen von Herzog Ernst in Schwaben) gehalten.*

* So Pfeiffer, Nachruf. S. 12 f. Der württembergische

Ohne Zweifel war übrigens jener Schritt keineswegs ohne innern Kampf gethan worden, denn die Lehrstelle war dem Dichter sehr werth gewesen, und ein Leben ohne amtliche Thätigkeit entsprach seinen Wünschen durchaus nicht. Ein von ihm unterm 27. November 1842 geschriebener Brief gegen die Poesie als äußerlichen Lebensberuf ist dem Publikum mitgetheilt worden.* Dieselbe als solchen zu nehmen, sagt er dort, „würde ich selbst dem entschiedensten Dichtertalente niemals anrathen; auch diesem ist, nach meiner Ansicht, ein Widerhalt in anderweitiger Berufsthätigkeit nöthig und heilsam.“ Und noch im Jahr 1850 soll er einem seiner ehemaligen Kollegen an der Hochschule, der im Begriff stand, seinem Amt aus nicht minder ehrenhaften, aber gleichwohl anders herbeigeführten Gründen zu entsagen, als diejenigen gewesen, aus welchen Uhland entsagt hatte, das Mißliche einer solchen Maßregel sehr dringend entgegengehalten haben, sich dabei auf die eigene Erfahrung berufend. Sei Dies zum Beweis, daß er kein persönliches Opfer scheute, wo es galt die Manneswürde zu wahren, und dien' es zur weitern Entkräftung des Vorwurfes, daß er sich, die Pflicht gegen das Vaterland mißachtend, früher, und so auch später noch einmal, der Wie-

---

Staatsanzeiger vom 25. März 1863 gibt aber an, jene Rede sei am 22. März 1832 gehalten worden, worauf dann, nach genanntem Blatte, am 7. Dezember gleichen Jahrs die Beeidigung als Professor erfolgte.

* In dem Weimar'schen Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst, von Hoffmann von Fallersleben und O. Schade. Bd. 3. H. 1. S. 215.

dererwählung in das Haus der Abgeordneten entgegengesetzt!

In der Kammer, in welche er jetzt getreten, befand sich die konstitutionelle Opposition in bedeutender Minderheit; gleichwohl stellte er bald nach seinem Eintritt einen Antrag auf Herabsetzung des Militärbudgets, bei dessen Begründung er unter Anderem sagte: „Wir leben jetzt seit siebzehn Jahren in tiefem Frieden, und sollen doch immer den fünften Theil der gesammten Staatseinnahme, mehr als den vollen Betrag der Grundsteuer, für das Kriegswesen aufwenden. Auf mehr als 26 Millionen beläuft sich dieser Aufwand in den siebzehn Friedensjahren, auch wenn er nie größer gewesen, als er jetzt berechnet wird. Und für welche künftige Kriege soll Württemberg so große Opfer im Voraus bringen? Hat es eine selbständige Politik, die ihm gestattet, nur wahrhaft nationale Interessen zu vertheidigen? Kann es wissen, unter welcher größern Fahne und zu welchen Zwecken seine Truppen zunächst ausziehen, welchen Verbündeten seine Straßen und Thore sich öffnen, nach welcher Windecke die durchziehenden Geschütze ihre Mündung richten werden? Gibt es aber einen Krieg für wahrhaft vaterländische Ziele, dann wird der außerordentliche Zustand auch einen außerordentlichen Aufschwung erzeugen, der jede vorbereitende Berechnung überflügelt!" — Man sieht, der Redner blickte tief in die traurige Selbstlosigkeit kleiner Staaten, und wußte, welche Opferwilligkeit die Mehrzahl ihrer Bewohner durchzucken würde, wenn sie je einmal aus dem kleinlichen Verhältniß in ein nationales hinüber träten.

Aus Uhlands am 5. November 1833 gehaltener Rede zur Unterstützung von Albert Schotts Antrag auf Preßfreiheit heben wir Folgendes hervor:

„So oft auch diese Frage in Erinnerung gebracht wurde, war es immer als ob ein Gespenst durch den Saal schritte, etwa der Geist eines Erschlagenen. Ich gebe dieser Scheue keine feindselige Deutung, sondern die billigste. — Es war eine alte Verheißung: ein freies, großes Deutschland, lebenskräftig und in Einheit gehalten, wiedergeboren aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, sollte wieder unter den Völkern Europas erscheinen. Das hatten nicht deutsche Demagogen verkündigt, sondern mächtige Monarchen den Völkern zum Lohn ihrer Anstrengungen verheißen. Aehnliches wurde noch zur Weihe des eröffneten Bundestages ausgesprochen. Die deutschen Völker harrten in unermüdlicher Geduld auf die Erfüllung dieser Verheißungen, sie verharrten geduldig, auch nachdem sie den Glauben an die Erfüllung derselben aufgegeben hatten....

„Es war aber auch in der That nicht möglich, daß die verheißene Verjüngung Deutschlands in Erfüllung gehe. Sie sollte heraustreten aus dem Geiste des Volkes; diesem Geiste aber war kein Organ geschaffen, kein Feld freier Wirksamkeit für das große Erneuungswerk eröffnet. Im Gegentheil wurde dieser Geist in immer engere Bande geschlagen. Die Beschlüsse, wodurch die Preßfreiheit vernichtet, Bücher und Zeitblätter verboten, die öffentlichen Verhandlungen der Volkskammern unter besondere Aufsicht gestellt, Vereine und Versammlungen untersagt, gemeinschaftliche Vorstellungen an den Bundestag über öffentliche Angelegenheiten für ungesetzlich erklärt wurden, alle diese Beschlüsse waren nicht geeignet, den ureigenen Geist des deutschen Volkes zur Gestaltung zu bringen. Gleichwohl hat derselbe je zuweilen ein Lebenszeichen gegeben. Die Juli-Revo-

lution des Jahres 1830 gab nicht blos den politischen Ideen des weltbürgerlichen Liberalismus neues Leben; sie erweckte auch ein Gefühl von mehr natürlicher als politischer Art, das Nationalgefühl. Der Aufschwung Eines in seiner Würde gekränkten und sich in ihr wiederfühlenden Volkes war eine Mahnung an alle andern, sich ihrer Stellung und Kraft bewußt zu werden. Auch in der deutschen Eiche hob es wieder zu rauschen an. Die Volksstämme der vorhandenen konstitutionellen Bundesstaaten betrachteten sich und sahen ihre Blöße. Ohne selbständige Macht, ohne Anhalt in einem größeren Verbande, dem sie mit Neigung und Vertrauen angehört hätten, standen sie in dumpfer Erwartung, ob sie, bei ausbrechendem Kampfe, mit Aufopferung deutschen National-Gefühls dem Zuge der liberalen Ideen, oder im deutschen Bundesheere der Fahne des Absolutismus folgen würden. In diesem peinlichen Zustande der Unentschiedenheit mußte die Erinnerung an jene alte Verheißung von einem mächtigen zugleich und freien Deutschland schmerzlich wiederkehren.

„Diese Empfindung hat sich, auch nachdem der Friede Deutschlands ungestört geblieben war, als nachhaltig bewährt. Es prägte sich ein deutscher Liberalismus aus, der die freisinnige Idee mit der Vaterlands-Ehre zu verbinden trachtete. Von unverkennbarem Einfluß war auf diese Stimmung der, gleichfalls durch die Julitage hervorgerufene, Heldenkampf der polnischen Nation und dessen tragischer Ausgang. Je lebhaftere Theilnahme dieser Kampf auch in Deutschland gefunden hatte, um so tiefer mußte das Bewußtsein einschneiden, daß Polen nicht untergegangen, diese alte Vormauer Deutschlands und des gesammten mitteleuropäischen Festlandes nicht gefallen wäre, wenn es eine freie deutsche Nation, wenn es ein machtbegabtes Organ deutscher Nationalgesinnung gegeben hätte.

„Statt daß nun ein großartiger Entschluß diesen neu erwachten deutschen Regungen des Nationalgefühls entgegen gekommen wäre und sich derselben zu schöner Entwickelung bemächtigt hätte, folgten sich Schlag auf Schlag weitere und verstärkte Hemmungen und Zwangsmaßregeln. Selbst die unschuldigen Hülferufe deutscher Staatsbürger an den Bundestag zu Gunsten des mit der Verzweiflung ringenden polnischen Volkes waren streng zurückgewiesen und zum Anlaß genommen worden, die Thore des Bundes-Palastes gemeinschaftlichen Vorstellungen über öffentliche Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes für immer zu verschließen. So war dem Geiste des deutschen Volkes jedes gemeinsame gesetzliche Organ benommen. Nur vereinzelt bestand noch in den minder mächtigen Staaten der ständische Organismus. Es gehört zu der Unnatur der deutschen Zustände, daß das Repräsentativsystem nur in den kleinen Bundesstaaten sich begründet hat. Die schwächeren Schultern sollen die Träger der großen Volks-Rechte sein.

„Die Frage von der Preßfreiheit ist geeignet, alle übrigen Fragen, welche die freie Entwickelung des Bundes-Geistes angehen, zu vertreten und in sich aufzunehmen. Unterliegen wir aber auch im Kampfe für sie, einem Kampfe der geistigen, der moralischen Kraft gegen die mechanische; so werde ich doch niemals das Vertrauen aufgeben, daß der ureigene Geist eines großen, reichbegabten Volkes nicht noch diesem die würdige Stellung erringen werde, die ihm nicht bloß von Monarchen dieser Erde verheißen, sondern von einer viel höhern Macht angewiesen ist.“

Indessen erwies sich der Geist der Regierung während dieser Wahlperiode so, daß Uhland sich mit den Genossen seiner politischen Ansicht zur Verwerfung des Budgets veranlaßt sah. Gleichwohl konnte die dem Ministerium ent-

gegen tretende Opposition keineswegs eine solche genannt werden, welche die Gegnerschaft zum Grundsatz erhoben hätte. Die an Geist und Gesinnung, wenn auch nicht an Zahl, bedeutend überlegene Partei des Fortschrittes — neben Uhland noch Paul Pfizer, Albert Schott, Römer, Duvernoy, Menzel, Pflanz, andere minder bekannt gewordene Namen nicht anzuführen — vertheidigte mit Kraft jeden Fuß breit der von ihr eingenommenen Stellung, und ging gelegenheitlich zum Angriff auf die Grundsätze der Regierung über; zweckmäßige Vorschläge der letztern jedoch wurden jederzeit auf entgegenkommende Weise unterstützt, und namentlich Uhland erachtete es, eben weil er vom Ministerium persönlich gekränkt war, für Pflicht, jedem Anschein eines persönlichen Standpunktes im Kampf für die vaterländische Sache aufs Sorgfältigste auszuweichen.

Gegenstand der Berathung waren, außer dem Budget, die Bundesverhältnisse, ein Schulgesetz, der zu begründende Zollverein, die schon berührten Preßgesetze, ein neues Strafgesetzbuch u. s. w., und vom Gesichtskreise der Gegenwart aus muß es allerdings befremden, daß fast alle Glieder der Opposition, und so auch Uhland, sich gegen den mit Preußen abzuschließenden Zollverein aussprachen. Allein nach der damaligen Einsicht in die Sache fürchtete sie, das konstitutionelle System möchte durch die Bildung jenes Vereins schon an sich, noch mehr aber durch die damals noch absolute Regierung Preußens geschwächt werden. Uebrigens wurde von Mehreren, welche diese Besorgniß nicht abzuweisen vermochten, ausdrücklich beklagt, daß man hier im Interesse der engern Heimat der Begründung eines großen,

die ganze Nation umfassenden Vaterlandes entgegen zu treten habe. Wirklich war es gerade die Landtagsperiode 1833—1838, durch welche Uhland, der Dichter, nunmehr auch als parlamentarischer Kämpfer für die Volksrechte durch ganz Deutschland bekannt zu werden, und sein in der Kammer gesprochenes Wort, nicht weil es immer mit Rednergabe hingeworfen worden wäre, sondern weil es ein volksfreundliches war, durch die ganze Nation fortzuhallen anfing, wie denn überhaupt um jene Zeit das süddeutsche Element sich dem norddeutschen mehr anzunähern begann, ja letzteres, dem, mindestens in Preußen, noch keine Volksvertretung zur Seite stand, von ersterem in den Forderungen des Zeitgeistes gewissermaßen vertreten wurde*. Jetzt oder nicht lange

* Obige Ansicht war kaum niedergeschrieben, als wir sie auf erfreuliche Weise bestätigt fanden durch folgende, vom Schwäbischen Merkur (8. Februar 1863) angeführten Worte Gustav Freytags, in: Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks: „Der Süden Deutschlands übte jetzt" (d. h. in den dreißiger Jahren) „einen heilsamen Einfluß auf den Norden. Lange hatten die Länder des alten Reiches, mehr empfangend als abgebend, still vor sich hingelebt...... Jetzt trat ihr Wesen ergänzend und fortbildend in den Vordergrund. Die Verfassungskämpfe ihrer kleinen Staaten schulten eine Anzahl politischer Führer, warme Patrioten, kräftige, warmherzige Männer, zuweilen von begrenztem Gesichtskreis, aber eifrig, unermüdlich, frisch und hoffnungreich. Die schwäbischen Dichter waren die ersten Künstlerseelen der Deutschen, welche durch Theilnahme an der Politik ihrer Heimat gekräftigt wurden; die süddeutsche Wissenschaft behielt gegenüber dem Universalismus des Nordens vorzugsweise eine patriotische Tendenz. Auch der Karakter des Volks schützte dort vor Blasirtheit, geistreichem Formalismus und Sophisterei" — (deren Hauptbegründer im Norden, seltsam genug, ein Schwabe war!) — „es schützte ein warmes Herz, das kräftige Zugreifen, ein massiver Menschenverstand..... und eine

nachher geschah es, daß die Erbauer eines hanseatischen Schiffes die Reihe der Ehren, welche die Nation dem Volksvertheidiger Uhland zuerkannte, damit begannen, daß sie das Fahrzeug nach seinem Namen benannten. Jetzt aber war derselbe als Dichter auch bereits zu solcher Anerkennung gelangt, daß, als er im Sommer 1838 eine Reise nach Wien machte, der Erzherzog Karl ihn zur Tafel zog, ohne an dem Vertheidiger populärer Freiheiten und dem Gegner des Metternich'schen Systems, welcher in der Person des Sängers vor ihn trat, den mindesten Anstoß zu nehmen.

Daß in Württemberg, und vor Allem in Stuttgart, seine ständische Wirksamkeit gewürdigt wurde, bedarf kaum der Anführung. Die stuttgarter Wähler drückten ihm ihren Dank durch einen prachtvollen silbernen Pokal aus; die Frauen Stuttgarts verehrten ihm einen Teppich von reichster Arbeit. Und hier muß denn allerdings noch bemerkt werden, daß wenn Uhlands Gabe zur improvisirten Rede auch unzulänglich war, sein Votum auf den zwei letzten Landtagen unberechenbare Bedeutung dadurch bekommen hatte, daß er als Abgeordneter der Hauptstadt jedenfalls der Zweit-Stimmende, (die erste Stimme hat das älteste Mitglied der Ritterschaft,) ja, als der älteste Ritter, Freiherr von Gaisberg, den Präsidentenstuhl bekam, eine Zeit lang sogar, unseres Erinnerns, der Erst-Stimmende war. Welche moralische Macht aber der Primus votans auf seine Partei übe, ist allbekannt. Er selbst jedoch hatte, mit mehrern seiner Gesinnungs-

---

behagliche Laune. In der Zeit von 1830 bis 1848 standen die Süddeutschen im Vordergrund des deutschen Lebens."

genossen in der Kammer die Ablehnung einer neuen Wahl beschlossen, und blieb, wie schon gesagt, diesem Beschluß treu.

Kurz zuvor, im Jahr 1836, hatte er in Tübingen das, von dem frühern Kanzler der Hochschule, C. G. Wächter, wenige Jahre vorher erbaute, reizend an der Neckarbrücke gelegene Haus gekauft, in welchem er gestorben ist. Die herrliche Aussicht, welche dasselbe auf das vom Fluß durchzogene Thal und einen Theil der schwäbischen Alb bietet, wird im Garten, der terrassenförmig am „Oesterberg" emporsteigt, noch schöner. — Einmal während der abgelaufenen Landtagsperiode hatte es geschienen, die Musenflamme wolle noch einmal empor lodern. Uhlands Gattin schrieb im Juni 1834 an Karl Mayer: „Denken Sie nur, mein Mann ist dieses Frühjahr wieder ganz zum Dichten aufgelegt worden! Kommen Sie nur bald, damit er Ihnen seine Neuigkeiten mittheilen kann. Er ist ohnedem, da Gustav Pfizer morgen Tübingen verläßt, um nach Italien zu gehen, mit seiner Poesie dann sehr isolirt hier" *. — Allein diese Stimmung hatte nicht lange gehalten, und so blieb denn nun des Dichters Leben eine längere Reihe von Jahren ganz den Studien gewidmet, welche, in weit gezogenem Kreis, altdeutsche Sprache und Literatur, skandinavische Poesie und Mythe, ja, wie wir gesehen, auch ältere Poesie und Literatur der romanischen Völker umfaßten. Gleichwol wurde dasselbe durch die verschiedenen Reisen, zu welchen

* N. Lenau's Briefe an einen Freund. Herausg. v. K. Mayer. 1853. S. 129.

es Anlaß gab, ein ziemlich bunt bewegtes. Diese Wanderungen führten ihn, den in der Regel seine Frau begleitete, durch alle Gauen Deutschlands und der Schweiz, ebenso nach Belgien und Kopenhagen, nie aber — was auch schon von andrer Seite her als auffallend hervorgehoben worden ist — nach Italien, oder sonstwie in die südlichen Gegenden, deren süßem Zauber er in manchen seiner Gedichte so lockend Wort geliehen hat. Bald ging es an die Küsten der Ostsee, wo er z. B. in Kiel, im Jahr 1841, mit einer schnell improvisirten Empfangsfeier überrascht ward, bei welcher alle Schiffe flaggten, alle Straßen voll jubelnder, grüßender Menschen waren; bald an die württembergischen und nicht württembergischen Ufer des Bodensees, wohin ihn vor Allem der zu Meersburg wohnende greise Genosse seiner Studien, Freiherr von Laßberg, zog; bald an Mosel und Rhein, bald an Lech, Isar und Donau; das einemal nach Berlin, das andermal nach Wien, in welchen beiden Großstädten Deutschlands er die schmeichelhaftesten Zeichen der Anerkennung erhielt, von denen in Bezug auf Wien bereits ein Beispiel angeführt worden ist. Demselben weitere anzureihen, setzt uns ein eben erschienener, wenn auch mit Auswahl zu gebrauchender Artikel eines wiener Blattes in Stand.*

Uhland, wie es dort heißt, in seiner Bescheidenheit wohl nicht ahnend, „wie viele Tausend Herzen, von seinen Liedern bewegt, von seinen Balladen ergriffen, ihm gerade in Oesterreich entgegen schlugen, daß eine ganze Generation

* Von L. A. Frankl, im Feuilleton der „Presse", Jahrgang 1863, Nr. 23, 27, 36.

von Dichtern sich an ihm emporrankte, und ihn auch wohl nachahmte," — kam Mitte Juli 1838 über Ischl in Wien an. Sein erster Besuch galt dem ihm befreundeten Kustos der ambraser Sammlung, Herrn Bergmann, der ihm schon früher eine Abschrift aus dem ambraser Heldenbuch geschickt. Jetzt zog diese Sammlung die Aufmerksamkeit des Ankömmlings im höchsten Grade auf sich, besonders der Rest der altdeutschen Handschriften und das „König Ottind-Buch". Das „Ambraser Liederbuch" vom Jahr 1582, das Bergmann später herausgab, verdankt Uhland die Veröffentlichung, der wiederholt zu derselben aufmunterte. Bergmann unterrichtete damals den jüngsten Sohn des Erzherzogs Karl, und der berühmte Feldherr forderte Jenen auf, den Dichter zur Tafel nach Weilburg bei Baden zu bringen. Die freundlich dringende Zusprache Bergmanns, die Mittheilung, wie einfach und leutselig die ganze fürstliche Familie sei, bewogen endlich Uhland, der sich durch die Einladung geehrt, bei seinem schlichten Sinn aber auch gepeinigt fühlte, zur Zusage: er fuhr mit dem Freunde nach Weilburg und traf unterwegs in Neudorf, wo der Kutscher die Pferde tränkte, mit Konradin Kreutzer zusammen. Nie hatte er diesen, seinen Landsmann, der die schönsten seiner Lieder erst recht populär gemacht hat, bisher gesehen. Ein Zug freudiger Ueberraschung ging „über Uhlands starre Züge," der lebhafte Komponist aber pries laut das Glück, das ihm durch die Begegnung mit dem verehrten Dichter geworden. Um 9 Uhr Morgens kamen die beiden Geladenen in Weilburg an. Der Erzherzog empfing Uhland sogleich aufs Freundlichste und wandelte lange mit ihm durch

die das Schloß umgebenden Parkanlagen.* Nach diesem Spaziergange führte er ihn den beiden Erziehern seiner Söhne, den Herren v. Röchel und v. Scharschmidt-Adlertreu zu; sie geleiteten den Dichter auf die umliegenden, waldbewachsenen, mit Burgruinen geschmückten Höhen. Bei der Tafel war er schweigend: man konnte merken, daß er, trotz dem liebenswürdig einfachen Ton der, vom geistvollen Wirthe und seinen Kindern angeklungen, herrschte, sich unbehaglich fühle.

Von der Weilburg wanderte er mit Bergmann durch das schöne Helenenthal, dessen waldige Höhen in Abendroth glühten. Hier ward er, wie von einem Alpdrücken erlöst, immer munterer. Unter anregenden Gesprächen gelangten die Beiden nach dem anmuthig gelegenen Cisterzienser-Stifte Heiligenkreuz, und übernachteten im dortigen Gasthof. Am folgenden Morgen hatte Bergmann einen Besuch im Kloster abzustatten. Kaum hatten die Mönche gehört, daß Uhland in Heiligenkreuz sei, als sie den ihnen befreundeten Gelehrten bestürmten, denselben zu ihnen zu bringen. Abermals nur langem Zureden Bergmanns gelang es, Uhland zu vermögen, daß er die Einladung zur Tafel des Prälaten Seidemann annahm. Er speiste im Refektorium an der Seite des durch den Gast geehrten und erfreuten Wirthes, und schien sehr vergnügt, denn zu einer Aeuße-

* „Vielleicht," bemerkt hier unsre Quelle, „hat Uhland, wenn sie von Bedeutung waren, seine Gespräche mit dem Ueberwinder des Unüberwindlichen aufgezeichnet; seinen wiener Freunden, schweigsam und zurückhaltend wie er war, hat er davon nichts mitgetheilt." — Es ist uns von einer solchen Aufzeichnung nichts bekannt.

rung kam es nicht, wie er denn auch hier, trotz dem heiter geselligen Ton, kaum ein paar Worte sprach. Nach der Tafel wanderten die Freunde über Sparbach in die Hinterbrühl nach Maria-Enzersdorf, auf dessen Friedhof das Grab des Bruders „Unstät“, wie sich Pater Ludwig Zacharias Werner nannte, besucht wurde, und kehrten spät Abends in einem „Zeiselwagen“ nach Wien zurück.

Auf der dortigen Hofbibliothek war es vorzüglich der gelehrte Dr. Ferdinand Wolf, mit dem Uhland verkehrte, angezogen durch gleichartiges Studium der altfranzösischen Literatur. Man wollte dem berühmten Gaste einen besondern Platz zum Lesen anweisen, was er jedoch entschieden ablehnte. Fortan saß er täglich unter den übrigen Lesern, gerne unbeachtet, und las die auf fliegenden Blättern gedruckten Volkslieder in den Mischbänden aus dem 16. Jahrhundert. Selbst auf der Bibliothek aber entging er, den „kennen zu lernen“ man sich in Wien vielfach herbeidrängte, dem Schicksal nicht, daß der Franzose Sylvestre, der ein gelehrtes Werk über Handschriftenkunde herausgegeben, ihn zu seiner peinlichsten Verlegenheit als premier poète de l'Allemagne anredete und um ein Autographon bat. Uhland schrieb die bereits bekannten Verse nieder:

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunst,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen.

Schon vor dem Besuch beim Erzherzog hatte Wolf Uhland zu Ehren einen Kreis ausgezeichneter Männer zum

Mittagtisch geladen, wie den freisinnigen Chorherrn Chmel, den später vom Lehrstuhl der Philosophie entfernten Rembold, die Gelehrten von Karajan, Bergmann, Hahn, Mohne, Endlicher, welch Letzterer später beim Ausbruch der Revolution von 1848 eine so bedeutende Rolle gespielt, und damals eine Zeitschrift unter dem Titel „Museum" zu begründen vorhatte. Sowohl dieser Plan, als die auf der Hofbibliothek vorhandenen Schätze altfranzösischer Literatur boten den mannigfachsten Gesprächsstoff. Uhland hörte aufmerksam zu und — schwieg. Aber nicht immer schwieg er. Nur die Gesellschaft schien ihn zu verwirren, die ungewohnte Umgebung, die, wenn auch ehrende, Aufmerksamkeit auf seine Person ihn einzuschüchtern. Kurze Zeit nachher brachte er den ganzen Nachmittag in Karajans Studierstube mit Chmel und Hahn sogar sehr lustig zu. Er sprach fast ganz allein, Gelehrtes und Heiteres aus der Fremde und der Heimat mittheilend. So erzählte er, er sei schon zweimal zu Hammer-Purgstall geladen worden, aber er „gehe nicht zu dem Diplomaten," was von den Anwesenden, die den berühmten Orientalisten als das vollendete Gegentheil eines Diplomaten kannten, höchlich belacht wurde. Später überzeugte sich Uhland selbst von seinem Gegentheil.

Ein andermal speiste Dieser bei Herrn v. Karajan. Letzterer hatte seinem ältesten Söhnchen gesagt, er möchte den zu Tisch Kommenden recht anschauen, er könne jetzt noch nicht begreifen, was das für ein berühmter Mann sei, aber es werd' ihn dereinst freuen, ihn gesehen zu haben. Die Kinder, der Weisung folgend, hörten nicht auf, den Dichter, fast

das Essen vergessend, fort und fort zu betrachten, bis es dem Gaste selbst auffiel und der Wirth ihm das Räthsel löste. Sehr heiter dadurch gestimmt ließ er die Kleinen nach Tisch, trotz aller Abwehr der Eltern, an sich herauf klettern, und ward nicht müde mit ihnen zu spielen und zu lachen.

Später fuhr eine Gesellschaft, worunter Karajan, Grillparzer, Kaltenbäck, Freiherr von Feuchtersleben, Alexander Baumann, mit Uhland nach Weidling, dem Dorf, wo jetzt Hammer-Purgstall und Lenau begraben liegen, und wanderte von da zu Fuß, zwischen den Rebenhügeln, über den Bergrücken nach Klosterneuburg. Auf der Höhe ragt eine Steinsäule mit dem Bilde des Gekreuzigten empor, ein Punkt, von welchem aus sich eine wahrhaft entzückende Aussicht darbietet, nichts zu sagen von der geschichtlichen Bedeutung der sich jenseits der Donau hinziehenden Ebene, auf welcher die Ottokar- und die Aspernschlacht geschlagen wurden. Uhland sah all Dies schweigend an, während seine Begleiter, ebenfalls schweigend, erwarteten, ein solcher Anblick werde den Dichter zu irgend einem Ausrufe bewegen. Er aber ward mehr durch die erwähnte Steinsäule in Anspruch genommen, deren gereimte, abenteuerliche Inschrift von einem hier geschehenen Wunder erzählt, mit den Worten schließend:

Solches ist geschehen um das 1562 Jahr,
Als die Lutherische Ketzerei gemain war.

Auf der Kehrseite steht: „Durch Maximilian Heinrich, Churfürst zu Kölln, Anno 1672, der die Bildniß lassen er-

höhen.“. Uhland bemerkte, nach der Sprache sollte man glauben, die Inschrift sei noch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Hier müssen wir den Bericht des wiener Blattes, dem wir bis jetzt, das minder Wichtige weglassend, häufig mit Beibehaltung seiner eigenen Worte gefolgt sind, einen Augenblick unterbrechen: Daß unter gewöhnlichen Umständen irgend Jemand, jene wunderhaft herrliche, dem Herausgeber dieses Werkes wohl bekannte Aussicht im Auge, von der Schönheit der Gegend, von den geschichtlichen Erinnerungen, die sich an dieselbe knüpfen, nichts sagen und lieber über eine unbedeutende Inschrift eine unbedeutende Bemerkung hinwerfen werde — das wäre allerdings nimmermehr zu erwarten! Ganz anders wird die Sache, wenn man sich einen Dichter an jene Stelle denkt, der weiß oder doch vermuthet, eine Schaar von ihm verehrter, persönlich aber wenig bekannter Männer warte hier mit gespannter Aufmerksamkeit darauf, wie er seinen Empfindungen Laut geben werde. In solchem Fall wäre wohl nicht nur eine Persönlichkeit, welche jeder Schautragung des Innern so entschieden auswich, wie Uhland, verstummt und hätte irgend ein nichtssagendes Wort gesprochen, sondern wahrscheinlich jede echt dichterische Natur, z. B. Göthe, von welchem erzählt wird, man habe ihn bei einem Besuch, den er in spätern Jahren in Frankfurt gemacht, in ein gewisses Zimmer seines elterlichen Hauses gerade in dem Moment geführt, wo die Sonne gegenüber prachtvoll unterging, begierig erwartend, welche Gefühle bei diesem Anblick der Dichterbrust entströmen würden; der Alte aber, die Erwartung

merkend, habe nun absichtlich über die gewöhnlichsten Dinge, und nicht eine Sylbe weder von seiner Jugend, noch von dem scheidenden Tagesgestirn gesprochen.

In Klosterneuburg, fährt unsre Quelle fort, wurde auf der Schießstätte, die eine reizende Aussicht über Stadt und Berge gewährt, das Mittagmahl eingenommen und vom Prälatenweine manch tieferer Krug geleert. Uhland allein löste er die Zunge nicht. Die Andern, vom Trunke angeregt, erlaubten sich durch Wink und Lächeln über die Weise des Dichters, „der geradezu verstockt schien", sich heimlich zu erlustigen. Nur die höchste Verehrung vor ihm, und der Gedanke: „Es ist denn doch ein Unsterblicher, mit dem wir speisen!" wehrte einen Ausbruch der Weinlaune, den Jener hätte merken müssen.

Uhlands Herz aber, setzen wir hier abermals bei, war beim Anblick des Schlachtfelds von Aspern persönlich betheiligt, — konnte es wenigstens sein! In jenem Brief über die genannte furchtbare Schlacht, welche der hingeschiedene Jugendfreund Harpprecht geschrieben und Uhland veröffentlicht hat, heißt es nach den weiter vorne (S. 48) angeführten Worten:

„Ich war mit meinem Regiment in den Schlachten bei Abensberg und Eckmühl, aber dies Alles war Kinderspiel gegen die Schlacht vom 22. Und noch schrecklicher waren die Auftritte nach der Schlacht. Stellt euch unsre ganze Armee vor, die auf einer Insel in der Donau zusammengepreßt war. Lebende, Todte, Sterbende, zertrümmerte Kanonen, Pferde, die auf drei Füßen herumhinkten — alles Das lag unter und über einander. Ich schwöre bei Gott,

daß ich eine ganze Nacht neben einem todten Kürassier gelegen bin und es erst merkte, als ich mit dem Gesicht an seinen eiskalten, nakten Körper kam. Dennoch änderte ich meine Lage nicht um viel."

Wie, wenn auch jetzt, wie „auf der Ueberfahrt", Geist zu Geist sich gefunden und der Dichter deshalb im Schweigen verharrt hätte, für das er hier verantwortlich gemacht wird, wie Andre sonst für's Sprechen?

Ein anderer Ausflug wurde, mit Wolf und dem eben in Wien anwesenden Rosenkranz, zu Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen), dem schnell berühmt gewordenen Verfasser des kurz zuvor erschienenen Drama's „Griseldis", nach Ebreichsdorf gemacht, wo dieser durch Unpäßlichkeit festgehalten war, so daß er seinen Wunsch, Uhland in Wien zu begrüßen, aufgeben mußte. Aufs Freundlichste aufgenommen, brachten die Gäste einen ganzen Tag in dem Schlosse zu. Halm erinnerte sich jedoch später nur zweier Gesprächsstoffe, an denen Uhland lebhafter theilnahm. Es kam die Rede auf die große Verwandtschaft des österreichischen und schwäbischen, zunächst aber baierischen Stammes. Eigenthümlich zustimmend (und bestätigend, daß Uhland wirklich ein großes Opfer gebracht, als er sein Amt an der tübinger Hochschule niedergelegt) war seine Aeußerung, als Halm die Ansicht ausgesprochen, er halte es nachtheilig für einen dichterischen Geist, wenn er, jede praktische Thätigkeit verschmähend, ausschließlich Dichter sein wolle, indem er dann in der peinlichen Lage sei, die Stimmungen, die zum poetischen Schaffen nöthig, nicht abwarten zu können, sondern zum Nachtheil der Kunst fort und fort produziren zu

müssen. „Ich sage“, erwiderte Uhland, „jungen Poeten, wenn sie nur dichten wollen, jedesmal: „Was aber dann, wenn ein Poet sich als solcher zu Bette legt, und beim Erwachen merkt, daß er es zu sein aufgehört hat?“

Als ein Jahr später (1839) Herr von Karajan den neu gewonnenen Freund in Tübingen besuchte, war er höchlich erstaunt, den in Wien „so wortkarg, so wortesanmächtig“ gewesenen Gast, zum heitern, herzlich freundlichen Wirth umgewandelt zu sehen. Eines Ausflugs, der bei dieser Gelegenheit nach der wurmlinger Kapelle gemacht wurde, müssen wir mit ein paar Worten gedenken, weil hier von Seiten des wiener Berichterstatters offenbar ein Irrthum vorwaltet. Bei dem Punkt, wo das Kirchlein steht, — so führt Dieser aus dem Munde Karajan's an, — „erzählte Uhland mit großer Lebhaftigkeit, wie er, Lenau und Karl Mayer hier einen Wettkampf eingegangen, wer das beste Gedicht auf die wurmlinger Kapelle machen werde. Uhland erzählte Dies fast dramatisch, indem er sagte: „„Sehen Sie, hier saß Lenau, hier Mayer und hier ich.““ Dabei setzte er sich an jede dieser Stellen. „„Mein Gedicht““, schloß er, „„war nicht schlecht.““ — Das durch das wurmlinger Kirchlein hervorgerufene Gedicht Uhlands „Die Kapelle“, bemerken wir hiegegen, ist, wie weiter vorne angeführt wurde (S. 25), bereits im Jahr 1804 oder 5 entstanden; Lenau's „Wurmlinger Kapelle“ im Jahr 1832,* und Karl Mayers

* Vgl. den ausführlichen Bericht hierüber in Nikolaus Lenau's Briefen an einen Freund. Herausgegeben von Karl Mayer. 1853. S. 37.

„Wurmlinger Kapelle und ihr Kirchhof"* ums Jahr 1851 oder 52. Ein Wettkampf über den berührten Gegenstand hat zwischen den drei genannten Dichtern so wenig stattgefunden, als daß alle drei zugleich an jenem Ort gewesen wären. Endlich müßte Uhland, wenn er sein eigenes Gedicht auch nur in der hier angegebenen, sehr mäßigen Weise hervorgehoben, jedenfalls ganz und gar im Gegensatz mit seiner sonstigen Gewohnheit gehandelt haben.**

Sah sich Uhland auf besagte Weise als rüstiger Wanderer in ganz Deutschland und ebenso in der Schweiz, deren Hochgebirge und Thäler zu bereisen er nicht satt werden konnte, um, so war, in Tübingen selbst, Gustav Schwab, welcher im gleichen Jahr, in welchem Uhlands zweite Wahlperiode zu Ende gegangen, die Pfarrstelle in Gomaringen erhalten hatte, sein nur durch eine zweistündige Wegstrecke geschiedener Nachbar geworden, während Karl Mayer vom Jahr 1843 an als Rath am Gerichtshof seinen bleibenden Aufenthalt in der Stadt selbst bekam. Blieben die

* Ebend. S. 40 f. angeführt.

** Karl Mayer, über die Sache befragt, schrieb uns: „Was Herr von Karajan über einen poetischen, auf der Kapelle verabredeten Wettkampf zwischen Uhland, Lenau und mir gesagt haben soll, muß auf einer völligen Gedächtnißtäuschung beruhen. Der behauptete Wettkampf hat nie stattgefunden..... Wahr ist nur, daß an dem Abend, als Lenau sein Kapellenlied machte, Uhland und Schwab" (nicht K. Mayer) „ihn auf die Kapelle begleitet, bei Sonnenuntergang aber auf seinen Wunsch dort allein gelassen hatten, weil er jenes Lied zu dichten im Begriff war. Vielleicht mag nun Uhland dem Herrn v. Karajan in lebhafter Erinnerung an jenen Abend gesagt haben, da sei Lenau, da Schwab, da er selbst gesessen. Daß er aber sein eignes Gedicht gelobt habe, sieht ihm völlig unähnlich."

drei Jugendfreunde somit örtlich verbunden, oder doch einander sehr nahe gerückt, so unterhielt unser Dichter auch mit einer Zahl Professoren und sonstiger gebildeten Männer Tübingens einen fortdauernden vertrauten Verkehr. Es bildete sich ein eigenes, der Geselligkeit wie der Wissenschaft gewidmetes, wöchentlich einmal zusammentretende Kränzchen, dessen Mitglieder der Reihe nach Vorträge über irgend einen frei gewählten Gegenstand zu halten hatten. Alle vier Wochen nahmen auch die Frauen Theil, und es verstand sich von selbst, daß für diesen Tag leichtere, wo möglich heitere Abhandlungen vorzutragen waren, die übrigens auch als solche, wenigstens von Uhland, sehr gründlich genommen wurden. So hatte er einmal den Tanz zum Vorwurf erlesen, eine Wahl die wohl Niemand von ihm erwartet haben würde, und verbreitete sich, durch seine außerordentliche Belesenheit wie kaum ein Andrer unterstützt, der Versicherung nach auf eben so anziehende als erschöpfende Art über die angeregte Materie. Ein andermal hielt er, durch einen besondern Fall veranlaßt, einen vom köstlichsten Humor gewürzten Vortrag über — Schwabenstreiche!

Bei Gelegenheit dieser in die verschiedensten Gebiete des Wissens mitunter allerdings scherzhaft, oft aber auch sehr ernst eingreifenden Abhandlungen ist es denn wohl am schicklichsten, über des Dichters allgemeine Bildung und über seine Ansicht von den höchsten Dingen ein Wort zu sagen, soweit Solches dem Herausgeber dieser Blätter gestattet sein kann, welcher, dem Verstorbenen in keinem Abschnitt seines Lebens so nahe stehend, als für eine derartige Aufgabe zu

wünschen wäre, sich hier neben dem eigenen Urtheil auch auf fremdes stützen muß.

Von denjenigen Zeitströmungen, welche weder in die Poesie, noch in die Begründung der Volksrechte einschlugen, scheint Jener im Allgemeinen wenig berührt, und außer den genannten beiden Kreisen seiner Wirksamkeit eigentlich nur noch zur Geschichte lebendig hingezogen worden zu sein, die ihm den Weg zu den zwei andern bahnte. Bei aller Tiefe seines Gemüthes und seines Geistes, von welcher z. B. der mitgetheilte Aufsatz des noch nicht zwanzigjährigen Jünglings über das Romantische ein glänzendes Zeugniß ablegt, war er kein philosophischer Kopf. Oder richtiger — da jener Mangel sich bei einem Dichter in gewissem Sinn von selbst verstehen dürfte — es lag jener metaphysische Zug, welcher in manchen großen Poeten so gut vorkommt, als in Philosophen, nicht in seinem Wesen. Immerhin war er Dichter genug, um bisweilen an die höchsten Fragen der Menschheit anzustreifen, immerhin sein Sinn hinreichend erschlossen, um hinter der gemeinen Wahrheit eine höhere zu fühlen, und ein in's Unendliche fortschreitendes Weltverständniß zu ahnen, wie er z. B. auf ein solches in dem höchst treffenden Ausspruch des genannten Aufsatzes hinweist: „Fast in jedem Bilde, das ein Geheimniß andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimnisse zu ahnen, nach denen unser Sinn, mit oder ohne Bewußtsein, immer sich hinneigt.“ Aber er wurde diesen Tiefen nicht durch den instinktmäßigen Gang seiner Seele angenaht, wie so manche andere große Dichter, die, wo es ihnen nicht vergönnt war, über die höchsten Angelegenheiten des Men-

schen ein neues offenbarende Wort auszusprechen, wenigstens das Räthsel, in welches jene Angelegenheiten ihnen gehüllt schienen, um so befremdeter und damit bezeichnender hervorhoben, andeutend wie sehr sie mindestens das ungelöste Geheimniß in Anspruch nehme. In Uhland war kein Bedürfniß, ein solches Wort auszusprechen, oder zu vernehmen: „Keine Unruhe, kein Zweifel quälte ihn auf dem Boden, auf welchem er stand.“ * Kommt hie und da in seinen Dichtungen eine Stelle vor, die in jenem Sinn angeführt werden könnte, wie z. B. folgende Verse im Herzog Ernst:

> Nicht blos, daß in der Stunde der Geburt
> Der Sterne Wechselstand geheimnißvoll
> Die menschlichen Geschicke vorbestimmt,

so deutet sich dieselbe allzuklar als bloße Phrase an, um ihr hinsichtlich der vorliegenden Frage Gewicht beizulegen. Was er über Gott und das Jenseits sagt, überfliegt sehr selten den Boden des gewöhnlichen Verstandes oder mindestens den Kreis hergebrachter Ideen, macht auch von Seiten des Verfassers keinen Anspruch auf ein solches Ueberbieten. — Und ist es nun auch bei einem Dichtergeiste nicht anders denn in der Ordnung, oder zeugt es mindestens keineswegs gegen den Lebensgehalt desselben, wenn er sich, wie Uhland, gegen die Philosophie als solche — gegen Kant, Fichte, Hegel — ziemlich abwehrend und — so wird uns aus wohl unterrichteter Quelle versichert — über das Dunkel ihrer Ausdrucksweise klagend verhielt, so gewinnt diese Unempfäng-

* Worte des Nekrologs in der Allgemeinen Zeitung.

lichkeit gegenüber von Schelling ein etwas anderes Ansehen. Fühlte sich Uhland auch zu diesem Genius, in dessen Weltanschauung ganze Meere von Poesie wogen, zu ihm, dessen Ansichten eben in der Zeit, wo Jener zum höhern Bewußtsein reifte, in Deutschland am stärksten besprochen wurden, und gerade an den Gründern der ältern romantischen Schule, vor Allem an den beiden Schlegeln, begeisterte Wortführer fanden — nicht im Mindesten hingezogen, wie uns Dies gleichfalls bestätigt wird, und wie schon sein, auch von dem vorhin angeführten Nekrolog zugegebenes gänzliche Schweigen über Schellings Schriften andeutet: dann fehlte ihm einigermaßen jener Zug in die Tiefen des Daseins, dessen Mangel bei dem bekannten Ausspruch Göthes, daß die Uhland'sche Muse nichts „das Weltgeschick Bezwingendes" in sich trage, mit in Rechnung genommen zu sein scheint.

Nebenher verhielt sich unser Dichter aber, wie wir abermals von Solchen erfuhren, die in der Lage waren, hierüber nähere Kenntniß zu sammeln, auch in Bezug auf manche andere geistige Interessen auffallend unempfänglich. So sollen z. B. die Naturwissenschaften durchaus keinen Reiz für ihn besessen haben, ganz im Gegensatze zu seinem Freund Kerner, welcher, bei einem weit weniger methodischen Geiste, keineswegs ohne sehr entschiedene Empfänglichkeit nach jener Seite zu war. Ja bei Uhland ging die Abgeschlossenheit in erwähnter Hinsicht so weit, daß er, wie uns von einem Augenzeugen versichert ward, einmal nach einem allgemein ansprechenden Vortrag über das Licht ziemlich unverdeckt andeutete, dergleichen Gegenstände hätten keine Anziehungskraft für ihn, eine Beschränkung, die um so

mehr auffallen mußte, wenn man sein wahrhaft riesenhaftes und durchaus lebendiges Wissen in Bezug auf Volkspoesie, Mythe, Sage u. s. w. in Anschlag brachte.

Was die Künste betrifft, die man vorzugsweise als die schönen bezeichnet, so scheint er neben der Poesie nur noch für Musik in höherem Grade aufgeschlossen gewesen zu sein: er liebte sie nicht nur, sondern war wirklich ein Kenner derselben. Für höhere Bildnerei in irgend einem Fach besaß er, obwohl in eigener Person Dilettant in der Malerei, vielleicht keinen sehr bedeutenden Sinn. Doch hatten seine Ansichten über letztere etwas Eigenthümliches. In der Vorliebe für Landschaftsmalerei glaubte er z. B., gehe die neuere Zeit zu weit. Was nur Hintergrund für die Menschengestalt sein solle, mache sich als etwas Selbständiges, ja bisweilen Ausschließliches geltend. Im Mittelalter habe man dagegen der menschlichen Figur gerne einen Goldgrund gegeben.

Komponiren und Malen nach seinen (Uhlands) oder überhaupt nach irgend welchen G e d i c h t e n, statt nach dem ursprünglichen Gegenstand, hielt er, gewiß mit Recht, in gar vielen Fällen für bedenklich, irreleitend, zu bindend.

Noch weniger liebte er, was freilich nicht mit seinen Ansichten von der Kunst, sondern nur mit seiner Anspruchslosigkeit und Einfachheit zusammenhing, die Abbildung seiner eigenen Gestalt in irgend einer Weise. Er war auf dieses „Getrieb in äußern Dingen" nicht gut zu sprechen.

Am meisten Empfänglichkeit hatte er neben Poesie und Musik ohne Zweifel für Architektur, wenigstens für die sogenannte gothische, theils weil ihm das Symbolische und Er-

habene derselben imponirte, theils weil sich das nationale und geschichtliche Element, das ihn in so hohem Grade in Anspruch nahm, an sie knüpfte. So war er es gewesen, der einen Theil der herrlichen, später zum verdienten Ruhm gelangten Bauwerke des ehemaligen Klosters zu Bebenhausen bei Tübingen vom Untergang rettete. Ein Verwandter von ihm, dortiger Beamter, hatte ihm, wie Karl Mayer (Album S. 16) erzählt, zufällig mitgetheilt, daß die Gebäude außer der Kirche, z. B. der jetzt bewunderte und mehrfach abgebildete Kreuzgang, das Refektorium u. s. w. zum Verkauf für eine Bierbrauerei oder gar zum Abbruch bestimmt seien, und nur dem Verständniß, welches Uhland dem Vetter über den Werth dieser Gebäude eröffnete, ist es zuzuschreiben, daß dieselben erhalten blieben.

Besonders jedoch zeigt folgender, am 11. Mai 1811 an Immanuel Bekker gerichtete Brief,* wie erschlossen sein Sinn für diesen Zweig der Kunst war, auch zugegeben, daß hier mehr Geist und Gemüth, als Kunstkennerschaft im engern Sinne sprechen.

„Meine Rückreise bis Straßburg hatte wenig Merkwürdiges, als den, besonders nächtlicher Weile, sehr eindringlichen Frost. Schukards Gesellschaft war mir auf diesem Wege sehr tröstlich. Die zwei Tage, die wir in Straßburg verweilten, brachte ich fast einzig damit zu, auf, durch und um das Münster zu wandeln und es in verschiedenen Fernen und zu verschiedenen Zeiten anzuschauen. Die Vorderseite, die Brust des Gebäudes, bis

* Siehe Ludwig Uhland. Vortrag von O. Jahn. Bonn. 1863. S. 150.

dahin, wo der Thurm aufsprießt und ein zweiter gleicher hätte aufsprießen sollen, war mir besonders Nachts und bei Glockenschall beinahe furchtbar. Der Thurm selbst aber macht den Eindruck des Schmucken und Festlichen. Das Ungeheure der Masse verliert sich ganz in einer blumenartigen Zärte und Durchbildung, und in einer Durchsichtigkeit, die an die Varnhagenschen Ausschnitte erinnert. Man meint, der Wind sollte diesen Thurm wie eine Pappel bewegen oder gar wie ein Luftgebilde verwehen. Besonders zart erschien er mir in einiger Entfernung, vom Wall aus, durch den Nebel. Das Pflanzenartige, Jugendliche dieses Thurms macht ihn für jede Zeit geltend, und spricht gewiß den modernsten wie den alterthümlichen Sinn an. Wie schwerfällig erschien mir jeder ohne Vergleich kleinere Thurm, den ich nachher sah! Das Innere der Kirche hat durch die Vollständigkeit der gemalten Fenster, durch die dunkelblauen und dunkelrothen Massen der Glasgemälde, eine sehr ernste und feierliche Beleuchtung. Welch ein Unterschied von den gelben, hellvioletten und hellrothen Scheiben neuerer Zeit! Das Dunkelklare ist mir überall die bedeutendste Färbung, im menschlichen Auge, im Gemälde, in der Poesie, wie bei Novalis. Gemalte Fenster scheinen mir einer christlichen Kirche wesentlich: denn die Stätte ist nicht geschlossen, die Kirche ist unausgebaut, so lange das Auge durch die Fenster in den weiten Himmel blickt und damit den Geist aus der Kirche hinauszieht, so lange nicht die Gottheit im Tempel selbst gegenwärtig gefühlt werden kann. Zum Kirchenfenster gehört daher, daß es keinen Blick, keinen Gedanken hinauslasse, dafür aber allem Himmlischen zum Eingang diene; und diese Anforderung erfüllt nur das gemalte Fenster. Der Himmel hat sich bilderreich auf die Kirche gesenkt und kömmt dem anstrebenden Geiste aus allen Fenstern gedrängt entgegen. Davon nicht zu reden, daß durch

das farblose Fenster außer dem fernen Himmel auch noch das Irdische, Dach und Schornstein, hineinblickt. Bei der sonstigen Vollständigkeit der Glasmalereien in der straßburger Kirche fällt ein kleines Fenster mit weißen Scheiben, gerade über dem Hochaltar, um so unangenehmer auf. Es macht durch seine Nüchternheit den Eindruck, als wäre es zum Schornstein, zur Lüftung, oder zu irgend einem andern weltlichen Gebrauche bestimmt. Man muß sich vor dem fremden Lichte in die farbig dämmernden Seitengänge zurückziehen. Auf einer Galerie über dem Chor steht der Telegraph. Eine Windmühle fehlt noch!

Daß neben jener Nichtempfänglichkeit für Philosophie eine einfache, schlichte Religiosität hergegangen, wie der Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung annimmt, geben wir, soweit wir auf unsrem entfernter liegenden Standpunkt hier überhaupt zu einem Urtheil befugt sind, vollkommen zu, wenn unter jenem Ausdruck der Glaube an ein lebendiges Verhältniß zwischen dem Menschen und einem namenlosen, höchsten, heiligen Wesen verstanden wird; denn dieser Glaube sprach sich mittelbar in dem ganzen Mann, und spricht sich unmittelbar in gar manchen seiner Gedichte aus. Eben damit ist schon gesagt, daß er, wie nicht nur sein noch mit jugendlichem Herzen verfaßter Aufsatz über das Romantische, sondern, wenigstens mittelbar, z. B. auch sein in weit reiferem Alter geschriebener, auf S. 74 eingerückter Brief an Kerner zeigt, vom Drange frei war, das Unbegreifliche entweder ganz zu leugnen, oder es auf dem Wege des Verstandes begreifen zu wollen. Es gab für ihn eine höhere Welt, so nah seinem sich selbst genügenden, tapfern Mannessinne der Heroismus Derjenigen liegen mochte, welche, aus Achtung vor

dem sittlichen Gesetze selbst, Alles mit dem Diesseits für geschlossen halten. Einem Studirenden der Theologie, seinem Verwandten, hatte er als durchgreifende, alles Andere in sich schließende Maßregel, die Ermahnung ans Herz gelegt: „Rede den Menschen in's Gewissen und predige die Unsterblichkeit."

Dagegen möchten wir den entschiedenen Sinn für das Göttliche im Allgemeinen, der sich in den Uhlandischen Poesien kundgibt, ja selbst die liebe- und ehrfurchtvolle Achtung vor dem Heiligen, dem Geoffenbarten, die an mehrfachen Stellen derselben hervortritt, weniger, als jener Nekrolog thut, für Belege der angedeuteten Gesinnung ausgeben, denn ohne jene Ergriffenheit von dem Göttlichen im Allgemeinen läßt sich überhaupt kein wirklicher Dichter — gesetzt er sei nicht etwa ausschließlich Komiker — denken; und selbst die Erschlossenheit für die christliche Symbolik, die Fähigkeit dieselbe zu manchem zarten Bild, zum Ausdruck mancher ewigen Idee zu gebrauchen, kommt bei vielen Poeten, z. B. Schiller und Göthe vor, ohne daß man diese deshalb vorzugsweise als religiös bezeichnet hätte. Wie offen Uhlands Gemüth im Knabenalter für Gegenstände der Andacht gewesen — einem Alter, wo diese Offenheit übrigens bei allen genialen Naturen vorkommt, und so namentlich auch bei Schiller und Göthe durch mehrfache Belege verbürgt ist — zeigt folgendes, zum Theil noch in naiv kindlichen Ausdrücken und Bildern gehaltene Gedicht auf die Himmelfahrt Christi, welches gleich nach vollendetem vierzehnten Jahr des Verfassers (Mai 1801) entstand,

während Göthe die bekannte Feier der Höllenfahrt Christi im sechzehnten gedichtet hat.

Zur Himmelfahrt.

In eines Felsen nachtumflortem Schooße,
Da lag der heil'ge Gottessohn;
Da lag er blaß, entstellt, auf weichem Moose;
Des Lebens Odem war entfloh'n;
Da ruhten seine Glieder, ach die müden,
In stillem Frieden.

Da lag er, ach, in Felsen eingemauert,
Von keinem Lüftchen angeweht,
Von wenigen Getreuen nur betrauert,
Von vielen frech verhöhnt, verschmäht.
Die Todtenvögel klagten um den Felsen
Aus heisern Hälsen.

Nur wen'ge seiner treuen Schüler wallten
Mit Thränen oft zum Grab hinaus,
Doch Myriaden Trauerlieder hallten
Dort oben in des Vaters Haus;
Dort weinten ihm in unermeß'nen Welten
Der Engel Saiten.

Doch endlich dämmerte der dritte Morgen,
Seitdem der Leib begraben war;
Noch lag er in der Felsennacht verborgen,
Noch klagte sanft der Engel Schaar:
Da wurde schnell das Land des Herrn erschüttert;
Judäa zittert.

Da brauste wild der Erde Eingeweide,
Die Meere strebten himmelan,
Der Tabor und der Hermon wankten beide;
Paläste riß zu Boden der Orkan.
Da sprang der Jesusfels gleich alten Eichen
Bei Wetterstreichen.

Und aus den hohlen, weitgespalt'nen Klüften
Steigt feierlich der Herr einher;
Ein Silberkleid umflattert seine Hüften
Und ihn umfließt ein Stralenmeer;
Ein Stralenmeer, als wären tausend Sonnen
In Eins zerronnen.

Und seine Wächter, die vorher so dreisten,
Ertragen nicht das Gotteslicht;
Sie werfen Spieß und Schwerter aus den Fäusten,
Und stürzen hin auf's Angesicht.
Da liegen sie, die Würmer! Weh, sie gleichen
Erblaßten Leichen!

Doch nicht um Rache an dem Feind zu üben,
Entstieg der Heil'ge seinem Grab.
Ach nein, er wandelt hin zu seinen Lieben,
Und trocknet ihre Zähren ab.
Er will als Gottes Sohn den Jüngerschaaren
Sich offenbaren.

Doch bald entschlüpft dem Aether eine Wolke,
Und hebet den Erstandnen auf.
Er spricht zu seinem tief gerührten Volke:
„Getrost! zum Vater geht mein Lauf!“

Und bald entschwind't er über allen Sternen
In blauen Fernen.

Ob, wenn Uhland im Mannesalter, ja bis zum Tode, die äußern Gebräuche der Kirche geehrt und sich dieser feierlichen und erhebenden Symbolik in regelmäßigen Zeitabschnitten angeschlossen, Dies bei ihm wirkliches Gemüthsbedürfniß, oder nur liebevolles Fortwirkenlassen kindlicher Eindrücke, vielleicht auch zarte Rücksicht auf Andre gewesen, für deren Gemüth jene Gebräuche eine Nothwendigkeit waren — darüber konnten dem Verfasser dieses Buchs selbst Solche nicht Auskunft geben, welche dem Verstorbenen sehr lange Zeit nahgestanden, und sich für jene Frage besonders interessirt, ja ausdrücklich gewünscht hatten, daß dieselbe, als bezeichnend für den Mann, mit in vorliegendes Werk herein gezogen werde. Jedenfalls verband sich bei unserm Dichter mit jener Beachtung äußerlichen Kirchengebrauchs die entschiedenste Freisinnigkeit gegen anders Denkende, die erklärteste Abwehr jedes Pfaffenthums und Gewissenszwangs. „Viel größer erschienen ihm," wie der angeführte Nekrolog bemerkt, „die von solch fälschendem Mißbrauch des Heiligen drohenden Gefahren, als die von den Ausschreitungen der Freiheit zu besorgenden." — „Er zog die Grenzen der Freiheit des Forschens, der Wissenschaft, der Lehre sehr weit, oder, vielleicht richtiger, er hielt Niemand, auch die Staatsgewalt nicht, für befugt, dem freien, forschenden Geiste Schranken zu setzen." Auf höchst nachdrückliche Weise hat er sich in dieser Beziehung einmal gegen Diejenigen ausgesprochen, welche sich beikommen ließen, gegen seinen

Amtsgenossen, den geistreichen Aesthetiker Friedrich Vischer, verketzernd aufzutreten.

Zu erwähnen aus jener Zeit ist noch, daß zu Ende des Jahrs 1840 Uhland, wie die meisten namhaftern deutschen Dichter, im Auftrag des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Baiern angegangen ward, seine Ansicht über einen von Jenem projektirten, und unter dessen Schutz zu stellenden Dichterverein abzugeben. Innerhalb desselben sollte unter Anderm jährlich ein durch die Municenz des hohen Protektors zu bestreitender Preis für die gelungenste Dichtung von ächt nationaler Tendenz, die sich jedoch von jeder konfessionellen oder politischen Aufregung fern zu halten habe, ausgesetzt werden. Uhland rieth entschieden ab; ob sein Rath, wie gegen den Schreiber dieses behauptet werden wollte, in der That vor allen andern Stimmen zur Verwerfung jenes Planes beigetragen habe, muß dahin gestellt bleiben, und dürfte wohl eher bezweifelt werden.

Mitten in jene ruhigen Lebenswege brach plötzlich die Bewegung des Jahrs 1848, aufrufend für ein einiges, freies, mächtiges Deutschland. Uhland hatte seinem Verdruß über die Unfreiheit, Uneinigkeit und Unmacht des großen Vaterlandes noch wenige Jahre vorher bei Gelegenheit des kölner Dombaus und der Streitigkeiten über die gemischten Ehen in folgenden, aus dem Stegreif hingeworfenen Versen Luft gemacht:

Deutscher Bau und deutscher Strom,
Großer Vaterlandsgedanke!
Bauen wir den Kölner Dom;
Straßburgs Münster baut der Franke!

Daß man nicht sein Glück vergesse.
Müssen Fest und Denkmal sein:
Guttenberg und — freie Presse!
Kölner Dom und — freier Rhein!

Sinnbild unsrer Friedenszeit,
Heil'ger Dom von Köln erstehe,
Deutscher Eintracht Köstlichkeit,
Denkmal der gemischten Ehe!

In umgekehrtem Sinn hatte er etwas später, bei der im Jahr 1846 in Frankfurt a. M. zusammengetretenen ersten Germanistenversammlung, in einem im Kaisersaal des Römers ausgebrachten Trinkspruch die, durch die nachfolgenden Ereignisse fast zur Wahrsagung gewordenen, Worte gebraucht, „es werde bald wieder von deutschem Reich und Reichstag die Rede sein; es sei ihm, als würden diese Kaiserbilder in Kurzem aus ihren Rahmen heraus in's wirkliche Leben treten." — Man kann sich unschwer vorstellen, wie mächtig er jetzt ergriffen war, obwohl er in der Regel sehr ernst gestimmt, ja, wie versichert wird, im Innersten etwas bedrückt erschien, vielleicht Zweifel hegend, ob die Zeit ihrer großen Aufgabe gewachsen sei. Schon am 2. März, also mehrere Tage früher, als die am 5. jenes Monats in Heidelberg tagende Versammlung freisinniger Mitglieder der damaligen Abgeordnetenkammern sich über die Grundlagen einer Reichsverfassung berieth, hatte er im Namen einer tübinger Volksversammlung folgende Adresse an den landständischen Ausschuß — (nicht an die Regierung — dieser Vorschlag war von ihm ausdrücklich bekämpft worden) — verfaßt:

„Der Sturm, der in die Zeit gefahren ist, hat die politischen Zustände Deutschlands, in ihrer ganzen unseligen Gestalt, Allen erkennbar blosgelegt. Es ist nöthig in dieser bewegten Zeit, daß Deutschland gerüstet dastehe, nicht um herauszufordern, gewiß aber zu Schutz und Schirm seiner Grenzen. Allein es soll die Rüstung anlegen, den wunden Fleck auf der Brust. Jetzt eben schmerzt er tief, und es thut Noth, daß er rasch geheilt werde.

„Auf die Verbesserung jener Zustände von Grund aus hinzuwirken, dazu spornt jetzt nicht lediglich die gute Gelegenheit, das Eisen zu schmieden, so lang es glüht; es drängt dazu vor Allem ein Zwiespalt des öffentlichen Gewissens, der seine Lösung verlangt, eine Forderung der Volksehre, welche Befriedigung heischt.

„Einem Volke, das von der heiligen Pflicht durchdrungen ist, seinem vielgefährdeten Boden nicht eine Spanne weiter entreißen zu lassen, mangelt die Sicherheit, daß es nicht als willenloses Werkzeug diplomatischer Verwicklungen die Waffen ergreife; versagt ist ihm das begeisternde Bewußtsein für eine auch politisch würdige Stellung unter den gesitteten Völkern mit Gut und Blut einzutreten.

„Das große Grundgebrechen unseres deutschen Gesammtvaterlands läßt sich in wenige Worte fassen: es fehlt die volksmäßige Grundlage, die freie Selbstthätigkeit des Volkes, die Mitwirkung seiner Einsichten und Gesinnungen bei der Bestimmung seines staatlichen Lebens. In geistiger und sittlicher Bildung keinem andern nachstehend, hat das deutsche Volk noch immer nicht von dem Geiste, der in ihm lebt, sondern von den Ueberlieferungen staatsmännischer Weisheit die Ordnung seiner Geschicke zu erwarten. Dieses politische Grundübel verzweigt sich in die

einzelnen Mängel, deren bedeutendste, durchgreifendste jetzt überall zur Abhülfe bezeichnet werden:

„Es fehlt die mitwirkende Vertretung der Nation an der Stelle, wo über die wichtigsten innern und äußern Angelegenheiten des Vaterlandes, wo selbst über wesentliche Rechte, die in den Verfassungen einzelner Staaten verbürgt sind, entschieden wird; es fehlt in den meisten Bundesstaaten die allgemeine Volksbewaffnung, in der zugleich die Gewähr liegt, daß nur solche Kriege geführt werden, die das Volk für nöthig erkennen muß; es fehlt die freie Aeußerung mittelst der Presse, dieses klare Recht des württembergischen Verfassungsvertrags; Versammlungen und Vereine zur Berathung der öffentlichen Angelegenheiten unterliegen den drückendsten Beschränkungen; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, unentbehrlich für den unmittelbaren Einblick und das allgemeine Vertrauen in die Verwaltung der Rechtspflege sind hier zu Lande nur erst zu ungenügendem Anfang gelangt; es fehlt in den Grundbedingungen einer kräftigen Entwicklung des wahren Gemeingeistes im nächsten Kreise der Gemeinden und Körperschaften; und im Verfassungsleben Württembergs, das wir an die gemeinsamen deutschen Verhältnisse überall anknüpfen möchten, fehlt insbesondere noch der ungetrübte Ausdruck der Volksmeinung durch eine reine, volksthümliche Wahlkammer, ein Uebelstand, der dem nothwendigen vertrauensvollen Zusammenhange des Volks mit seinen Vertretern und der Wirksamkeit der Letztern den erheblichsten Eintrag thut.

„Hienach richten wir Unterzeichnete an den hochansehnlichen ständischen Ausschuß, als den Stellvertreter der gegenwärtig nicht versammelten Kammern, das angelegentlichste Ersuchen:

Die unverweilte Einberufung der vertagten Stände-Ver-

sammlung zu veranlassen, damit die Kammern folgende Punkte zu ihren Anträgen an die Königl. Staatsregierung schleunig und nachdrücklich erheben mögen:

„1) Ausbildung der Gesammt-Verfassung Deutschlands im Sinne eines Bundesstaats, mit Volks-Vertretung durch ein deutsches Parlament am Bundestage;

„2) Allgemeine Volksbewaffnung;

„3) Preßfreiheit im vollen Umfang, gemäß dem §. 28 der Verfassungs-Urkunde;

„4) Aufhebung der Beschränkungen, welche gegen Vereine und Versammlungen zu Berathung öffentlicher Angelegenheiten bestehen;

„5) Vollständige Durchführung des Grundsatzes der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, mit allen sich daran knüpfenden Konsequenzen;

„6) Vollkommene Herstellung einer wirklichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Gemeinden und Bezirks-Körperschaften;

„7) Revision der Verfassungs-Urkunde nach den, während ihres 28jährigen Bestehens gemachten Erfahrungen, namentlich zum Zwecke der Herstellung einer ungemischt aus der Volkswahl hervorgehenden Abgeordneten-Kammer.

„Wir enthielten uns, die einzelnen Anträge ausführlicher zu begründen; sie betreffen Gegenstände, die einer deutschen Stände-Versammlung wohl bekannt sind, und wir setzen voraus, daß der Ruf der Zeit, wie er uns ergriffen hat, auch an die Herzen der Volksvertreter und der Leiter des Staats vernehmlich geschlagen habe.

Verehrungsvoll rc. rc."

Am 16. März stellte sofort der Universitätssenat den Antrag auf Ernennung Uhlands zum Professor honorarius mit Titel und Rang eines ordentlichen Professors, der Erlaubniß zu lesen und Sitz im Senat. Obwohl der neue Kultminister, Paul Pfizer, Mitglied des am 11. März eingesetzten freisinnigen Ministeriums, diesem Vorschlag sehr geneigt war, kam er nicht zur Ausführung, weil Uhland selbst erklärte, er sei dem Lehramt seit einer Reihe von Jahren allzu fremd geworden, um sich zu Vorlesungen entschließen zu können; die Rechte eines öffentlichen Lehrers aber zu erhalten, ohne dessen Pflichten zu erfüllen, widerstrebe seiner Denkart.

Wenige Tage nachher ward er von dem genannten Ministerium — Römer, Pfizer, Duvernoy, Goppelt — auf Vorschlag Pfizers zum Vertrauensmann beim Bundestag, d. h. zu einem der Siebzehn ernannt, welche, nach Bundesbeschluß, den siebzehn Stimmen des engern Rathes am Bundestag entsprechend, dem Bund zur Vorberathung einer Verfassungsreform beizugeben waren. Stadt und Universität Tübingen brachten ihm deßhalb am 21. März einen großartigen Fackelzug, bei welcher Gelegenheit er in einer vom Balkon seiner Wohnung an die Menge gehaltenen Ansprache unter Anderem erklärte: „es erscheine eine mißliche Sache zu einem Mann des Vertrauens ernannt zu sein, dieser Abend aber gebe ihm die stolze Ueberzeugung, daß ihm, mindestens in der nähern Umgebung, das Vertrauen nicht fehle...... Er traue der eignen Kraft nicht zu Vieles zu, hoffe aber auf einen Erfolg der Bestrebungen zum Besten Deutschlands...... Tübingen möge fortfahren auf der betretenen Bahn: hier habe kein Bruch des Gesetzes

stattgefunden. Es gelte in dieser Zeit, welche selbst die verglimmende Asche noch anfache, und in die Flamme jugendlicher Herzen ganz anders schlage, neben der Festigkeit im Bewahren und Heischen seiner Rechte, auch kein Recht zu verletzen."

Sobald jene Siebzehn — neben Uhland namentlich von Kurhessen her Jordan, von Preußen Dahlmann, von Baden Bassermann u. s. w. — zusammengetreten, arbeiteten sie auf ein bestimmtes Ziel hin, nämlich auf einen Verfassungsentwurf, der vom bisherigen deutschen Staatenbund nicht blos zum Bundes-, sondern zum Einheitsstaat fortschritt. Ein erbliches Reichsoberhaupt mit Ober- und Unterhaus wurde vorgeschlagen, die bisherigen selbstherrschenden Fürsten im Oberhaus untergebracht, die Regierung ihrer angestammten Lande ihnen zwar belassen, sie aber in allen Hauptpunkten des dort zu übenden Regimentes der Reichsgewalt unterworfen. Der vollendete, im Wesentlichen von Dahlmann herrührende, Entwurf wurde dem Bundestag am 26. April, also gerade an Uhlands Geburtstag, übergeben, und wenn der Dichter im Fortunat (Buch 2, Str. 2) bemerkt, dieser Tag falle in die Zeit, wo die herrische Fortuna am launenhaftesten walte, so hatte er dort für die ganze deutsche Nation, welche die großen Hoffnungen, unter denen die Uebergabe erfolgte, trauernd mit dem Ausgang vergleicht, den die angeregte Sache nahm, ein sich nur allzu richtig erweisendes Wort gesprochen. — Von der Bundesversammlung gelangte der Entwurf an die Nationalversammlung, welche denselben jedoch als eine Arbeit von Männern, die zu derselben keinen Auftrag von der Nation

gehabt, nicht in Berathung zog. Wirklich waren diese Männer in manchen Dingen sehr verschiedener Ansicht gewesen, und selbst die Frage über das Erbkaiserthum war nur mit der Mehrzahl von 8 gegen 5 durchgegangen. Namentlich hatte Uhland gegen ein solches schon an sich, und ebenso gegen den bereits damals zur Sprache gekommenen Gedanken, dasselbe an die Krone Preußen zu übertragen, Einrede erhoben, dadurch sowohl bei dem ihm zur Seite sitzenden Dahlmann, als bei dem noch in Stuttgart weilenden Pfizer Befremden erregend. Wirklich gehörte eine entschiedene Vorliebe für Oesterreich zu den Grundzügen seines Wesens, wie umgekehrt ein Genosse des österreichischen Kaiserhauses, der durch seinen Sieg bei Aspern alle gekrönten Häupter Deutschlands überstralte, beinahe der einzige deutsche Fürst gewesen, der den Dichter seines persönlichen Umgangs gewürdigt.

Noch im Jahr 1859 erzählte Dieser bei einer heitern Gelegenheit mit stralendem Auge, welchen Eindruck es jedesmal auf ihn als Knaben gemacht, wann in den Feldzügen der neunziger Jahre die „Kaiserlichen“, meistens auf der langen Straße von Hechingen her, sich seiner Vaterstadt genähert. Diese Zuneigung trat jedoch der Unbefangenheit seines Urtheils — wenigstens in den meisten einzelnen Beziehungen — nicht entgegen. So verweigerte er z. B., um eine Inschrift für ein Gedenkbuch Radezkys angesprochen, dieses Gesuch unerschütterlich, weil ihm die österreichische Verwaltung Italiens misfiel. So trat er dem Erzherzog Reichsverweser, als derselbe das Vertrauen der Nationalversammlung verloren hatte, aufs Entschiedenste entgegen,

wie von ihm schon gegen dessen Erhebung zur Reichsverwaltung gestimmt worden war u. s. w.

Später gestand er geradezu, seine Stellung im Kollegium der Vertrauensmänner sei eine höchst peinliche, unbehagliche gewesen; wie umgekehrt andre Mitglieder, z. B. Dahlmann, ihm gegenüber die gleiche Empfindung gehabt hatten. Er hätte gewünscht, einen Gegenentwurf seiner Regierung vorlegen zu können, da ihm aber hiefür kein Anhalt gegeben war, sah er sich nicht in der Lage, an den Berathungen auf wirklich eingehende Weise Theil zu nehmen, sondern mußte sich auf eine negative Haltung beschränken. Er fühlte sich vereinsamt und überflüssig. — Als aber, noch vor jener Uebergabe des Entwurfes, am 2. April in dem Vorparlament darüber verhandelt wurde, ob nicht die durch die siebzehn Vertrauensmänner zu berathende Bundesversammlung, ehe sie die Begründung eines verfassunggebenden Konventes in die Hand nehme, alle Diejenigen aus ihrem Schoß zu entfernen habe, welche zu Hervorrufung der verfassungswidrigen Ausnahmsbeschlüsse beigetragen, — gab Uhland folgende, für seine Stellung als Vertrauensmann, wie für seine Ansichten über Deutschlands Zukunft bemerkenswerthe Erklärung ab: „Ich bin nicht eingetreten" (in das Kollegium der Siebzehner) „mit Instruktionen, sondern mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich keine bindende Instruktion annehme; ich bin eingetreten mit der ausdrücklichen Erklärung, daß ich der Versammlung in freiester Weise anwohnen werde*. Ich weiß, daß der Bund in sei-

* Sind wir recht unterrichtet, so hatte Uhland diese Erklärung

nem Personal noch nicht völlig umgestaltet ist, aber ich weiß auch, daß die Zeit indessen eine andre geworden, und ich beziehe mich nur auf das Eine große Ereigniß — daß die Stellung Oesterreichs, der einflußreichsten Macht am Bunde, eine völlig veränderte ward. Man hat uns das Wunder verkündet, die Sonne sei im Westen aufgegangen: — meine Herren, im Osten steigt eine glühende Morgenröthe auf! Ich fürchte auch nicht, daß, wenn noch einzelne Stücke des zerbrochenen Systems am Bunde vorhanden sind, Dies jetzt von Bedeutung sei. Es ist mir viel wichtiger, daß ohne Verzug die deutsche konstituirende Nationalversammlung ins Leben trete, eine junge, frische Nationalversammlung. Ich glaube, daß wenn der Frühling Sprossen treibt, das alte Laub von selbst abfällt..... Ich bin eingetreten unter die Vertrauensmänner am Bunde, weil es mir schien, es sei die erste Bresche, durch die ein volksthümliches Element in den Bund eintrete, und ich werde in dieser Bresche stehen, so lange mich nicht Diejenigen abberufen, die mich berufen haben; — so lange ich glaube, daß ich mit meinem kleinen Pfund hier irgend etwas für die Verjüngung Deutschlands wirken könne." —

Zeigte die abgegebene duldsame Ansicht über diejenigen noch an der Bundesversammlung vorhandenen Mitglieder, die mit Argwohn zu betrachten man Ursache hatte, daß der Redner nicht mit unnöthiger Strenge auf einer Reinigung bestand, welche im damaligen Augenblick ziemlich bedeutungslos geworden, so erwies er nicht minder durch seine

auch gegen seinen Landesherrn selbst abgegeben, als er, vor der Abreise nach Frankfurt, noch zu diesem gerufen wurde.

beiden, am gleichen Tag erfolgten Abstimmungen, daß er, wenigstens damals, keineswegs einen extremen Standpunkt der Anschauung einnahm, denn er verneinte die Frage, „ob das Princip direkter Wahlen zur Nationalversammlung in der Art ausgesprochen werden solle, daß es in jedem Staat zu Grund gelegt werden müsse," und er stimmte gleicher Weise gegen den Antrag, „daß sich die Versammlung" (des Vorparlamentes bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung) „für permanent erkläre". Auf entsprechende Ansichten deutet es, wenn er — so weit wir uns erinnern gleich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Frankfurt — bei einer etwas tumultuarischen Kundgebung der Menge für ihn als Mann der Freiheit, mit ziemlich scharfem Ton erwiderte: „Ja, die Freiheit wollen wir, welche Einheit schafft!"

Bekanntlich wurde er, der, durch seinen Beruf als Vertrauensmann in Frankfurt festgehalten, nicht selbst als Wahlbewerber auftreten konnte, bald darauf vom Bezirk Tübingen-Rottenburg zur Nationalversammlung gewählt, und gleich nach Eröffnung derselben hätt' es, bei seiner entschiedenen Popularität, wie es scheint, nur von ihm abgehangen, auch unter die Zahl „Derjenigen, die ihn in die Bresche berufen," einzutreten, indem er bei Pfizers schwerer Erkrankung von dem, damals mit ihm in Frankfurt weilenden, Freunde Römer vertraulich befragt wurde, ob er nicht Lust habe, des Erstern Stelle im Ministerium zu übernehmen. Da jedoch der Befragte sogleich entschieden ablehnte, ward der Sache nicht weitre Folge gegeben, und Pfizers Posten durch einen Stellvertreter besetzt.

In der Nationalversammlung sprach Uhland im Ganzen wenig, hielt sich auch zu besserer Bewahrung des eigenen Standpunktes, aber vielleicht nicht immer zum Vortheil gehöriger Einsicht in die Situation des Augenblicks, von jedem Klubb fern, und wohnte nur kurz vor der Verlegung nach Stuttgart einigemale als eingeführter Gast den Zusammenkünften in Westendhall bei. In der Paulskirche selbst hatte er seinen Platz auf der äußersten Linken des linken Centrums genommen.

Bei der Wahl des Reichsverwesers war Uhland — so hatte es ein ominöser Zufall bei Vertheilung der Abstimmenden in sechzehn Serien gewollt — Derjenige, der zuletzt seine Stimme abgab. Nur ein während des Stimmens nicht da Gewesener votirte noch nach ihm. Als der Vorsitzende als Ergebniß der Abstimmung den Erzherzog Johann von Oesterreich verkündete, erscholl aus der Versammlung und von den Galerien ein dreimaliges, weit tönendes Lebehoch, alle Glocken läuteten und die Kanonen fingen an zu donnern: — aber Uhland hatte nicht für den Erzherzog, sondern für einen Nichtfürsten, den Präsidenten von Gagern, gestimmt, obwohl er nicht zu dessen politischen Freunden gehörte! Allem Ansehen nach leitete ihn dabei der Gedanke, daß derselbe den zu solcher Stelle erforderlichen Nachdruck in der öffentlichen Meinung durch die moralische Macht der hinter ihm stehenden Nationalversammlung bekommen, mit andern Worten, daß die letztere es eigentlich sei, welche herrschen würde. Sprach er sich somit schon hier entschieden für das demokratische Prinzip aus, dessen augenblickliche Macht über das dynastische er durch die Rath-

losigkeit, worin sich die deutschen Höfe beim Beginn der Versammlung befanden, aufs Stärkste empfunden haben mochte, so war er doch weit entfernt, je bis zu den äußersten Konsequenzen des erstern schreiten zu wollen: die vom Volk Gewählten, nie und nirgends das unvermittelte Volk selbst, sollten nach seiner Ansicht regieren. Selbst den Grundsatz unvermittelter Wahlen zur Nationalversammlung wollte er, wie wir eben gesehen, nicht in jedem deutschen Staat durchgeführt wissen, und war bis zum Tod für ein politisches Handeln der Menge, als solcher, keineswegs eingenommen. Noch im Jahr 1859 äußerte er gegen den Zusammentritt vaterländischer Versammlungen und Vereine das Bedenken, daß dabei denn doch gar viele Unklarheit mit unterlaufe; mehr die Zerrissenheit, als die Einigkeit der Deutschen trete bei solchen Anlässen an den Tag; er ziehe das Wirken durch die Presse und durch öffentliche Organe, wie Abgeordnetenkammern, vor. Auch am Nationalverein billigte er, in noch späterer Zeit, nur, daß er Bewegung in die vaterländischen Interessen bringe.

Bei der Berathung über die Stellung Oesterreichs zu Deutschland sprach sich Uhland, am 26. Oktober 1848, also aus:

„Meine Herren! Wir sind hieher gesandt, die deutsche Einheit zu gründen; wir sind nicht gesandt, um große Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutschland abzulösen, Gebiete, welche durch Jahrhunderte deutsches Reichsland gewesen, welche auch in den trüben Tagen des deutschen Bundes deutsches Bundesland waren. Nur die Fremdherrschaft, nur die Zeit der tiefsten Schmach hat Deutschland zerrissen; jetzt aber soll der

Tag der Freiheit, der Tag der Ehre aufgehen, und jetzt steht es uns nicht an, mit eigenen Händen das Vaterland zu verstümmeln.

„Als den Beschlüssen des Vorparlaments gemäß, und in Folge der entsprechenden Ausschreiben der österreichischen Regierung, das deutsche Volk in Oesterreich seine Abgeordneten nach Frankfurt wählte, hat es diese nicht gewählt, um durch sie lediglich ein völkerrechtliches Bündniß abschließen zu lassen. Dazu schickt man nicht anderthalbhundert Abgeordnete, man schickt einen diplomatischen Unterhändler. Oesterreich hat seine Vertreter gewählt zum Werke der Einigung, und in diesem Geiste haben auch die österreichischen Abgeordneten seit fünf Monaten mit uns getagt und beschlossen im Sinne des neuen deutschen Bundesstaats; aber nicht blos in diesem Sinne und Geiste, nein, sie haben auch mit uns das Wort gesetzgebend ausgesprochen. Das Gesetz vom 28. Juni über Einführung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland sagt im zweiten Artikel wörtlich und ausdrücklich: die neue Centralbehörde habe die Vollziehungsgewalt zu üben „in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen.“ Im Gegensatz dazu sagt der 13. Artikel: „Mit dem Eintreten der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf.“ Der Staatenbund ist also hinabgesunken mit seinem Organe, dem Bundestag, und der Bundesstaat ist heraufgestiegen.

„Dieses Gesetz ist von allen deutschen Regierungen anerkannt und verkündet, und in Folge dessen ist ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses zum Reichsverweser gewählt worden, ein Mitglied dieses Regentenhauses, welches eben in Oesterreich selbst sich in einer höchst wichtigen Stellung befand; diese

aber mit Zustimmung des Reichsoberhauptes aufgab und in die Stelle des Reichsverwesers, an die Spitze des deutschen Bundesstaates eintrat. Hienach besteht der Bundesstaat anerkannt und gesetzlich. Der Verfassungsentwurf ist bestimmt, diesen politischen Grundsatz des Bundesstaates ins Leben zu führen, ihn durchzuführen in der Gliederung und Ordnung des neuen Staates. Mag die durch das Gesetz vom 28. Juni geschaffene Centralgewalt auch nur eine provisorische sein, der Grundsatz, auf welchem sie beruht, ist ein definitiver, er ist ebenso endgiltig, als die Bestimmung jenes Gesetzes, daß der Bundestag aufgehoben sei, denn dieser ist definitiv, nicht provisorisch aufgehoben.

„Zur Durchführung dieses Grundsatzes nun sind die beiden §§. 2 und 3 bestimmt, in deren Berathung wir jetzt begriffen sind, und jetzt erst, bei dieser Berathung, wird an dem Grundsatze des Bundesstaates gerüttelt, jetzt will man uns, statt der wahren Einigung, den innigsten Anschluß Oesterreichs im Wege eines völkerrechtlichen Bündnisses anbieten! Ein solches Bündniß, meine Herren, ist die Bruderhand zum Abschiede. Es ist mir aus den Vorträgen der Redner, welche gegen den Entwurf gesprochen haben, nicht ganz klar geworden, daß das bisherige Verhältniß des österreichischen Regentenhauses zu den einzelnen Reichen und Provinzen mit dem vom Verfassungsentwurf angenommenen Systeme der Personalunion in so tiefem und unversöhnlichem Gegensatz stehe. Aber Das ist mir klar geworden, daß die politische Staatenbildung der pragmatischen Sanktion eine ganz andere war, als diejenige, welche jetzt in Oesterreich beabsichtigt wird. Das politische System der pragmatischen Sanktion ist das dynastisch-monarchische. An der Spitze dieses Systems stand eine neue deutsche Dynastie, die mächtigste deutsche Dynastie, diejenige, welche die deutsche Reichskrone

trug. In der Hand dieses deutschen Hauses war allerdings das Scepter ein mächtiges; hier war die angestammte Art des Kaiserstammes eine einflußreiche auf alle unter ihm vereinigte Lande. Aber jetzt ist dieses dynastische System zur Neige gegangen, die großen Hebel der jetzigen europäischen Bewegung aber, der politische und der nationale, sie würden nach dem neuen Plan in die Hand eines nichtdeutschen Stammes gelegt werden. Schon die Zusammensetzung der konstitutionellen Versammlung in Wien gibt Dies zu erkennen: diese beiden Hebel würden in die Hände der slavischen Mehrzahl gelegt werden, politisch durch die parlamentarische Mehrheit, und national durch die hinter ihr stehende Volksmasse, eine Volksmasse, in der, wie es jetzt bei allen slavischen Stämmen, und das mit Recht, der Fall, das Nationalgefühl hoch aufgeglüht ist.

„Und was soll nun die Stellung der deutschen Minderzahl sein in diesem Neustaate, der von der Art und Weise der pragmatischen Sanktion gar nichts an sich hat? Das Kaiserhaus, die Dynastie als deutsche, was kann sie ihnen helfen, und was kann ihnen der lockere völkerrechtliche Faden helfen, den man zu uns nach Deutschland hinüberfliegen lassen will? Man hat wohl gesagt: Oesterreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Osten hin mächtig zu sein, nach dem Osten Aufklärung und Gesittung zu tragen. Aber wie kann das deutsche Oesterreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt ist? Mag immerhin Oesterreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, es hat einen näheren, höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands!

Oesterreich ist mit uns gewesen im deutschen Bunde; wie auf ihm selbst, hat auf uns, auf allen Zuckungen der Freiheit in

den einzelnen deutschen Staaten, der Druck der österreichischen Diplomatie gelastet: wir hätten dennoch Oesterreich nicht losgelassen; wir wußten, was wir ihm verdankten. Aber jetzt soll Oesterreich von uns losgerissen werden? jetzt, wo es eben jung wie ein Adler, mit den frischen Wunden der März- und Maikämpfe zu uns herangetreten ist, um den neuen Bund der Freiheit zu schließen? Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut gelöscht sei — Oesterreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit, Oesterreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche! Meine Herren, Sie haben kaum erst ein Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit der Abgeordneten gemacht: wollen Sie zustimmen, daß anderthalbhundert deutsch-österreichische Volksvertreter vor Ihren Augen hinweggeführt werden in die Verbannung?

„So viel von den Anträgen, welche statt des Bundesstaates uns ein völkerrechtliches Bündniß mit Oesterreich vorschlugen. Nun einige Worte noch über diejenigen Vorschläge, welche auf die Verschiebung abzielen. Ich habe einen entgegengesetzten Antrag, einen Antrag auf Beschleunigung übergeben, welcher so lautet:

„die Nationalversammlung möge die §§. 2 und 3 des Entwurfs von der zweiten Berathung ausnehmen und dieselben, unbeschadet der Aufnahme in die Reichsverfassung, sogleich zum definitiven Beschluß erheben."

„Meine Herren! Es haben alle diejenigen Redner, welche überhaupt für die Bestimmungen des Entwurfes sich erklärt haben, auch die Wichtigkeit eines gleichbaldigen Entschlusses anerkannt, und wirklich ist die Lage dringlich. Mitten in der Zerrüttung, in der sich jetzt Oesterreich befindet, sind doch Hof und Reichstag noch einverstanden, es hat sich zwischen ihnen

keinerlei Mißklang in Beziehung auf Dasjenige gezeigt, was für Deutschland gefährlich ist in Beziehung auf die Gründung eines neuen Reiches, in welchem die deutsche Bevölkerung eine völlig untergeordnete wäre. Die Reichsgewalt hat Kommissäre nach Oesterreich gesandt, um die dortigen Kämpfe zu versöhnen, um die deutschen Interessen zu wahren, aber wenn die deutschen Interessen gewahrt sein sollen, so müssen die Kommissäre des Reiches wissen: welches ist die Stellung, welche die gesetzgebende Gewalt Deutschlands sich geben will zu den deutsch-österreichischen Staaten. Diplomatische Verhandlungen sind gefährlich, wenn sie keine feste Grundlage haben. Nach dem gewöhnlichen Gange der Berathung würden die §§. 2 und 3 zu einer nochmaligen Lesung kommen, allein Dies kann doch dem bisherigen Verlaufe nach erst in einigen Monaten statt finden, und so bliebe die Frage von der größten Wichtigkeit eine schwebende: darum habe ich meinen Antrag gestellt; er ist lediglich ein eventueller; erst wenn die Bestimmungen der beiden §§. zum Beschluß erhoben werden, würde er an die Ordnung kommen, und ob ich gleich große Wichtigkeit darauf lege, daß sogleich beschlossen werde, behalte ich mir dennoch vor, nach Umständen den Antrag zurückzuziehen, wenn ich befürchten müßte, daß eine Nebenabstimmung der Hauptabstimmung Nachtheil zufügen könnte, zurückziehen in der Hoffnung, daß die Nationalversammlung mit großer Mehrheit die Anträge des Verfassungs-Ausschusses zu ihrem Beschlusse erheben werde, und im Vertrauen, daß so wichtige Beschlüsse, auch wenn eine zweite Lesung stattfindet, dennoch unwiderrufliche sind. Man kann für die Verschiebung anführen, daß gegenwärtig in Oesterreich, und von da aus im übrigen Deutschland große Gährung herrsche; ich glaube nicht, daß dieser Grund stichhaltig ist: diejenigen Beschlüsse sind immer die besten, wahrhaft praktischen,

die an der brennenden Sachlage angezündet sind. Heilsame Gährung, die endlich unser langwieriges Verfassungswerk zur Klärung brächte! Eben weil es gährt, müssen wir die Form bereit halten, in die das siedende Metall sich ergießen kann, damit die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige!"

Als die Verhandlung über das zu erwählende Reichsoberhaupt eröffnet worden, stimmte Uhland, am 19. Januar 1849, zunächst für den Antrag:

„Die Ausübung der Reichsgewalt wird einem Reichsoberhaupt übertragen; wählbar ist jeder Deutsche" (Fürst oder Nichtfürst).

und erklärte sich, nachdem dieser Vorschlag durch sehr bedeutende Mehrzahl verworfen worden, gegen den Antrag:

„Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen,"

eine Proposition, die jedoch mit 258 gegen 211 Stimmen „unter stürmischem, anhaltenden Beifall auf der Rechten und im Centrum" angenommen wurde. Sofort hielt er in der nächsten Sitzung, am 23. Januar, wo über zeitweilige oder dauernde Wahl des Reichsoberhauptes zu entscheiden war, jene viel berufene Rede, die wir hier abermals dem ganzen Inhalte nach folgen lassen:

„Ich erkläre mich für periodische Wahl des Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung. In voriger Sitzung habe ich, ohne Aussicht auf Erfolg, für den weitesten Kreis der Wählbarkeit gestimmt und folgerichtig auch gegen denjenigen Paragraph des Entwurfs, vermöge dessen nur regierende Fürsten zu dieser Würde berufen werden können. Nachdem der

Beschluß gefaßt worden, wie er lautet, bleibt mir übrig, für Anträge zu stimmen, welche gegen die Erblichkeit und eben damit gegen die Bevorrechtung eines einzelnen Staates und Stammes, so wie gegen den Ausschluß Oesterreichs gerichtet sind, vor Allem für das vierte Erachten, die Wahl auf sechs Jahre. Ich werde Sie mit keiner langen Rede hinhalten, mein Vorhaben ist einzig, jetzt, da wir vor dem Schlußstein des Verfassungswerkes stehen, an den Grund desselben, an unsern eigenen Ursprung zu erinnern; dessen Gedächtniß mir nicht überall mehr lebendig zu sein scheint."

„Es ist in diesen Tagen wiederholt von Jugendträumen gesprochen worden; ich gestehe meines Theils, es verfolgt mich noch immer ein Traum, der Frühlingstraum des Jahrs 1848. Die von einem Theil des Ausschusses angetragene Erblichkeit und die damit zusammenhängende Unverantwortlichkeit ist eine Anwendung der Grundsätze des in den deutschen Einzelstaaten durchgeführten Systems der konstitutionellen Monarchie auf die neu zu gründende Würde des Reichsoberhauptes. Ich will die Verdienste dieser Staatsform nicht herabsetzen, ihre geschichtlichen Leistungen und ihre Nützlichkeit für die Gegenwart, aber ich kann auch eine Schattenseite derselben nicht unberührt lassen, die ich gerade da erblicke, wo die reine Lehre den Lichtpunkt derselben findet. Der unverantwortliche, erbliche Monarch ist ein personificirter Begriff der einheitlichen und stätigen Staatsgewalt, ein allegorisches Wesen, eine Fiktion des Regierens, keine natürliche Wahrheit. Da er nicht vermöge seiner persönlichen Eigenschaften, sondern durch das Erbfolgerecht zur Gewalt berufen ist, so müssen für den rechten Gebrauch dieser Gewalt verantwortliche Räthe einstehen. Unter dieser Bevormundung kann ein selbständiger Karakter schwer gedeihen, und wenn solche Karaktere sich fühlen, wenn sie aus der lästigen Stellung

eines „lebenden Gemäldes“ hervorbrechen wollen, so kommen sie mit dem konstitutionellen Rahmen in Widerstoß. Das System der konstitutionellen Monarchie hat sich in England geschichtlich herangebildet, hat von da aus weitere Pflanzungen gegründet, und ist sodann von der Doktrin als das einzig richtige für alle Zeit festgestellt worden. Ursprünglich deutsch ist diese Staatsform nicht. Die deutschen Wahlkönige, erblich so lange das Geschlecht tüchtig war, fallen nicht unter dieselbe. Es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten, mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen. Der Mißstand, den ich berührte, hat sich in der obschwebenden Verhandlung auf merkwürdige Weise herausgestellt. Ein Redner hat angeführt, daß der König von Sachsen durch sein verantwortliches Ministerium behindert sei, seine ursprüngliche und auch jetzt nicht zu bezweifelnde deutsche Gesinnung zu Gunsten einer preußisch-deutschen Erbmonarchie wirksam zu machen. Also diejenige Form, durch welche ein Regent gehindert ist, seine hochherzigen Entschließungen auszuführen, eben diese Form wird uns jetzt als die für ganz Deutschland angemessene dringend empfohlen, von demselben Redner lebhaft angerühmt!“

„Eine mächtige Volkserhebung muß sich aus ihrem eigenen Geiste die ihr angemessene Form schaffen. Wenn neulich behauptet worden, es sei ein Widerspruch, die Monarchie in den Zweigen zu erhalten, und im Gipfel zu entbehren, so glaub' ich diesem Widerspruch einen andern entgegen halten zu können. Ist denn unsere politische Neugestaltung von der monarchischen, dynastischen, aristokratischen Seite des bisherigen deutschen Staatslebens ausgegangen? Nein! unbestritten von der demokratischen! Die Wurzel also ist eine demokratische, der Gipfel aber schießt nicht von den Zweigen,

sondern aus der Wurzel empor. Das wäre dem natürlichen Wachsthum der neu erstehenden deutschen Eiche nicht gemäß, wenn wir ihrem Gipfel ein Brutnest erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten! Wollte man, der Systematik wegen, verlangen, daß der einzelne Theil mit dem Ganzen durchaus einstimmen müsse, was ich nicht für nöthig halte, so würde daraus nicht folgen, daß das Neue sich dem Alten fügen müsse, vielmehr umgekehrt. Ich bin aber auch der Meinung, daß die Staatsformen oft in der Wirklichkeit nicht so weit aus einander liegen, als in der Theorie und im Feldgeschrei des Tages. So werden durch Aufhebung der politischen Standesvorrechte und Einführung freisinniger Wahlgesetze die Verfassungen der einzelnen deutschen Staaten den demokratischen Forderungen der Neuzeit näher rücken. Ich spreche, wie gesagt, nicht gegen Fortbestand der konstitutionell monarchischen Verfassungen, aber davon bin ich nicht überzeugt, daß diese Staatsform mit ihren herkömmlichen Regeln für eine gänzlich neue, umfassende Schöpfung, für die Verfassung des deutschen Gesammtvaterlandes, triebkräftig und maßgebend sein könne. Ich gestehe, einmal geträumt zu haben, daß der großartige Aufschwung der deutschen Nation auch bedeutende politische Karaktere hervorrufen werde, und daß hinfort nur die Hervorragendsten an der Spitze des deutschen Gesammtstaates stehen werden. Dies ist nur möglich durch Wahl, nicht durch Erbgang. Hier war freies Feld, hier offene Bahn für wahre und kühne Gedanken, und ich glaube, daß das deutsche Volk für solche Gedanken empfänglich ist."

„Man wendet wohl ein: was vermag ein einzelner Mann ohne Hausmacht, ohne dynastischen Glanz? Aber in jener Zeit, als wir noch im deutschen Volk einen vollern Rückhalt hatten, als die Staatsmänner noch nicht darauf verzichten mußten,

Volksmänner zu sein, wenn wir damals einen Mann gewählt hätten, einen solchen, der in der ganzen Größe bürgerlicher Einfachheit durch den Adel freierer Gesinnung auch die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenschaft in die rechte Strömung zu lenken verstanden hätte, gewiß einem solchen wäre das gesammte deutsche Volk eine Hausmacht gewesen! Ein Hauch jenes ursprünglichen Geistes gab sich noch kund in dem Beschluß der Volksvertretung, lediglich aus der ihr vom Volk verliehenen Macht einen Reichsverweser zu wählen. Ein Fürst wurde gewählt, nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst war. Beigefügt war aber die Unverantwortlichkeit, und somit bereits in die konstitutionelle Dichtung eingelenkt. Besonders in Folge dieser Verbindung habe ich nicht für einen Fürsten gestimmt; ich sah schon den doktrinären Erbkaiser auftauchen, dessen Widersacher ich war, als er noch bei den Siebzehnern in den Windeln lag, und der mir auch nicht lieber geworden ist, nun er ernstliche Versuche macht, auf den deutschen Thronsessel zu klettern.“

„Seit jener Wahl ist die Stimmung weiter zurückgegangen, und der neueste Beschluß beschränkt dieselbe auf die regierenden Fürsten. Diese Beschränkung kann allerdings so gefaßt werden, daß die regierenden Fürsten eben vermöge ihres Regentenberufes, nicht in ihrer dynastischen Eigenschaft, zur Oberhauptswürde würden gelangen können, denn andere Mitglieder der dynastischen Geschlechter sind ausgeschlossen. Das Wahlrecht in sich ist noch vorhanden, aber allerdings der Kreis der zu Wählenden um Vieles verengt. Es ist auch die periodische Wahl Dasjenige, wodurch der äußerste Partikularismus noch beseitigt werden kann, der Partikularismus, durch welchen Ein Fürstenhaus und Ein Einzelstaat als Volk Gottes für immer über die Andern gestellt wird, welche eben damit, wie der Herr

Berichterstatter sich glücklich ausgedrückt hat, in das Verhältniß des Dienens treten würden. Die einmalige Wahl, vermöge welcher das zum Oberhaupt gewählte Oberhaupt die Würde vererben würde, diese erste Wahl ist ein letzter Wille, ein besonders feierlicher Verzicht auf das Wahlrecht. Ich hoffe, Sie werden diesen Verzicht nicht aussprechen; er steht im Widerspruch mit dem Geiste, durch den Sie hierher gerufen sind. Die Revolution und ein Erbkaiser — das ist ein Jüngling mit grauen Haaren!"

„Ich lege noch meine Hand auf die alte, offene Wunde, den Ausschluß Oesterreichs. Ausschluß, das ist doch das aufrichtige Wort; denn wenn ein deutsches Erbkaiserthum ohne Oesterreich beschlossen wird, so ist nicht abzusehen, wie irgend einmal Oesterreich noch zu Deutschland treten werde. Auch hier glaub' ich an die erste Zeit erinnern zu müssen. Als man Schleswig erobern wollte, wer hätte da gedacht, daß man Oesterreich preisgeben würde? Als die österreichischen Abgesandten mit den deutschen Fahnen und den Waffen des Freiheitskampfes in die Versammlung des Fünfziger-Ausschusses einzogen und mit lautem Jubel begrüßt wurden, wem hätte da geträumt, daß vor Jahresablauf die österreichischen Abgeordneten ohne Sang und Klang aus den Thoren der Paulskirche abziehen sollten? Die deutsche Einheit soll geschaffen werden; diese Einheit ist aber nicht eine Ziffer; sonst könnte man fort und fort den Reichsapfel abschälen, bis zuletzt Deutschland in Lichtenstein aufginge. Eine wahre Einigung muß alle deutschen Ländergebiete zusammenfassen. Das ist eine stümperhafte Einheit, die ein Drittheil der deutschen Länder außerhalb der Einigung läßt!"

„Daß es schwierig, Oesterreich mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, wissen wir Alle; aber es scheint Manche nehmen es auch zu leicht, auf Oesterreich zu verzichten. Manch-

mal, wenn in diesem Saal österreichische Abgeordnete sprachen, und wenn sie gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tyrolerbergen vernähme oder das adriatische Meer rauschen hörte. Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Oesterreich von uns ausgeschieden ist! Die westlichen (?) Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer. Es genügt nicht, staatsmännische Pläne auszusinnen und abzumessen; man muß sich in die Anschauung, in das Land selbst versetzen, man muß sich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutsch-Oesterreichs. Welche Einbuße wir an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, das ist hinreichend erörtert; ich füge nur Eines bei: Deutschland würde ärmer um alle die Kraft des Geistes und Gemüthes, die in einer deutschen Bevölkerung von acht Millionen lebendig ist. Ich glaube, daß wenn wir mit einem Bundesstaat ohne Oesterreich nach Hause kommen, unser Werk nicht überall wird gelobt werden; ich glaube Dies namentlich von dem südlichen Deutschland sagen zu können, wo zwischen der dortigen Bevölkerung und der österreichischen eine nahe Verwandtschaft der Naturanlagen und der geschichtlichen Erinnerungen obwaltet. Schonen Sie das Volksgefühl!"

„Ich werde gegen meinen Landsmann, der vor mir gesprochen" (Rümelin von Nürtingen, der für ein preußisches Erbkaiserthum das Wort genommen) „keinen Bürgerkrieg führen, aber ich glaube doch sagen zu können, daß auch meine Gesinnung in dieser Beziehung nicht in der Luft hängt. Wir wollen, meine Herren, — gestatten Sie zum letztenmal! — einen Dombau. Wenn unsere alten Meister ihre riesenhaften Münster aufführten, der Vollendung des kühnen Werkes ungewiß, so bauten sie den einen Thurm, und für den andern legten sie den Sockel, — der Thurm Preußen ragt hoch auf, wahren wir die

Stelle für den Thurm Oesterreich! Der Thurmspitzen haben wir freilich eine große Zahl . . . . ich will mich anders fassen. Mitten in der Zerrissenheit dieser Versammlung war mir Das ein erhebendes Gefühl, daß, so sehr wir uns oft gegen einander aufbäumen, wir dennoch durch das nicht mehr zu brechende, im Volksbewußtsein gefestigte Gebot der deutschen Einheit wie mit eisernen Banden zusammengeschmiedet sind; trennen Sie Oesterreich ab, so ist das Band zerschlagen. Zum Schluß, meine Herren: verwerfen Sie die Erblichkeit; schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat; stoßen Sie Oesterreich nicht ab; retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt. Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbet ist!"

Wem, Der diese Rede liest, wird das Herz nicht höher schlagen? Aber ein Staatsmann haben wir schon früher gesagt, war Uhland nicht. Hier, zum ersten und einzigen Mal, hatte der Genius Deutschlands nicht da seinen Platz, wo Jener den seinigen genommen. Großsinnig, wie Alexander, warf er das Reich dem Würdigsten hin, aber wie Alexanders Ausspruch würde der seinige, wäre ihm Folge gegeben worden, zur Zerstückelung des Reiches, würde gerade zu Dem, was der Redner verhüten wollte, geführt haben. Etwas zwar, setzen wir diesen Worten, die wir bereits im Nekrolog des Schwäbischen Merkur gebraucht, bei, etwas wird allerdings zugegeben werden müssen: Das, wodurch Deutschland zu einem seiner selbst würdigen Standpunkt, zu dem Standpunkt, welchen die fortgeschrittene Zeit von den Deutschen fordert, gelangen kann, ist zuletzt nur

das demokratische Element, — das Element, das immer lauter, immer dringender Einheit der Nation, sei es unter was immer für einer Form will, das Element, das augenfällig im Wachsen begriffen, das selbst durch die nach 1849 eingetretene Reaktion stärker geworden ist, und durch welches eben jetzt die allgemeine, begeisterte Verehrung, die man dem hingeschiedenen Dichter und Vaterlandsfreunde zollt, sich unwillkürlich zur Demonstration eines Strebens nach staatlicher Verbrüderung gestaltet. Dieses Element wird, wenn es sich nicht überstürzt, vielleicht zu einer gründlichen Verschmelzung der einander bis jetzt bekämpfenden Interessen führen, das ihm entgegenstehende aristokratische und dynastische niemals, falls es nicht durch die moralische Macht des erstern gezwungen wird! Aber ist dieses Element jetzt, und war es im Jahr 1849 schon geistig reif, war es vor Allem schon von Partikularismus frei, einig und mächtig genug, um ihm allein (wenn auch nur in Person der Reichstags-Abgeordneten) die Initiative zuzuweisen? Und noch mehr: war ein Wahlkaiser, ja vollends einer der alle sechs Jahre neu gewählt wird, der passende Träger solcher Initiative? Wenn, wie der Redner sagt, ein zur Zeit des höchsten Aufschwungs zum Reichsoberhaupt gewählter Mann „ohne Hausmacht, ohne dynastischen Glanz", ja selbst aus bürgerlichem Stamm entsprossen, dennoch allen Thronen imponirt, und „das ganze deutsche Volk zur Hausmacht gehabt haben würde", — glaubte Jener denn, ein solcher Aufschwung werde immer fortdauern? Mußte er nicht anerkennen, daß derselbe schon im Augenblick, wo jene Worte gesprochen wurden, abgenommen?

hatten den Redner seine langen Erfahrungen in der würtembergischen Volkskammer nicht über die Wandelbarkeit solcher Erregung belehrt? Erinnerte er sich seiner eigenen Worte im Herzog Ernst nicht?

> Du mußt auf Das nur bau'n,
> Was in der menschlichen Natur beruht,
> In der Gewalten ew'gem Gegensatz,
> Der unter allen Formen wiederkehrt.
> . . . .
> Die Herzensregung, die Begeistrung weicht!

Gedachte er nicht der Worte in Ludwig der Baier:

> Doch wer als Kaiser sich behaupten will,
> Der prüfe wohl, was zu Gebot ihm stehe.
> Mir ist ein schmales Erbe zugefallen,
> Und meine Mittel hat der Krieg verzehrt.

Oder wenn er der Ansicht war, jener „großartige Aufschwung der deutschen Nation werde auch bedeutende politische Karaktere hervorrufen, und nur die Hervorragendsten würden fortan an der Spitze des deutschen Gesammtstaates stehen", glaubte er denn im Ernst, ein solcher gewaltige Karakter, „der die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenschaft in die rechte Strömung zu lenken verstanden hätte", würde sich einer zweiten und dritten Wahl unterwerfen, gesetzt er habe die Wahl nicht vorher — unnöthig zu machen verstanden, und die hinausgeworfene Erblichkeit schleiche sich somit durch eine Hinterthür doch wieder herein?

In der That könnte man auf den Gedanken kommen, Uhland habe mit seinem Vorschlag der Wählbarkeit, mit

seiner Abneigung gegen ein konstitutionelles Kaiserthum, „unter dessen Bevormundung ein selbständiger Karakter schwer gedeihen könne", — (ein Vorwurf, welcher sich allerdings gegen die von der Nationalversammlung festgesetzte ausnehmende Beschränkung des projektirten Reichsoberhauptes erheben lassen dürfte!) — er habe, sagen wir, damit eigentlich nur wieder eine jener „kernhaften Gestalten mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen", die „erblich waren, so lange das Geschlecht tüchtig" blieb, auf den Thron bringen wollen. Aber die Abneigung gegen ein Erbkaiserthum scheint zu tief bei ihm gewurzelt zu haben — sie tritt, wenn nicht Alles täuscht, schon in dem dreißig Jahre vorher erschienenen Trauerspiel Herzog Ernst ziemlich unverdeckt hervor — als daß man annehmen könnte, er habe irgendwie für ein solches zu wirken gestrebt. Eher dürften zwei andere Gedanken den Ausschlag bei ihm gegeben haben.

Einerseits vermochte er in dem damaligen König von Preußen durchaus nicht die für einen Kaiser von Deutschland geeignete Persönlichkeit zu erkennen, andererseits wollte er die österreichischen und nebenher die bairischen Abgeordneten, welche der großen Mehrzahl nach gegen ein preußisches Erbkaiserthum waren, der deutschen Sache erhalten wissen. Er glaubte die Bewegung für den König von Preußen sei eine künstliche, für die Dauer nicht stichhaltige, bei Manchen nur durch die Theilnahme an Schleswig-Holstein hervorgerufene, indem sich durch ein preußisches Oberhaupt deutscher Nation noch am ehesten Hilfe für jenen unglücklichen Bruderstamm erwarten ließ. — Daß jene Be-

wegung mehr aus Ueberlegung, als aus eigentlichem Drang der Herzen, wie der Umstände, hervorgegangen, daß sie genöthigt war, an die Stelle der Idee des für das deutsche Kaiserthum sehr geeigneten Oberhauptes von Preußen, die ungeeignete Person des eben regierenden Königs zu setzen, und daß sie insofern vielleicht keine eigentlich fortbildende Lebenskraft in sich trug, stand freilich nicht zu bestreiten, und es bleibt nur die Frage, ob denn der Vorschlag Uhlands in seinen eigenen Augen wirklich ein lebenskräftigerer, für die Dauer haltbarerer gewesen? Hier scheint aber, wenn man sich die Gründe klar machen will, welche Jenen wenigstens für den Augenblick einem solchen Ausweg zuneigten, noch ein besonderes Moment mit in Betracht gezogen werden zu müssen.

In Frankreich war die Republik verkündet worden. Uhland, gesetzt er, für seine Person, habe diese Staatsform auch als die der Menschheit würdigste angesehen, sah sie doch ohne Zweifel nicht als die für das jetzige Deutschland geeignetste an. Wohl aber war er, wie aus Allem geschlossen werden muß, für eine dem Freistaat sich möglichst annähernde monarchische Verfassung der deutschen Nation; für eine Krone, die, wie der alte Lafayette schon achtzehn Jahre vorher in Bezug auf die französische gesagt hatte, von republikanischen Institutionen getragen werden sollte. Daher blieb denn, als Uhland nach Frankfurt gekommen, die an sich wohl begründete, aber auch berechnete und zur Schau getragene Verehrung, welche ihm von der ausgesprochenen Linken, selbst der äußersten, zufiel, nicht ohne Einfluß auf seine Ansichten oder doch auf deren laute Aeußerung,

und hatte ihn, nach dem Ausdruck eines Freundes, der, selbst Mitglied der Nationalversammlung, sich damals in täglichem Verkehr mit ihm befand, „bald moralisch zu einer gewissen solidarischen Verbindlichkeit gegenüber von jener Partei gedrängt“, wie denn dieselbe in ihren Reihen allerdings mehr als Einen Mann zählte, welcher dem politischen Idealismus Uhlands ziemlich nahe stand. Die lebendige, nationale Berechtigung der Idee, von welcher die Partei ausging, trat ihm näher und traf, wenn er auch keineswegs mit den Beweggründen, welche Diesen oder Jenen zum Anschluß an dieselbe getrieben, oder mit den Mitteln einverstanden war, wodurch Mancher die Idee in's Leben einzuführen strebte, in seinem Busen auf verwandte Saiten, — auf Saiten, die dort längst im Stillen für ihn selbst getönt und Lieder von der „Versunkenen Krone“* gespielt haben mochten, denen er aber bis jetzt der Nation gegenüber Stimme zu geben nicht für zweckmäßig gehalten. „Natürlich“, fährt die uns gewordene Mittheilung fort, „brauchte diese Ansicht so lange nicht besonders zu Tag zu treten, als man noch nicht bei der Nothwendigkeit angelangt war, sich prinzipiell auszusprechen. Dieser Augenblick kam mit der Oberhauptsfrage. Daher jetzt das Wort von der Salbung mit dem Tropfen demokratischen Oeles.“**

---

* Vgl. das so betitelte Uhland'sche Gedicht.

** Es ist bemerkenswerth, wie weit dieses von Uhland hier gebrauchte Bild sich verbreitet hat. Das mazzinistische italienische Blatt Unita Italiana vom 10. März d. J. (s. Allg. Ztg. vom 17. März 1863) sagt in einem gegen die polenfeindliche Gesinnung der preußischen Regierung gerichteten Artikel, dessen sonstige Würdigung natürlich nicht

Jedenfalls ward Uhland durch die Ansichten, welche er bei der Abstimmung über das Reichsoberhaupt zur Sprache gebracht, immer mehr der eigentlich Linken zugetrieben, in welcher Folge er einmal sogar seinen Sitz auf den (vom linken Centrum durch einen schmalen Gang geschiedenen) Bänken derselben nahm, und sich erst nach einigen Tagen bewogen fand, wieder zum alten Platz zurückzukehren.* — Noch bezeichnender aber fast für ihn ist, daß er mit dem eben erwähnten Freunde, welcher seit einer langen Reihe von Jahren in vertrautem Umgang mit ihm gestanden, als derselbe für das preußische Erbkaiserthum stimmte, jeden nähern Verkehr abbrach, und sich erst nach dem Schluß des Parlamentes wieder versöhnte. So tiefer, die ganze Seele aufregender Ernst war es ihm also jedenfalls, wenn nicht mit einem Wahlreich selbst, doch mit Dem, was er für die nächste Zukunft durch solchen Vorschlag erstrebte — mit der unzersplitterten Einheit und mit der, auch für die Zukunft zu rettenden, politischen Selbstberech-

---

hieher gehört: „Nein, Preußen, dir gebührt nicht die Ehre an der Spitze des geeinigten Deutschlands zu stehen..... Deine Junkerstirn ist nicht mit dem Oel gesalbt, womit die Häupter der Nationen auserwählt werden!" — Es wäre ein wunderbarer Zufall, wenn diese Worte nicht durch jenes Wort Uhlands hervorgerufen sein sollten.

* Es ist uns versichert worden, diese Rückkehr habe in Folge eines auf Uhlands neuen Sitz gelegten Zettels stattgefunden, auf welchen die Worte geschrieben gewesen: „Sie gehören nicht zu uns; kehren Sie auf den alten Platz zurück." Da die Quelle, aus welcher uns diese Nachricht zukommt, keinen Zweifel an deren Richtigkeit zuläßt, muß angenommen werden, der Schreiber jener Worte sei von der Taktik seiner eigenen Partei nicht unterrichtet gewesen, oder habe diese Taktik aus irgend einem Grund nicht beachtet.

tigung der deutschen Nation. Aus derselben wollte er das demokratische Element so wenig ausgeschlossen haben, als die Provinzen von Deutsch-Oesterreich; er selbst war im Innersten vielleicht der Ansicht, das monarchische Prinzip habe sich in Deutschland überlebt, aber vorgreifen wollte er seinerseits der staatlichen Lebensentwickelung ebenfalls nicht. Würde sich aus der provisorischen Maßregel einer Elektiv-Monarchie mit der Zeit eine Bundes-Republik mit einem alle sechs Jahre neu zu wählenden Präsidenten an der Spitze herausbilden, so hatte er dawider wohl nichts einzuwenden, wie denn einerseits die große, möglichst wenig durch eine Konstitution beschränkte Gewalt, welche er dem Wahlkaiser eingeräumt, andererseits die Verantwortlichkeit, unter welche er denselben gestellt wissen wollte, sehr stark auf das Vorbild eines Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten hinweisen, deren Verfassung er vor der Abreise nach Frankfurt — also noch eh' er mit den Vertretern ähnlicher Ansichten in der Nationalversammlung in Berührung gekommen — aus eigenem Antrieb studirt hatte.

An Haltbarkeit eines monarchischen Wahlreichs für spätere Zeiten glaubte er im Herzen vielleicht so wenig, als die Mehrzahl der entgegengesetzt Stimmenden an Annahme des Erbkaiserthums von Seiten des Königs von Preußen, oder wenigstens an eine Förderung des dem Kaiserthum unterliegenden Gedankens durch Jenen glaubte. Von beiden Seiten konnte man der Gewalt der Umstände nicht gebieten, sondern mußte unerquickliche, die lebendige Begeisterung erstickende Kompromisse mit derselben schließen, und Uhlands Mißgriff war somit, nach unserer Ansicht, wenigstens der, daß

er einen, wenn auch nur auf vorübergehende Zeit absehenden Kompromiß durch Vorschiebung eines Phantoms schloß, durch das die Nation nicht zusammengehalten, sondern zersplittert worden sein würde, wie in Folge des frühern deutschen Wahlreichs die Kraft der Nation als solcher zuletzt völlig auf Null herab sank, Oesterreich und Preußen aber zu gewaltiger Eigenmacht empor wuchsen.

Bei der Kaiserwahl am 28. März erklärte er: „Ich wähle nicht", und am 11. April stimmte er schließlich gegen die ganze Reichsverfassung, wie denn auch sein Name nicht unter den Unterzeichnern derselben steht.

Als gegen Ende Mais die Stellung der Nationalversammlung eine sehr schwierige geworden, verfaßte Uhland im Auftrag des Dreißiger-Ausschusses eine sofort in der Sitzung am 25. jenes Monats angenommene Ansprache an das deutsche Volk, worin es unter Anderem heißt:

„Die Schwierigkeiten, die sich vor uns aufthürmen, kommen theils von außen her durch den Widerstand der fünf mächtigsten Einzelregierungen, und nun auch der von uns selbst in's Leben gerufenen Centralgewalt, gegen Durchführung der endgiltig beschlossenen und verkündeten Reichsverfassung, theils aber, und zumeist, noch aus unserer Mitte durch den massenhaften Austritt derjenigen Mitglieder, die entweder dem Abruf ihrer Regierungen folgen zu müssen vermeinten, oder am Gelingen des Werkes und an allem fruchtbaren Fortwirken der Versammlung verzweifelten. Diesen Hindernissen zum Trotz glauben wir noch immer unsern Bestand und die uns anvertraute Sache aufrecht erhalten zu können..... Den Regierungen, deren Staatsweisheit im vorigen Jahr so macht- und rathlos,

so gänzlich erstarrt war, daß sie jene siebzehn Vertrauensmänner am Bund auffordern mußten, die Initiative eines Verfassungsentwurfes zu ergreifen, und die, nachdem sie wieder warm geworden, uns nicht blos Vereinbarung ansinnen, sondern sogar Oktroyirung in Aussicht stellen, ihnen halten wir beharrlich den schon im Vorparlament geltend gemachten, dann im Anfang unserer Verhandlungen feierlich ausgesprochenen und fortan thatsächlich behaupteten Grundsatz der Nationalsouveränetät entgegen; wir lehnen uns an diejenigen, wenn auch minder mächtigen Staaten an, welche die Beschlüsse unserer Versammlung für bindend und die verkündete Verfassung für rechtsbeständig anerkannt haben. Die neuesten Erfahrungen haben schlagend bewiesen, daß aus einer Vereinbarung von 39 Regierungen, unter sich und mit der Nationalvertretung, dazu noch mit allen Landesversammlungen, niemals eine Reichsverfassung hätte hervorgehen können, und daß die Nationalversammlung, selbst gegen eigene Neigung, das Verfassungswerk hätte in die Hand nehmen müssen, wenn es überhaupt zu Stand kommen sollte."

„Gegenüber der durch unser Gesetz geschaffenen provisorischen Centralgewalt, welche jetzt, da es gälte die auf Durchführung der Verfassung gerichteten Beschlüsse zu vollziehen, sich dessen weigert und ein Ministerium am Ruder läßt, dem die Versammlung ihr Vertrauen abgesagt hat, ist am 19. Mai beschlossen worden, daß die Versammlung sofort, wo möglich aus der Reihe der regierenden Fürsten, einen Reichsstatthalter wähle, welcher vorerst die Rechte und Pflichten des Reichsoberhauptes ausübe. Damit glaubte man auch für die Zeit des Uebergangs dem Sinn der Verfassung selbst am nächsten zu kommen. — Endlich der durch Massenaustritt der Versammlung erwachsenen Gefahr suchten wir durch den gestrigen Be-

schluß zu begegnen, daß schon mit hundert Mitgliedern die Versammlung beschlußfähig sei. Nicht als ob wir eine so stark herabgeschmolzene Zahl für keinen Uebelstand ansähen, oder dadurch den Sieg einer ausharrenden Partei erringen wollten, sondern darum, daß nicht das letzte Band der deutschen Volkseinheit reiße, daß jedenfalls ein Kern verbleibe, um den bald wieder ein vollerer Kreis sich ansetzen könne. Noch sitzen in der Paulskirche Vertreter fast aller deutschen Einzelstaaten, und gerade diejenigen sind noch immer namhaft vertreten, deren Abgeordnete zurückberufen wurden: Preußen, Oesterreich und Sachsen. Eine bedeutende Zahl von Mitgliedern ist nur zeitig abwesend, und es soll für ihre Einberufung gesorgt werden; durch Stellvertreter und Nachwahlen ist für Abgegangene Ersatz zu erwarten. Sollte aber auch nicht der ernste Ruf des Vaterlandes seine Kraft bewähren, so gedenken wir doch, wenn auch in kleiner Zahl und großer Mühsal, die Vollmacht, die wir vom deutschen Volk empfangen, die zerfetzte Fahne, treugewahrt in die Hände des Reichstags niederzulegen, der, nach den Beschlüssen vom 4. dieses Monats, am 15. August zusammentreten soll, und für dessen Volkshaus die Wahlen am 15. Juli vorzunehmen sind. Selbst aus diesen Beschlüssen ist ein Eingriff in die Regierungsrechte herausgefunden worden, während sie eben dadurch unvermeidlich waren, daß vom Inhaber der provisorischen Centralgewalt kein Vollzug zu gewarten stand."

„Für diese Bestrebungen, die Nationalvertretung unerloschen zu erhalten und die Verfassung lebendig zu machen, nehmen wir in verhängnißvollem Augenblick die thätige Mitwirkung des gesammten deutschen Volkes in Anspruch. Wir fordern zu keinem Friedensbruch auf, wir wollen nicht den Bürgerkrieg schüren, aber wir finden in dieser eisernen Zeit nöthig,

daß das Volk wehrhaft und waffengeübt dastehe, um, wenn sein Anrecht auf die Verfassung und die mit ihr verbundenen Volksfreiheiten gewaltsam bedroht ist, oder wenn ihm ein nicht von seiner Vertretung stammender Verfassungszustand mit Gewalt aufgedrungen werden wollte, den ungerechten Angriff abweisen zu können. Wir erachten zu diesem Zweck für dringlich, daß in allen der Verfassung anhängenden Staaten die Volkswehr schleunig und vollständig hergestellt, und mit ihr das stehende Heer zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung verpflichtet werde..... Vor Allem aber hegen wir zum Männerstolz und Ehrgefühl unsers zur Freiheit neu erwachten Volkes das feste Vertrauen, daß es nimmermehr auf ein willkürlich oktroyirtes Reichswahlgesetz,* sondern einzig nach demjenigen, welches die verfassunggebende Versammlung erlassen hat, die Wahlen vornehmen, und daß, wenn der bestimmte Wahltag herankommt, gleichzeitig in allen deutschen Gauen ein reger Wetteifer sich bethätigen werde, das gemeinsame Wahlrecht zu gebrauchen oder zu erlangen."

Hatte die Rede über das Reichsoberhaupt in mehr als Einer Beziehung darauf hingewiesen, daß in dem Redner „der freiheitliebende Patriot den abwägenden Politiker überwogen",** so wird man gestehen, daß der eben mitgetheilte Aufruf, wenn auch minder reich an glänzenden Bildern und schütternden Gedanken, als jene Rede, das innerste Gefühl von all' den viel Tausenden aussprach, welche den Zusammentritt der Nationalversammlung mit hochschlagendem

* Nämlich das von den Regierungen von Preußen, Hannover und Sachsen verkündete Wahlgesetz zum nächsten Reichstag.

** Worte des Nekrologs in der Allg. Ztg. hinsichtlich Uhlands Verhalten während der Nationalversammlung überhaupt.

Busen begrüßt hatten, gesetzt sie besaßen jetzt noch guten Muth genug, an eine glückliche Durchführung der nationalen Sache mit derjenigen Kraft zu glauben, mit welcher Uhland entweder aus freiem Herzen daran glaubte, oder zu glauben dem zweifelnden Verstand mindestens abgerungen hatte. Selbst der entschiedene Gegner seines politischen Systems, Buß von Freiburg, welcher kurz nach ihm zu Bekämpfung jenes Aufrufs die Rednerbühne betreten, räumte unverhohlen ein: „Er“ (der Aufruf) „ist vom Standpunkte der Partei, zu welcher der Herr Verfasser gehört“ (d. h. Derjenigen, welche die Reichsverfassung wollten) „so vortrefflich gefaßt, und zeichnet sich durch eine so ruhige Mäßigung aus, daß ich mich fast vor dem Schritt gescheut habe, dagegen aufzutreten.“ — Das ganze Benehmen Uhlands bis zum gewaltsamen Schluß der Nationalversammlung liegt zum Voraus angedeutet in den Worten: „Nicht als ob wir dadurch“ (durch Erklärung der Beschlußfähigkeit schon mit hundert Mitgliedern) „den Sieg einer ausharrenden Partei erringen wollten, sondern darum, daß nicht das letzte Band der deutschen Volkseinheit reiße.“

Damit wenden wir uns, um einen karakteristischen Zug des Menschen und Dichters beizuziehen,* einen Augenblick von dem Volksabgeordneten ab. Uhlands fast einzige Erholung während des Aufenthaltes in Frankfurt war der Umgang mit der ihm sehr befreundeten Familie des dortigen Arztes Dr. Mappes gewesen. Der Sonntag wurde meist

* Aus der Beilage zur Allg. Ztg. vom 22. Februar 1863.

in dessen Hause, oder auf gemeinsamen Landausflügen zugebracht. Frau Uhland, welche ihrem Gatten nach Frankfurt gefolgt war, hatte am 9. Mai einer Tochter des Freundes folgende Zeilen in's Album geschrieben, die, dem Grundgedanken nach von Jean Paul, durch eine Dame (Karoline Rudolphi?) in gebundene Form gebracht sind:

Ein weinend Kind lagst du auf Mutters Schoß,
Als lächelnd rings umstanden dich die Deinen;
Nun lebe so, daß, wann erfüllt dein Loos,
Du lächeln mögst wenn Alle um dich weinen.

Erst am 22. Mai, also eben während Uhland von der Abfassung jenes Aufrufs hingenommen war, fand er die Stimmung, zu obigen Versen nachstehende hinzuzudichten:

Inzwischen wandle frisch hinan
Die wechselvolle Lebensbahn,
Auf der man lacht, auf der man weint,
Bald Regen fällt, bald Sonne scheint,
Und doch im gläubigen Gemüth
Das Ew'ge, Wechsellose blüht.

Zum freundlichen Andenken. L. Uhland.

Am gleichen Tag, fahren wir zur politischen Thätigkeit zurückkehrend fort, an welchem jener Aufruf von der Nationalversammlung angenommen ward, wurde der Antrag auf Verlegung derselben nach Stuttgart eingebracht, gegen welchen Uhland sich bei der fünf Tage nachher (30. Mai) erfolgten Abstimmung entschieden aussprach: „Wenn wir diesen Ort" (Frankfurt) „verlassen", sagte er unter Anderem, „so machen wir einen neuen Riß in die große deutsche

Gemeinschaft; es wird in vielen Gegenden nicht gut angesehen werden, wenn wir uns in eine südliche Ecke zurückziehen. Ich weiß wohl, die beantragte Verlegung hat nur den Zweck einer Schwenkung, um von Süden aus den Norden für die Verfassung zu erobern, aber es gemahnt mich, wir würden die Schwenkung machen, die Eroberung machen wir nicht!..... Wir haben beschlossen, aufzufordern zur Vornahme von Ersatzwahlen, aber ich zweifle, ob diese Aufforderungen fruchtbar sein werden in solchen Gegenden, in denen sich die Vorstellung bilden würde, es werde das deutsche Parlament sich in einen, die süddeutsche Bewegung nicht leitenden, sondern von ihr beherrschten und bewältigten Winkelkonvent verwandeln."

Als der Antrag gleichwohl mit der geringen Majorität von 7 Stimmen (71 gegen 64) durchging, folgte Uhland der Versammlung. Aber auch jetzt trat der Dichter noch einmal hoheitvoll in die Wirksamkeit des parlamentarischen Kämpfers ein. Er schenkte einer Freundin des genannten Mappes'schen Hauses Göthe's Gedichte, und schrieb vor seinem Abschied von Frankfurt, am 31. Mai 1849, folgende Zeilen in das Buch:

In diesen kampfbewegten Maientagen
Hört doch die Nachtigall nicht auf zu schlagen,
Und mitten in dem tobenden Gedränge
Verhallen nicht unsterbliche Gesänge.*

Zu dem Parlamentsalbum in Facsimile's, das kurz vor-

* Aus der Allg. Ztg. a. a. O.

her von einer frankfurter Verlagshandlung veranstaltet worden, hatte er den Spruch beigesteuert:

Ach und Weh im ganzen Land!
Ist uns noch kein Haupt geboren?
Nein! es ist ein Uebelstand:
Deutschland hat den Kopf verloren.*

Der Weg ward vom größten Theil der Abgeordneten, des badischen Aufstandes wegen, durchs Tauberthal herauf über Mergentheim genommen. In dieser Stadt hielt man fast einen Tag lang an, und Uhland sah sich dort genöthigt, seinen Amtsgenossen nochmal eine Erklärung über die Gründe zu geben, aus welchen er gegen die Verlegung nach Stuttgart gestimmt. Der Wortlaut dieser Erklärung ist uns nicht bekannt, eben so wenig wissen wir, ob ein Besuch bei seinem damals in Mergentheim wohnenden Freund, dem Dichter Eduard Mörike, vor oder nach Abgabe derselben stattgefunden; jedenfalls aber machte Uhland dem Freund, dem von diesen Vorgängen nichts kund geworden, den Eindruck eines aufgeregten, einen innern Kampf kämpfenden Gemüthes. Auch hatte er, obwohl mit fester Stimme und strammer Haltung, zu Mörike gesagt: „Ich habe da eine schwierige Stellung“.

In der ersten in Stuttgart gehaltenen Sitzung, am 6. Juni, stimmte er, blos von neun Mitgliedern unterstützt, worunter der Oesterreicher Giskra und mehrere Württemberger, wie Römer, Albert Schott u. s. w., umsonst gegen Einsetzung der Fünfer-Regentschaft bis zum Amtsantritt des

* Ebendas.

neu zu wählenden Reichsstatthalters. Verworfen worden war sein eigener Antrag: „1) Die am 19. v. M. beschlossene Wahl eines Reichsstatthalters wird in einer der nächsten Sitzungen vorgenommen; 2) dieselbe ist ein entschiedener Protest gegen das Fortwirken der Reichsverweserschaft in bisheriger, dem Gesetz vom 28. Juni widerstrebenden Weise." — Ein zweiter Antrag von ihm, über welchen erst nach Annahme der Fünfer-Regentschaft abgestimmt wurde, hatte gelautet: „Die württembergische Regierung als diejenige des größten Staates unter denen, welche die Verfassung für rechtsgiltig anerkannt haben, wird ersucht, sofort nachdrückliche Vermittelung dafür eintreten zu lassen, daß der Ausbruch des Krieges gegen die Rheinpfalz und Baden noch rechtzeitig abgewendet und in diesen Ländern ein verfassungsmäßiger Rechts- und Friedenszustand auf versöhnlichem Weg hergestellt werde." — Wider diesen Antrag war eingewendet worden, die Sorge für den Frieden komme der Fünfer-Regentschaft zu, welche die Rechte einer provisorischen Centralgewalt habe, der Antragsteller aber hatte dagegen bemerkt: „In diesen Tagen kann der Krieg losbrechen gegen Baden und die Pfalz; vielleicht ist er schon losgebrochen. Daher ist es höchst wünschenswerth, daß sogleich etwas geschehe, damit er abgewendet oder sistirt werde. Glauben Sie, daß die Centralgewalt, die Sie heute beschlossen haben und Sie morgen wählen werden" (die Fünfer-Regentschaft) „daß diese irgend eine Macht haben werde, hier hemmend einzuschreiten? Es ist sehr zweifelhaft, ob diese Gewalt nur irgend in's Leben treten wird!" — Der Antrag wurde verworfen.

In der Sitzung vom 8. Juni hatte Simon von Trier den Antrag gestellt: „Nach Einsicht der Ansprache der Mitglieder der deutschen Reichsregentschaft vom 7. dieses Monats versichert die Nationalversammlung die deutsche Reichsregentschaft ihrer hingebendsten Unterstützung auf dem betretenen Wege", und es war sofort in das Protokoll gesetzt worden, besagter Antrag sei einstimmig angenommen. In der nächsten Sitzung (13. Juni) erklärte Uhland diesen Ausdruck des Protokolls für irrthümlich, denn er (Uhland) habe sich nicht für den Simon'schen Vorschlag erhoben, — eine Erklärung, welcher sich sofort noch zwei Mitglieder, F. Vischer (der Aesthetiker) und Klett von Heilbronn anschlossen. Der Abstimmung zur Wahl der Mitglieder der provisorischen Regentschaft in der Nachmittagssitzung vom 6. Juni hatte er sich mit Schott, Römer und den fünf Andern, die sich gegen die Einsetzung erklärt, enthalten. Als sofort in der Sitzung vom 16. Juni ein Gesetz über Bildung der, das stehende Heer in sich einschließenden Volkswehr angenommen wurde, zunächst um die Reichsverfassung in Baden gegen die anrückende bewaffnete Macht Preußens zu schützen, hatte ein Abgeordneter bemerkt, er erwarte von dem württembergischen Ministerium, es werde mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln dieses Gesetz in's Leben einführen. Thu' es Das nicht, so zeige es sich vor der deutschen Nation als Verräther an ihr und ihrer Verfassung. Hierauf erwiderte Uhland: „Ich nehme für mich und meine Freunde, zu denen ich Römer", (die Ausschlag gebende Persönlichkeit in jenem Ministerium), „einen treu-festen Freund, zähle, in Anspruch, daß Diejenigen nicht Landesverräther

seien, welche nicht zugeben können, daß Land und Volk Württemberg willenlos, gedankenlos, unbedingt der neuen Regentschaft zu Handen und Banden gegeben werden. Man hat eben heute noch die Macht der Ereignisse geltend gemacht, und auch ich bekenne mich dazu, daß es der formellen Folgerichtigkeit gegenüber Unmöglichkeiten gibt; daß ihr ein Thatverhalt, thatsächliche Unmöglichkeiten gegenüberstehen können, und zu diesen rechne ich, daß Württemberg von dem Gesetz, das Sie hier eiligst geben wollen, überwältigt werde. Württemberg ist nicht beschaffen, wie jetzt diese Versammlung; es stellt nicht, wie diese, nur eine der Parteiungen dar, in welche das deutsche Volk zerklüftet ist. Diese Versammlung ist formell die Nationalversammlung, wie sie es immer war, aber in der Wirklichkeit müssen Sie sich sagen, daß sie nur noch eine jener Parteiungen in sich darstellt. Auf diese Weise werden Sie, wenn dieses Gesetz in das Land hinaus geschleudert wird, den innern Kampf hervorrufen, und dadurch Württemberg unkräftig machen, nach Außen dazustehen."

Gegen eine Einwendung Ludwig Simons bemerkte er dann noch: „Es ist mir ein Widerspruch vorgeworfen worden Dessen, was ich in der Ansprache, die ich in Frankfurt im Namen des Dreißiger-Ausschusses verfaßt, und Dessen was ich heute gesagt. Ich habe mich dort für die allgemeine Volksbewaffnung erklärt, ich erkläre mich noch heute dafür, und habe zuletzt nicht ein Wort gegen dieselbe gesprochen; etwas ganz Andres aber ist, ob die ganze württembergische Volkswehr in diese oder jene Hand unbedingt gegeben werden solle." — Es sei eine schmerzliche

Nothwendigkeit für den größern Theil der Versammlung, hatte hierauf Schoder in längerer Rede gesagt, sich bei der heutigen Abstimmung von einem würdigen Mann trennen zu müssen, der in Frankfurt stets mit diesem Theile gegangen sei. „Aber wir trennen uns nicht von ihm, sondern er trennt sich von uns!" Ein anderer Abgeordneter aber hatte bemerkt: „Wenn Sie die Worte Uhlands und seiner Freunde angehört haben; so werden Sie wohl erinnert sein an die guten alten deutschen Zeiten, an die alte deutsche Bescheidenheit, wo zwölf Deutsche, wenn sie auf der Straße von Einem Mann angefallen wurden, nach der Polizei um Hilfe riefen. Gegenwärtig aber ist es Zeit sich selbst zu helfen, und dazu soll dieses Gesetz die Hand bieten." — Zugleich hatte die Reichsregentschaft in dieser Sitzung die Bewilligung eines Kredits von 5 Millionen Gulden für die Monate Juni und Juli gefordert.

Man sieht, Uhland wollte daß die Nationalversammlung nicht zum Rumpfparlament werde, wollte den Gedanken, daß der Nation das Recht zustehe über ihre Angelegenheiten selbstmächtig zu entscheiden, soweit an ihm lag, auf jede Weise retten; aber er war mit der Mehrzahl Derjenigen, welche die Versammlung jetzt bildeten, nicht einverstanden. Im vertrauten Gespräch mit den Wenigen, die seiner Ansicht näher stehend, — völlige Gesinnungsgenossen scheint er nicht gehabt zu haben, — noch in dem Parlament saßen, oder sich doch als ausgetretene Mitglieder in Stuttgart befanden, — im Gespräch mit dem Minister Römer, welcher ihm die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines Bürgerkriegs vorstellte, wenn die Versammlung in ihren Beschlüs-

sen fortfahre, erklärte er mehrmals: „Austreten wäre eine Schande!“ Unwürdig, sieht man, dünkte es ihm, wenn das Schiff der deutschen Einheit und Selbstberechtigung im Augenblick des Sinkens von irgend Jemand verlassen würde, vor Allem unwürdig wenn von ihm, dessen Name so weiten Klang durch ganz Deutschland hatte. Aber daß die Versammlung von der württembergischen Regierung geschlossen werde, vorausgesetzt, daß kein Akt unwürdiger Gewalt dabei stattfinde, dagegen schien er nichts zu haben. Wieder und wieder fragte er die Freunde: „Was wollen wir thun?“ und wenn die Wenigen, die mit ihm die Ansicht theilten, es zieme sich hier ein Ausharren bis zum letzten Augenblick, achselzuckend entgegneten: „Wir müssen uns eben sprengen lassen, dem württembergischen Ministerium bleibt nichts Andres übrig,“ — so wußte er hiegegen nichts vorzubringen. Unglückliche Verwicklungen führten dahin, daß jene Schließung der Nationalversammlung eine gewaltsame, daß aus dem „Sprengen“, was Jene nur als die auf die Spitze gestellte Möglichkeit angedeutet, Ernst wurde.

In der Versammlung der württembergischen Abgeordneten, welche neben der Nationalversammlung in Stuttgart tagte, hatte am 18. Juni Römer, welcher seinerseits am 13. d. M. aus letzterer ausgetreten, bemerkt, das Ministerium habe Nichtanerkennung aller auf die Volksbewaffnung bezüglichen Beschlüsse ausgesprochen, und allen Landesbehörden strenge verboten, denselben nachzukommen, zugleich aber sei Tags zuvor der Präsident der Nationalversammlung (Löwe von Calbe) in einem Schreiben „ersucht worden“, ohne Verzug dahin zu wirken, daß Parlament und Regentschaft

ihren Sitz außerhalb Württembergs verlegen und schon jetzt die Vornahme jedes weitern officiellen Aktes unterlassen möchten, „indem Mißachtung dieses ergebenen Ansinnens nöthigen würde, demselben durch Anwendung der geeigneten Mittel Geltung zu verschaffen."

In diesem im Hause vorgelesenen Schreiben war unter Anderm folgende, die Sachlage kennzeichnende Stelle enthalten: „Nachdem die Versammlung beisammen war, und die Vollzähligkeit von Hundert erreicht hatte, wollten wir ihr zunächst kein Hinderniß in den Weg legen. Wir glaubten annehmen zu dürfen, sie werde, ihrer Schwäche und den Verhältnissen Rechnung tragend, eine vermittelnde, zuwartende Stellung einnehmen; sie werde sich als den Stamm der so sehr herabgeschmolzenen Nationalversammlung betrachten, und neben der Permanenz bis zu den neuen Wahlen ihr Hauptaugenmerk darauf richten, die getrennten Theile wieder an sich zu ziehen, und so allmälig wieder zu einer nachhaltigen Beschlußfähigkeit zu erstarken. — Wie sehr befanden wir uns im Irrthum! Die Beschlüsse vom 6. und 16. Juni gehören zu den extremsten, die man fassen kann, und das Auftreten Ihrer Regentschaft ist so gestaltet, daß man vermuthen sollte, es stehen ihr 200,000 Bajonnette zu Gebot."

Antwort hierauf, war von Römer beigesetzt worden, sei noch nicht erfolgt. Sofort hatte Schoder, Mitglied der würtembergischen Kammer und Vicepräsident der Nationalversammlung, erwidert: „Ich kann die Antwort geben. Die nächste Sitzung der Nationalversammlung ist heute Nachmittag um drei Uhr." Später war von demselben bemerkt

worden: „Meine Herren Minister, werden Sie die in Ihrem Schreiben enthaltene Drohung gegen die Versammlung ausführen, so machen Sie sich nach dem im württembergischen Regierungsblatt verkündigten Reichsgesetze des Hochverraths schuldig, welcher mit Gefängniß, beziehungsweise mit Zuchthaus bis zu zwanzig Jahren bedroht ist.“ Auf Dies hin gab Römer die in dem Schreiben an den Präsidenten bereits angedeuteten Aufträge, deren Ausführung in Person zu überwachen weder seines Amtes, noch ihm im Augenblick auch nur möglich gewesen wäre, da seine Obliegenheit ihn in der Kammer der Abgeordneten festhielt.

Man kann der Ansicht sein, eine bewaffnete Einschreitung sei gar nicht nöthig gewesen, denn mehrere Mitglieder der Nationalversammlung haben sich seitdem entschieden dahin ausgesprochen, dieselbe würde sich in den nächsten zwei oder drei Tagen von selbst aufgelöst haben, d. h. durch fortwährenden Austritt beschlußunfähig geworden sein; mehrere haben erklärt, es sei dem Parlament nichts mehr übrig geblieben, als seine unfruchtbare Rolle vollends mit Anstand in möglichst kurzer Zeit auszuspielen. Das Ministerium jedoch befürchtete, wie es scheint, insofern Gefahr im Verzug, als bei der aufgeregten Stimmung eines Theils der Bevölkerung, wenn die Versammlung länger in Thätigkeit blieb, durch bewaffnete, mitunter dem Parlament bereits zugesagte, Zuzüge blutige Konflikte entstehen mochten. Vielleicht irrte es sich hierin nicht, obwohl in dergleichen Fällen in der Regel mehr versprochen als gehalten zu werden pflegt.

Um Mittag hatte sich Uhland zu einem seiner politischen

Freunde begeben, der neben ihm noch in der Nationalversammlung ausharrte, dieselbe aber in den zwei letzten Tagen nicht mehr besucht hatte, und auch am jetzigen nicht mehr besuchen wollte. Er traf ihn bei Tische. „Was sollen wir thun?" war abermals die, in dem kleinen Kreis fast zum halben Scherz gewordene Frage des Eintretenden. Und abermals lautete die humoristische Erwiderung des Andern: „Uns sprengen lassen!" Jener setzte sich mit zum Essen nieder, ohne an demselben Theil zu nehmen, und war zutraulich und gesprächig, wie der Freund ihn selten gesehen. Die Stunde der Session nahte heran; plötzlich hörte man Truppen, die sich dem nicht weit entfernten Fritz'schen Reithause, dem Sitzungslokal der Versammlung, näherten. Eine solche Einschreitung hatte Uhland denn doch nicht erwartet. Er sprang auf, der Freund wollte ihn zurückhalten, er jedoch eilte mit den Worten: „Nichts! nichts! da muß ich dabei sein!" hinweg und ließ dem, im damaligen Hotel Marquardt in der Königsstraße befindlichen Präsidenten Löwe zu wissen thun, nach seiner Meinung sollten sich alle Abgeordneten, die gerade beisammen wären, in Einem Zug nach dem Sitzungssaal begeben, um, wenn es sein müßte, die Gewalt an sich konsumiren zu lassen. Der Präsident, Anfangs nicht zu einem förmlichen Zug geneigt, begriff, wie er sich in dem hierüber verfaßten Protokoll, dem letzten des deutschen Parlamentes, ausdrückt, „doch wohl, daß die Versammlung, geführt von dem ersten deutschen Dichter, nicht besser enden könne*", und der Vorschlag

* Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der

ward angenommen. Uhland und Albert Schott, als die zwei Aeltesten der eben Anwesenden, den Präsidenten Löwe in die Mitte nehmend, schritten voran, unmittelbar hinter denselben folgten die beiden an diesem Tag im Amt befindlichen Schriftführer*, dann die übrigen Mitglieder, so weit sie, deren Mehrzahl im Hotel Marquardt gespeist oder doch sich eingefunden hatte, beisammen waren.

So zog man, zwischen einer dichtgedrängten Menschenmasse, durch die Langestraße dem erwähnten Reithaus zu. Von den zwei obersten Straßen, die sich mit der eben genannten kreuzen, ist, in der Richtung gegen jenes Reithaus zu, die Hohestraße die vorletzte, die Kasernenstraße, welche diesen Stadttheil abschließt, die letzte. Das Reithaus selbst steht mit der Vorderseite nach der Kasernen-, mit der Rückseite nach der Hohenstraße. Um in dasselbe zu

---

deutschen konstit. Nationalversammlung, Bd. 9. Nr. 237. S. 6877.

* Es sind in Folge von Uhlands Tod in nichtwürttembergischen Blättern so viele irrthümliche Darstellungen der Sprengung des deutschen Parlaments gegeben worden, daß es nöthig wird, den Sachverhalt hier so genau als immer möglich darzulegen; die dabei berührten Aeußerlichkeiten sind freilich nur Dem vollkommen verständlich, der mit der Oertlichkeit Stuttgarts näher bekannt ist. — Der Herausgeber selbst war nicht Augenzeuge, denn er war in der Kammer der württembergischen Abgeordneten als Mitglied derselben zurückgehalten; unter den vielen, vollkommen zuverlässigen Zeugen aber, die ihm ihre Mittheilungen gemacht, befindet sich namentlich einer der beiden eben erwähnten Schriftführer, Herr Rechtskonsulent Fetzer von Stuttgart, welcher während des ganzen hier zu erzählenden Vorganges sich kaum zwei oder drei Schritte von Uhland entfernt befand.

gelangen, muß man die Langestraße ganz hinauf, und an ihrem Ende in die Kasernenstraße einbeugen. Ueberhalb der Hohenstraße, nur wenige Schritte von dem (ehemals Schwab'schen) Hause entfernt, wo Uhland als junger Mann eine Zeit lang gewohnt und jenen Brief an die Eltern geschrieben hatte, in welchem er den Entschluß anzeigt, für die Befreiung Deutschlands kämpfen zu wollen (S. 144 vgl. mit 137), hatte sich Infanterie queer über die Langestraße herüber aufgestellt, während der entferntere, unmittelbar hinter dem Reithaus befindliche Theil der Hohenstraße mit Reiterei besetzt war. Ein Civilkommissär mit weißer Schärpe über die Schulter erklärte, vor die Reihen des Fußvolks tretend, den Ankommenden, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe, und zog sich dann sogleich hinter die Soldaten zurück. Der Präsident Löwe forderte diese im Namen der deutschen Nation auf, ihm, als Vorsitzendem der Reichsversammlung, Raum zu geben. Sobald er Dies ausgesprochen, wirbelten, auf Befehl eines Offiziers, die Trommeln, jedoch nur einen Augenblick. Als es wieder stille geworden, erhob der Präsident abermals die Stimme, um der bewaffneten Macht zu erklären, daß sie sich durch diesen Widerstand gegen die Versammlung an einem mit schweren Strafen bedrohten, hochverrätherischen Angriff auf die Nation betheilige. Abermalige Trommelwirbel übertäubten seine Worte, und die Soldaten wurden zum Vorrücken befehligt, was jedoch durch diese, wie von allen Zeugen einstimmig versichert wird, keineswegs auf eine schonungslose Weise geschah; vielmehr scheint die Bewegung nach Ansicht des Kommandirenden

eher etwas zu zögernd erfolgt zu sein*, denn er fragte mit lauter Stimme: „Wo bleibt die Reiterei?“ Auf diese Frage rief ein Infanterieoffizier Uhlanden zu: „Stellen Sie sich hier her, zwischen uns, Herr Professor; hier sind Sie vollkommen sicher!“ Uhland machte von der Aufforderung keinen Gebrauch, die Reiter aber setzten sich, auf die erwähnte, ihnen durch einen Offizier gemeldete Frage, anfangs in leichten Trab; je näher sie jedoch der Langenstraße kamen, desto gemäßigter wurde der Lauf der Rosse, und als sie bis zu den Abgeordneten gelangt, war derselbe zum völligen Schritt geworden. Die Schützen unter der Reiterei, welche als solche keine Lanzen führen und hier die Mehrzahl bildeten, hatten den Säbel gezogen, während derselbe bei den mit Lanzen Versehenen selbstverständlich in der Scheide blieb.

Wie das Fußvolk schienen übrigens auch die Reiter, obwohl antreibende Stimmen erschollen, ja sogar der Ruf „Haut ein!“ mehrfach gehört worden sein will, zu gewaltsamem Einschreiten durchaus nicht geneigt. Ein einziger richtete mit der Lanze eine drohende Bewegung gegen einen der ihm zunächst stehenden Abgeordneten, ohne jedoch denselben wirklich zu berühren; eben so wenig ward von irgend einem der gezogenen Säbel ernstlicher Gebrauch gemacht, wie denn auch, falls nicht schon in dem von uns unbeſichtigten Verhaltungsbefehl stand, es solle keine Gewalt angewandt werden, wenigstens in dem später erstatteten

* Im Protokoll der Nationalversammlung ist sogar geradezu angegeben, es sei dem Befehl, das Bajonett zu fällen, keine Folge geleistet worden. A. a. O. S. 6878.

Rappert der Reiterei ausdrücklich gesagt ist, die Straße sei „ohne Anwendung von Gewalt“ gesäubert worden, eine Thatsache, wodurch jener angeblich gehörte Ruf „Haut ein!“ minder wahrscheinlich wird*. Natürlich hinderte übrigens dieses von der Gewalt der Waffen keinen Gebrauch machende Verhalten nicht, daß die Abgeordneten sich durch die vorschreitenden Pferde bald aus einander gedrängt sahen.

In diesem Augenblick müssen, falls sie wirklich ausgesprochen wurden, die oft erwähnten Worte eines Abgeordneten an die Annahenden gerichtet worden sein: „Wollt ihr den alten Uhland niederreiten?“ Die Mitglieder der Nationalversammlung aber kehrten jetzt, indem sie ihre durch die Kavallerie aus einander getriebenen Reihen, so gut es gehen wollte, wieder ordneten, durch die Langestraße in das (damalige) Hotel Marquardt zurück, Uhland, mit dem Vorsitzenden Löwe an der Seite, abermals voran. Schott hatte sich im Gedränge verloren und fand sich erst etwas später wieder ein. Der ganze Auftritt, dem Militär gegenüber, mochte sieben bis acht Minuten gedauert haben. Kein Parlamentsglied war verwundet oder sonst körperlich beschädigt, einem Mann aus dem Volke aber soll, sei's durch absichtlich scharfen Hieb, sei's daß der Thäter nur mit

* Weder Uhland selbst, wie gleich nachher zur Sprache kommen wird, noch Rechtskonsulent Fetzer, noch irgend einer der Augen- und Ohrenzeugen, an welche wir uns gewendet, erinnerte sich, denselben gehört zu haben; dagegen geben im Protokoll der Nationalversammlung fünf bis sechs Abgeordnete, worunter Albert Schott, Moriz Mohl u. s. w. auf's Bestimmteste an, sie hätten jenen Ruf vernommen.

flacher Klinge treffen gewollt, ein Finger abgehauen worden sein, was zu dem Gerücht Anlaß gegeben zu haben scheint, als seien einige Abgeordnete verletzt worden. Eben so zog die Reiterei, als sie sich nun wieder entfernte, in scharfem Trab ab, was, verbunden mit dem Umstande, daß sie, als die Annäherung gegen die Langestraße begann, sich ebenfalls schnell in Bewegung gesetzt, die Behauptung hervorgerufen haben mochte, sie sei im Trab oder gar im Galopp auf die Abgeordneten eingeritten. Denn im Nu hatten sich die übertriebensten Gerüchte durch die ganze Stadt verbreitet: Albert Schott liege mit gespaltenem Kopf auf dem Pflaster, Uhland sei niedergeritten worden, u. s. w. Ein Freund, der als Bürgerwehrmann mit seiner Kompagnie in einer vom Orte der Sprengung ziemlich weit entfernten Straße aufgestellt war, erzählte dem Herausgeber, die schlimmen Botschaften seien so zahlreich und in so beunruhigender Weise bei ihnen eingetroffen, daß die Offiziere die größte Mühe gehabt, die Mannschaft an der ihr angewiesenen Stelle zurückzuhalten. Uhland selbst hat diese Gerüchte, soweit sie seine Person betrafen, in einem wenige Tage nachher von Tübingen aus in den Schwäbischen Merkur eingesandten Artikel widerlegt. Dort heißt es unter Anderm:

„Ueber die gewaltsame Abtreibung der deutschen Nationalversammlung aus ihrem Sitzungslokal am 18. Juni hat unmittelbar nachher ein Zusammentritt der Abgeordneten zu Feststellung des Thatbestandes stattgefunden. Dieser Verhandlung hab' ich beigewohnt, nicht aber der am Abende des nächsten Tages erfolgten Vorlesung des darüber aufgenommenen Proto-

kolles. Bei jenem Zusammentritt würde eine Bemerkung vorgebracht..... die im Protokoll nicht richtig aufgefaßt ist..... Sie ging dahin, daß ich die Bedrohung des Präsidenten durch den Ruf: „Haut ein!“ und durch Schwingen der Säbel nicht wahrgenommen, was übrigens auch daher kommen könne, daß ich durch die vorrückende Reiterei von seiner Seite verdrängt wurde, und erst nach einer Weile ihn wieder aufsuchen konnte. Der Abgeordnete Pfahler hat, meines Erinnerns, die angeführte Bedrohung hinsichtlich des Präsidenten bestätigt, nicht aber in Bezug auf meine Person, wie ich denn wirklich nicht „zwischen den Schwertern“ mich befand, wenn auch die Säbel gezogen waren..... Es wäre der Nationalversammlung nicht angestanden, auf die bloße Meldung, daß die Straßen gesperrt seien, den Gang nach ihrem Sitzungslokal aufzugeben. Sie war es sich und dem Volk, das sie zu vertreten hatte, schuldig, thatsächlich und augenfällig festzustellen, daß sie nur der äußern Gewalt weiche, und zugleich gegen diese Gewaltmaßregel angemessene Verwahrung einzulegen. Daß hiebei zwei Abgeordnete aus Württemberg zur Seite des Präsidenten mit an der Spitze gingen, war nahezu die einzige Gastfreundschaft, welche der Versammlung zu Theil geworden ist. Hier kam auch nicht die politische Parteiung in Betracht, sondern einzig das Bewußtsein des Zusammengehörens in dem zuletzt noch aufrecht gebliebenen Bestande der deutschen Nationalvertretung. In dem gemeinsamen Zuge lag weder für die Versammlng selbst, noch für den öffentlichen Frieden eine Gefahr. Es war nicht zu viel verlangt, wenn man erwartete, der Civilkommissär werde unter Hinweisung auf die aufgestellten Truppen den Durchgang verweigern und sodann den Präsidenten der Nationalversammlung seine Verwahrung entgegensetzen lassen. Damit wäre der Sache von beiden Seiten Genüge geschehen. Nicht zu erwarten war aber, daß die wiederholten Versuche des Präsidenten, seinen

Protest zu erheben, übertrommelt würden, und noch weniger war durch die Umstände geboten, daß von der Seite her, und vor den Reihen des Fußvolkes die Reiterei heranzog, um, wenn auch nur im Schritt vorrückend, die unbewaffneten Volksvertreter wegzudrängen oder abzuschließen. Dadurch erst war die Gefahr hervorgerufen, daß, wenn die Entrüstung des, obwohl nicht zahlreich versammelten, Volkes sich Luft gemacht hätte, die Abgeordneten mitten in den Zusammenstoß gerathen wären. Die Gerüchte, daß ich selbst körperlich verletzt worden, sind schon anderwärts widerlegt; die einzige Verletzung, die ich davon getragen, ist das bittre Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem letzten Reste der deutschen Nationalversammlung in meinem Heimatlande widerfahren."

Er war zum freiwilligen Opfer der Hingabe an das deutsche Vaterland geworden, wie ohne Zweifel noch mehr als Einer, der bis zur gewaltsamen Auflösung in jener Versammlung ausgeharrt. Ja er war hiezu gewissermaßen geboren, sofern Naturen, welchen das künstlerische Geschick, die ihnen vorschwebende und sie begeisternde Idee in die Wirklichkeit einzuführen, in einem Grade wie ihm fehlt, in der Regel eher zu Märtyrern als zu Helden jener Idee werden. Aber kein Andrer, der mit ihm im Parlament verblieb, trug dieses Märtyrerthum so heldenhaft wie er; keiner hat so laut erklärt, daß, während er der Versammlung an sich, dem Gedanken, aus welchem dieselbe hervorgegangen, fest anhange, er der Wirklichkeit nach in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl nur noch eine Partei der Nation erkenne. Und durch das Urtheil der alle Parteien in sich vereinigenden und sie berechtigenden Nation ist er denn auch aus dem Märtyrer alsbald dennoch zum Helden geworden. Alle

Parteien haben dem einsam gestandenen Vaterlandsfreunde, wenn er als Staatsmann nicht vollkommen folgerichtig gehandelt, die Mannhaftigkeit seines Verfahrens als Hauptvorzug angerechnet, und den Kranz, den er als Dichter trug, auch um die Stirn des Volksvertreters geschlungen.

Tief niedergeschlagen war er in seine Vaterstadt zurückgekehrt, und nie mehr hat er von da an dort jenen geselligen Kreis besucht, dem durch ihn bis zum März 1848 so manche heitre Stunde mitbereitet worden. Durch eine noch im Sommer angetretene Reise nach Hannover suchte er sich zu zerstreuen. Bei der Rückkehr traf er die Justiz, welche Preußen auf badischem Boden an den Theilnehmern des niedergeworfenen Aufstandes übte, in voller Thätigkeit, was ihn veranlaßte unterm 18. Oktober, gerade ein Menschenalter nachdem er jenen Prolog zur Feier der Verfassung geschrieben (S. 217), nachfolgenden Artikel in das württembergische Blatt, Der Beobachter, zu geben:

„Das Standrecht in Baden.

Die Auflehnungen der öffentlichen Meinung gegen das rastlos fortarbeitende Blutgericht in Baden sind nicht blos Ausdruck des natürlichen Gefühls oder der politischen Parteiung; es steht ihnen das strenge, tief verletzte Rechtsbewußtsein zur Seite. Wohl hätte sich erwarten lassen, daß im rechtsgelehrten Deutschland gerade dieser Standpunkt nachdrücklicher, entschiedener eingenommen würde. Dem Schreiber dieser Zeilen ist nicht bekannt, was nach solcher Seite in Baden selbst durch angesehene Rechtskundige, Volksvertreter, Reichstagsabgeordnete, die zu den Grundrechten mitgewirkt haben, öffentlich und mit vollem Gewicht ihres Namens geschehen ist.

Wenn die Genossen der besiegten Partei dort ihre Stimme nicht erheben können, wohl auch nur zu ihrem Nachtheil erheben würden, so ist jetzt eben die rechte Zeit für das abwehrende Einschreiten der Gemäßigten, Unverdächtigen, und wenn der Parteiruf verstummen muß, ist es stille Luft für die Schärfe des juristischen Urtheils. Aber es handelt sich auch nicht lediglich um eine badische Angelegenheit. Mag die Reichsgewalt zerfallen, das Vaterland mehr als je zerrissen sein, dennoch ist es eine gemeinsame deutsche Sache, daß nicht auch die Rechtsbegriffe untergehen; daß an keinem einzelnen Orte die Rechtsordnung und mit ihr die deutsche Bildung und Nationalehre zu Boden liege.

Lebhaft hat sich an dieser Angelegenheit Württemberg betheiligt; aber auch hier ist weniger der streng rechtliche Gesichtspunkt festgehalten worden.

Zu Gunsten derjenigen Württemberger, die in Baden wegen Theilnahme an dem dortigen Aufstand gefangen und dem standrechtlichen Verfahren ausgesetzt sind, ist die Ansicht und Thätigkeit des württembergischen Ministeriums in folgender Weise kund geworden: Die allgemeine Rechtsregel, daß den Gerichten des Landes, in welchem ein Verbrechen begangen worden, auch dessen Bestrafung zustehe, gestatte dem Ministerium nicht, die Auslieferung jener Gefangenen zu verlangen; es könne sich nur dafür verwenden. Es habe darum auch dieselben nicht reklamirt, wohl aber für sie sich dringend verwendet, und es sei Hoffnung vorhanden, daß bei Weitem der größere Theil derselben an Württemberg werde ausgeliefert werden. Diese Hoffnung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen, und wenn sie auch in bezeichnetem Maße sich verwirklicht, so werden doch unter jenem größern Theile gerade die am meisten Beschwerten und Gefährdeten kaum begriffen sein.

Daß ein Staat nicht in die unabhängige Rechtspflege des andern eingreifen darf, ist ein unbestrittener Rechtssatz. Aber damit ist der vorliegende Fall rechtlich nicht erschöpft. Wenn die Angehörigen eines Staats in dem andern einer gerichtlichen Behandlung unterworfen werden, welche mit der Verfassung und den Gesetzen des letztern selbst, wie mit den allgemeinen Rechtsnormen, im Widerspruche steht, dann ist nicht blos eine Verwendung, sondern eine Einsprache, eine Forderung gerechtfertigt und geboten — das Verlangen, daß jene Angehörigen nicht anders als in rechtsgiltiger Form untersucht und abgeurtheilt werden. Ist es nun mit der badischen Verfassung, mit den badischen Gesetzen, geschweige mit den von Baden verkündeten Grundrechten des deutschen Volkes vereinbar, daß die Strafrechtspflege dieses Landes einseitig von der Regierung — ein wohl niemals erhörter Fall — der Militärgewalt eines andern Landes überantwortet ist? daß die Standrechte fortdauern und von Monat zu Monat, als wären es die gleichgiltigsten Fristerstreckungen, erneuert werden, nachdem die Grundbedingungen jeder Standrechtsbestellung, Kriegsgefahr, Aufruhr, so augenscheinlich beseitigt sind, daß der größere Theil des eingerückten Heeres zurückgezogen werden konnte? Oder wäre Das ein Rechtsgrund für das Fortleben der Standgerichte, daß nur mittelst ihrer Diejenigen, die alle getroffen werden sollen, mit der Todesstrafe getroffen werden können? Wenn das württembergische Ministerium, wie nicht zu zweifeln, sich diese Fragen verneint, so wird es für sein Recht und seine Aufgabe erkennen, neben der Verwendung, sei es auch ohne bestimmte Aussicht auf Erfolg, einsprechend und verlangend aufzutreten. Es haftet Gefahr auf dem Verzuge.

L. U."

Ueber Uhlands persönliche Stimmung aber und über die

Art, wie er die tief verletzte Seele einigermaßen zu heilen suchte, dürfte folgender, vom 31. Dezember 1849 datirte Brief an Professor Haßler in Ulm, welcher mit ihm Abgeordneter zur Nationalversammlung gewesen, die beste Auskunft geben:

Sie haben mich sehr erfreut, verehrtester Freund, indem Sie meiner literarischen Anliegen so treulich gedenken. Sämmtliche Lieder näher kennen zu lernen, wird mir von Interesse sein, und nicht minder die Wiesenmayer'sche Handschrift, die ich in den Abgrund der Meusenbachischen Sammlungen versunken glaubte, und nun zu meiner Befriedigung in Ihrem Besitze weiß. Wollen Sie mir all Dies gütig zukommen lassen, so geht meine Ungenügsamkeit noch weiter, wenn ich Sie bitte, das Lied auf Herzog Ulrich, von dem Sie mir sagten, im Fall es sich wieder vorgefunden hat, gleichmäßig beizulegen. Manches, was sich mir nicht in die Liedersammlung selbst eignet, zu der ich übrigens Nachträge zu geben denke, kann mir für die Abhandlung über die ältern deutschen Volkslieder nützlich sein, an der ich jetzt arbeite. Eben diese Beschäftigung muß mich auch entschuldigen, daß ich Ihre frühern Mittheilungen noch in Händen habe; ich werde sie aber nunmehr erledigen und mit den neu zu hoffenden wohlbewahrt zurückliefern. Eine Arbeit dieser stillen Art setzt sich freilich dem Vorwurf aus, daß sie in der jetzigen Lage des Vaterlandes nicht an der Zeit sei: ich betrachte sie aber nicht lediglich als eine Auswanderung in die Vergangenheit; eher als ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutschen Volkslebens, an dessen Gesundheit man irre werden muß, wenn man einzig die Erscheinungen des Tages vor Augen hat, und dessen edlern, reinern Geist geschichtlich hervorzustellen um so weniger unnütz sein mag, je trüber und verworrener die Gegenwart sich anläßt."

„Nun, theurer Freund, noch meine besten Wünsche zum angehenden Jahre; mög' es Ihre Gesundheit völlig herstellen und in lichtern Ausblicken für das Vaterland auch dem Vaterlandsfreunde frohen Muth bringen."

Der Ihrige L. U."

Daß **Uhland** und ebenso sein ehemaliger Berufsgenosse in der Paulskirche, der Aesthetiker **Vischer**, trotz den gegen sie verhängten Geldstrafen, die gerichtliche Vernehmlassung auf eine, längere Zeit nachher, erfolgte Requisition Kurhessens gegen vormalige Mitglieder der Nationalversammlung verweigern würden, „weil dieselben für ihr dortiges Verhalten von Niemand zur Rechenschaft gezogen werden könnten", ließ sich von der unabhängigen Gesinnung der beiden Männer zum Voraus erwarten.

Im Sommer 1850 ward unser Dichter noch einmal von Amtswegen in die Bewegung gezogen, welche die Nationalversammlung in Württemberg nachgelassen. Der nunmehrige provisorische Minister des Auswärtigen nämlich — (das Märzministerium war im Spätjahr 1849 abgetreten) — war von der außerordentlichen württembergischen Landesversammlung in Anklage versetzt worden, weil durch einseitig erfolgten Beitritt der Staatsregierung zu dem sogen. **Interim**, d. h. zu der Uebereinkunft der deutschen Regierungen vom 30. September 1849, welche an die Stelle des abtretenden Reichsverwesers bis zum 1. Mai 1850 eine andere Centralgewalt gesetzt hatten, und gleicherweise durch einseitigen Abschluß der Uebereinkunft Württembergs, Baierns und Sachsens vom 27. Februar 1850 über Grundzüge zu einer künftigen Konstituirung Deutschlands, die

württembergische Verfassung, welche für solche Verträge Einwilligung der Stände fordert, verletzt worden sei. Die Landesversammlung verlangte, daß gegen den Beklagten die verfassungsmäßige Strafe, nämlich Entfernung vom Amt, ausgesprochen werde, und Uhland, schon vor einigen Jahren von der Ständeversammlung in den Staatsgerichtshof gewählt, welcher, aus einem Vorsitzenden und sechs vom König, sechs von den Ständen ernannten Mitgliedern bestehend, über Verfassungsverletzungen zu richten hat, — bekam das Korreferat über die Sache zugetheilt. In diesem Bericht, der volle 35 Oktavseiten der gedruckten Verhandlung einnehmend, sich in gleichem Grade durch Entschiedenheit, wie durch ruhige Unparteilichkeit auszeichnet, fand er die Anklage begründet, blieb aber mit seiner Ansicht in der Minderzahl. Die streng eingehaltene systematische Form läßt das Herausgreifen einzelner, für den Berichterstatter besonders bezeichnenden Stellen aus dieser Abhandlung sehr schwer zu. Wir beschränken uns daher nur auf einige wenige:

„So wenig" — (heißt es nach einer kurzen Einleitung) — „das deutsche Verfassungswerk im Ganzen Bestand erlangt hat, so ist doch durch dasselbe und durch Manches, was in seinem Geleite ging, eine tiefgreifende Umwandlung unsers einheimischen öffentlichen Rechtes herbeigeführt worden. Namentlich durch das von der noch allseitig anerkannten Reichsgewalt verkündete und in Württemberg amtlich veröffentlichte Gesetz vom 27. Dezember 1848, betreffend die Grundrechte des deutschen Volkes, ist dem III. Kapitel der (württembergischen) Verfassung von den allgemeinen Rechtsverhältnissen der Staatsbürger, eine höchst bedeutende Bereicherung und Erweiterung zugewachsen.

Diese zum Eigenthum des württembergischen Volkes geworde-nen Grundrechte haben nach vielen Seiten hin eine bedeutende Abänderung nicht blos der Landesgesetze, sondern auch der Lan-desverfassung angebahnt, und insbesondere hat die grundrecht-lich verbürgte Abschaffung aller Standesvorrechte das Kapitel der Verfassung von den Landständen von Grund aus umgeschaf-fen. Die staatsbürgerlichen Rechte aber, wie sie im III. Kapitel bestimmt waren, haben durch die Erhebung der deutschen Na-tion im Jahr 1848 noch eine andere, wesentliche Ausdehnung gewonnen: sie reichen hinaus über die Grenze der engern Hei-mat in das deutsche Gesammtvaterland, und der Bürger des Einzelstaats hat ein Anrecht erworben auf mitstimmende Theil-nahme an den allgemeinen deutschen Staats- und Rechtsver-hältnissen..... Bis daher gab die württembergische Verfassung nach dieser Seite hin mehr nur Pflichten als Rechte..... Ver-geblich, und selbst für strafbar angesehen, waren die Versuche, eine Vertretung des deutschen Volkes am Bunde anzuregen; der Bewegung des Jahres 1848 war es vorbehalten, diesem gerech-ten Anspruch Bahn zu brechen..... Daß die württembergische Regierung nicht nur zu diesen Vorgängen mitgewirkt, sondern daß sie auch so entschieden, oder entschiedener als irgend eine andere, die ausschließliche verfassung- und gesetzgebende Gewalt der deutschen Nationalversammlung anerkannt hat..... Dies sind allbekannte und mehrangeführte Thatsachen..... Wenn (aber) die Nationalversammlung sich als verfassungge-bende aufgestellt und jeden in ihrer Mitte auf Vereinbarung des Verfassungswerkes mit den Regierungen gestellten Antrag zurückgewiesen hat, so war sie hiezu nicht einzig durch den theo-retischen Grundsatz der Volkssouveränetät bestimmt, sondern durch den thatsächlichen Umstand der vollkommensten Rath- und Hilflosigkeit der Regierungen wahrhaft genöthigt..... Was

unter solchen Umständen kommen müsse, sprach nicht ein demokratischer Mund; sondern ein von demokratischer Seite heftig angefochtenes Promemoria des großherzoglich hessischen Gesandten in der Sitzung der Bundesversammlung vom 4. Mai aus: „„Verhalten sich aber die Regierungen ganz unthätig, so ist vorauszusehen, daß die bevorstehende Versammlung eine rein konstituirende sein und den Regierungen eine Konstitution oktroyiren, wenigstens Dies zu thun versuchen werde, auch den mächtigsten gegenüber. Selbst übrigens wenn — — wie augenfällig — die Regierungen in ihrer Gesammtheit nicht im Stande sein sollten, mit einem ihnen genehmen Verfassungsentwurf hervorzutreten, würden ihre Rechte und Interessen noch sich wahren lassen.““

„Diese Nothwendigkeit, der denn auch die Nationalversammlung fortan gefolgt ist, wurde vor allen von der württembergischen Regierung wohl erkannt..... Ist hienach die deutsche Verfassungssache, jedenfalls der württembergischen Regierung gegenüber, allerdings über den in den Bundesbeschlüssen vom 30. März und 7. April bezweckten Standpunkt der Vereinbarung hinausgetreten, und ist es somit nicht lediglich ein „„Hirngespinnst““, wenn die Landesversammlung in der Anklageakte an dem so gestalteten Rechtsverhältnisse festhält, so macht doch der klägerische Bevollmächtigte die erhobene Anklage ausdrücklich nicht von der Machtvollkommenheit der Nationalversammlung und der unerloschenen Rechtsgiltigkeit der Reichsverfassung abhängig, sondern er hält dieselbe aufrecht auch unter Voraussetzung des, wenn schon nicht von ihm anerkannten, Grundsatzes der Vereinbarung.“

Vier Jahre nach dem beklagenswerthen Schluß des deutschen Parlamentes wurde der Volksmann Uhland fast

gleichzeitig von zwei Ordenskapiteln, welche zwei der ersten Fürsten Deutschlands, die Könige von Preußen und Baiern, für Wissenschaft und Kunst gegründet, zum Mitgliede gewählt, und erachtete es angemessen, beide Orden zurückzuweisen. Im Sommer 1851 hatte er nämlich mehrere Wochen in Berlin zugebracht, wo er die öffentliche Bibliothek benutzte und im Kreise der Brüder Grimm und Varnhagens behaglich verkehrte. Nachwirkung dieses Aufenthaltes war es ohne Zweifel, daß, als durch Tiecks Tod ein Orden pour le mérite erledigt wurde, das Kapitel desselben auf Anregung Alexanders von Humboldt beschloß, diesen Orden an Uhland zu verleihen. Jakob Grimm, der seinen Freund auf diesen Punkt kannte, hatte Bedenken, ob Uhland annehmen werde, und richtete deßhalb eine vertrauliche Anfrage an ihn. Der Befragte zögerte einige Zeit mit der Antwort, entschloß sich aber endlich zu einer verneinenden, weil Annahme eines solchen Ehrenzeichens mit seinen Grundsätzen und seiner ganzen politischen Vergangenheit in Widerspruch stehen würde. Deutlicher noch drückt er sich über die Gründe dieser ersten Ablehnung in dem Schreiben über die fast unmittelbar nachher geschehene zweite aus, die eine nothwendige Thatfolge der ersten war. Wir rücken den in genannter Beziehung an den bairischen Minister, Freiherrn von der Pfordten, gerichteten Brief, dessen abschriftliche Mittheilung, zunächst für den Nekrolog im Schwäbischen Merkur, Seine Majestät der König von Baiern, auf eingereichtes Gesuch an uns gestattet hat, hier nach seinem ganzen Inhalt ein:

Euer Excellenz

verehrte Zuschrift, wodurch ich von der Aufnahme unter die Mitglieder des von Seiner Majestät dem Könige von Bayern neu gestifteten Ordens für Wissenschaft und Kunst benachrichrichtigt werde, kommt so eben in meine Hände.

Die königliche Huld, von der mir diese große und überraschende Auszeichnung zugedacht ist, verehre ich mit tiefgefühltem Danke, und würde den Ausdruck desselben an Seine Majestät unmittelbar gerichtet haben, wenn nicht die nachbemerkten Umstände Dies als weniger zukömmlich erscheinen ließen.

Gleichzeitig mit der hohen Begünstigung in München bin ich eben so unverhofft vom Kapitel des für gleichen Zweck gegründeten königlich preußischen Ordens zum Mitgliede gewählt worden. Da jedoch diese Wahl erst noch höherer Bestätigung bedurfte, so ergriff ich den Zeitpunkt der noch unentschiedenen Sache, um den Vorstand des Kapitels in Kenntniß zu setzen, daß ich durch den Eintritt in eine solche Ehrenstelle mit literarischen und politischen Grundsätzen, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verläugnet habe, in unlösbaren Widerspruch gerathen, und dieser Widerspruch um so stärker hervortreten würde, wenn ich in derselben Zeit mich mit Ehrenzeichen geschmückt fände, in welcher Solche, mit denen ich als Mitglied der deutschen Nationalversammlung zwar nicht in Allem, aber doch in Vielem und Wichtigen zusammeuging, dem drückendsten Loose verfallen sind.

Die Ueberzeugungen, die mich in dem einen Falle über Verdienst zuerkannter Auszeichnung geleitet haben, müssen auch im andern Falle meine Handlungsweise bestimmen. Das Statut des Maximilianordens kennt nun zwar nicht die zwei verschiedenen Stufen der Wahl und der Bestätigung, aber bis jetzt hat auch die Ausfertigung der königlichen Ernennungsdekrete

noch nicht stattgefunden. In dem Augenblicke, da ich die hochverehrliche Benachrichtigung empfing, war ich im Begriff, an einen würdigen Gelehrten in München die Bitte zu stellen, daß er am geeigneten Orte mein Bedenken zur Sprache bringen möchte, womit sich dann das Beruhen der förmlichen Ernennung von selbst ergeben würde. Jetzt bleibt mir nur übrig, Euer Excellenz zu versichern, daß es mir für Erweise reichen Wohlwollens nicht an regem Gefühle fehlt, zumal in einer Zeit, die auch bitt're Erfahrungen brachte, und daß es mir schwer fällt, durch Festhalten an Grundsätzen, denen ich Treue schuldig bin, mich dem von andrem Standpunkt begründet erscheinenden Vorwurf der Schroffheit gerade da auszusetzen, wo ich so gerne nur den Empfindungen der Dankbarkeit Raum geben möchte.

Der ich in ausgezeichneter Verehrung unterzeichne

Euer Excellenz

Tübingen, 3. Dez. 1853. ehrerbietiger

Dr. Ludwig Uhland.

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem!“ Diese Worte Shakespeares sind schon von verschiedener Seite her auf den Briefsteller angewandt worden. An vorliegender Stelle, sowie gegenüber seinem Verhalten im Rumpfparlament in Stuttgart, passen sie wohl am meisten. War er mit seinem politischen Idealismus, mit seiner Forderung und seinem männlichen Glauben, daß die der Menschheit würdigere Idee deßhalb auch sogleich in's praktische Leben einzuführen sei und sich dort ungetrübt erhalten werde, mitunter kein Staatsmann, so war er vielleicht, wie der große Fichte, der ein solcher eben so wenig genannt werden konnte, ein Prophet künftiger Jahrhunderte!

Zu neuer, fast jugendlicher Triebkraft regte ihn zwei

Jahre später, im Sommer 1855, die von dem trefflichen Freund Pfeiffer für deutsches Alterthum unternommene Zeitschrift „Germania“ an. Als Dieser Jenem den Plan zu derselben mittheilte, aber die Ausführung von seiner Theilnahme abhängig machte, ging er sogleich auf Gründung eines solchen Organs in Schwaben ein, und das anfängliche Bedenken, dem neuen Unternehmen seine Mitwirkung zuzusagen, nachdem er Jahre lang der Aufforderung, sich an einer in Norddeutschland erscheinenden Zeitschrift gleichen Faches zu betheiligen, widerstanden, war unschwer zu überwinden. Pfeiffer hatte die Freude, gleich das erste Heft mit einem Aufsatz Uhlands eröffnen zu können, und seitdem gehörte er zu den ausdauernsten Mitarbeitern; kein Jahr verging, wo er nicht wenigstens Eine Frucht seines Geistes dort niedergelegt hätte.*

Im November 1859 trug der zweiundsiebzigjährige Greis kein Bedenken, der Einladung zum stuttgarter Schillerfeste, welche sein Freund Kerner aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt, von Tübingen aus zu folgen. Hier zum ersten Mal machte er dem Herausgeber dieser Blätter den Eindruck eines gealterten, in der körperlichen Kraft etwas herabgekommenen Mannes. Der Gang vom Rathhaus durch mehrere festlich geschmückte Straßen bis zur Schillerstatue, der, räumlich nicht sehr lang, durch die Menge der Theilnehmenden sich zu einer Dauer von mehr als zwei Stunden ausgedehnt, hatte ihn sichtbar angegriffen, so daß er, als nun bei jener Bildsäule Halt gemacht wurde, und

* S. 15 des Nachrufs.

Wagen und Reiter vor uns Fußgängern vorüberzogen, das Glas „Marbacher", welches ihm vom Wagen des Küfergewerkes geboten ward, mit augenfälliger Befriedigung annahm und mit einigen raschen Zügen bis zum Grund leerte. Bei dem großen darauf folgenden Festmahl im Museum brachte er, durch einen an ihn gerichteten Toast veranlaßt, folgenden längern Trinkspruch aus, dem man zwar die Improvisation einigermaßen anfühlt, der aber eben als improvisirt um so mehr Beachtung verdient, da Reden aus dem Stegreif sonst seine Sache keineswegs war.

„Als auf dem Festplatz die große Glocke der Stadt Stuttgart erklang, gemahnte sie mich daran, daß Schiller in jungen Jahren dieselbe vielmals gehört haben muß; daß eben dieser Klang in seiner Seele geschlummert haben und lange nachher zum berühmten Lied von der Glocke geworden sein mag. Er hat die Gocke zum Symbol einer umfassenden, dichterisch-sittlichen Weltanschauung erkoren. Eine große, weit hallende Glocke ist Schillers ganze Poesie. Der Dichter hat gleichwohl nicht das Haupt emporgeworfen. Im Augenblicke, da die blühenden Töchter der Stadt den Fuß der Säule bekränzten, sahen wir das edle, gebeugte Haupt vom hervortretenden Sonnenscheine beleuchtet. Ueber Länder und Meere tönt heute die Festglocke der Schillerfeier. Auch jenseits des Oceans werden Deutsche, die nun seit zehn Jahren in der Verbannung leben, von einer heftig erregten Zeit her, in welcher selbst die Höchsten und Edelsten nicht auf festem Boden standen, diesen Laut vernehmen, mit schmerzlicher Erinnerung und doch mit freudigem Stolz auf den Gewaltigen aus dem Heimatlande. In der deutschen

Heimat selbst wird die Glocke nicht unwirksam und segenlos verhallen. Daß die Feier, zu der sie geladen, eine volksthümliche sei, deß sind wir Alle Zeugen, die wir den in Ernst und Scherz wohlgelungenen Festzug angesehen. Mahnend und zugleich ermuthigend wird der ernste Klang in deutsche Länder dringen, die so lange schon in ihren theuersten Rechten sich gekränkt fühlen. „Heil'ge Ordnung, Himmelstochter", spricht der Meister des Glockengusses; zu der heiligen Ordnung aber zählt er das froh bewegte Leben „in der Freiheit heil'gem Schutz". Ertönen wird der Glockenruf in die Zerrissenheit des deutschen Gesammtvaterlandes, in dessen klaffende Wunde wir eben erst tief hinabblickten. „Concordia soll ihr Name sein!" Concordia tauft der Meister seine Glocke. Concordia bedeutet aber nicht eine träge, todte Eintracht, nein! wörtlich: Einigung der Herzen, in Schillers Sinne gewiß: Eintracht frischer, thatkräftiger, redlicher, deutscher Herzen. Concordia schalle hoch!"*

Weit rüstiger dem Ansehen nach traf ich ihn im folgenden Sommer zu Friedrichshafen. Hieher war er von einem seiner gewöhnlichen längern Ausflüge an den Bodensee gekommen, und erschien bei dem vor der Abreise mit mir und Andern im Gasthof eingenommenen Abendessen ungewöhnlich heiter. Hier sprach, hier sah ich ihn zum letztenmal, und hatte bei der gewohnten strammen, aufrechten Haltung seiner Gestalt, bei dem frischen Blick seines Auges nicht die leiseste Ahnung, daß er schon nach zwei Jahren nicht mehr

* Das Schillerfest in Schillers Heimat, von O. Elben. 1859. S. 53.

unter den Lebenden sein werde. Selbst sein Haar kam mir beim Lampenlichte nicht auffallend grau vor; er war, wenigstens für diesen Tag, wieder ganz der Mann geworden, dem man sein Alter nicht ansah. — Siebzehn Monate später, im Februar 1862, war er, noch rüstig wie immer und des Winters nicht achtend, zum Begräbniß seines Freundes Kerner geeilt, wobei er sich etwas erkältet hatte. Wenige Wochen später ließ er sich's nicht nehmen, dem Sarg eines Jugendgefährten, des in Tübingen verstorbenen Professors der Anatomie, Baur, folgend, dem noch nicht ganz verwundenen schlimmen Einfluß der weinsberger Reise abermals entgegenzutreten, so daß von da ab die Zeit seines Kränkelns beginnt. Sein im April dieses Jahres eingetretener, in allen Gauen Deutschlands festlich begangener fünfundsiebzigjährige Geburtstag traf ihn bereits leidend. Fast fiel ihm in diesem Zustande die Unzahl der glückwünschenden Telegramme, so sehr er sich dieser Liebeszeichen erfreute, etwas beschwerlich, aber Eine Gabe rührte und erheiterte ihn durch ihre liebenswürdige Naivetät im höchsten Grad, und wir bezeichnen ihn selbst näher, wenn wir hier ausführlicher auf dieses Angebinde und dessen Aufnahme uns einlassen. Aus einer oberschwäbischen Stadt traf ein Schreiben von weiblicher Hand — so schloß man aus der Handschrift, ein Name oder sonst eine Andeutung des Geschlechtes war nicht beigefügt — ein, in welchem erzählt ward, die Schreiberin sei am letzten Feste der Verkündigung Maria's (25. März) nach der Messe spazieren gegangen, und da, unter dem lichten, blauen Frühlingshimmel, habe sie der Gedanke an die herrliche Schilderung im Waller:

Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur? ꝛc.

so ergriffen, daß sie nicht anders könne, sie müsse dem verehrten Dichter heut' an seinem Geburtstag ein Zeichen des Dankes schicken. Da sie aber Das, was sie ihm am liebsten zukommen lassen möchte, in ihrer Umgebung nicht in gehöriger Güte aufzutreiben im Stand sei, so erlaube sie sich, ihm beiliegend einen — Dukaten zu senden. Für diesen solle er sich eine oder zwei Flaschen recht guten Weins anschaffen, und beim Trinken der Uebersenderin freundlich gedenken. — „Wir wollen das Geld ins Armenhaus schicken“, sagte Uhlands Gattin. „Zweimal so viel!“ entgegnete der greise Dichter, „aber der Dukaten gehört mir, und der freundlichen Geberin muß der Wille geschehen!“ Und er bestand darauf, daß das Goldstück wirklich zu dem angegebenen Zweck verwendet werde, und versicherte mehrmals, selten habe ihn etwas so gefreut, als die treuherzige, liebevolle Art, womit ihm diese Anerkennung seines Sängerberufes dargebracht worden.

Damit sind wir von selbst auf die Bahn gerathen, noch einige Züge von Uhlands Privatleben, bald den Dichter, bald den Forscher, bald den Menschen schildernd, zu geben.

Der Manifestation der Naturanlage nach war Uhland ein Dichtertalent in eminentem, wenn auch auf ein enges Feld zu beschränkenden Sinn, aber keine Dichternatur, vielmehr beinahe das Gegentheil der letztern; nicht blöde, aber wortkarg, graniten, selbst im vertrautesten Kreis

nicht selten mit dem Ausdruck ringend, machte er Unbekannten wohl nie den Eindruck eines von den Musen Geweihten. War schon in seiner Seele nichts frei Aufquillendes, wie man sich eine poetische Persönlichkeit unwillkürlich vorzustellen geneigt ist; — gingen bei ihm neben der wärmsten Empfindung, wenigstens scheinbar, eine oft fast unbegreifliche Kühle und Zurückhaltung her, so daß er in Bezug auf dichterische wie auf vaterländische Angelegenheiten mitunter mehr wie der alleinige Priester eines Mysteriendienstes in seinem Innern, der da plötzlich durch ein ungeahnetes bedeutendes Wort überrascht, als wie der von dem Gott zur Rede hingerissene Sprecher an die Menge erschien, so stand sein Aeußeres zu der Begabung seines Innern in noch stärkerem Gegensatz. Wenn Schiller, wie eine sinnige Frau sich einmal eben so naiv als bezeichnend ausdrückte, „aussah, wie ein Mann aus einem fremden Land", so erschien Uhland, zumal wenn die bedeutungsvolle Stirn durch Hut oder Mütze bedeckt war, dem oberflächlichen Blick wie Einer, dem man in jeder Straße begegnen kann. Ja die schon erzählte Täuschung jenes Universitätsgenossen, welcher, als er in Karlsruhe den Doktor Juris Uhland im Gasthof traf, verlegen bekannte, er habe eigentlich den Dichter Uhland gesucht, wiederholte sich viele Jahre später am Rhein. Hier wurde Uhland von der stark besetzten Abendtafel des Gasthofs abgerufen, und kehrte nach einiger Zeit lachenden Mundes zu den Reisegefährten zurück, erzählend, der Kellner habe ihn einem Herrn zu lieb hinaus beschieden, der dringend die Bekanntschaft des schwäbischen Sängers zu machen gewünscht, bei seinem Anblick aber alsbald, überzeugt das

Gerücht von der Anwesenheit des Letztern beruhe auf einem Irrthum, mit Entschuldigungen weggegangen sei.*

Noch mehr! schon während der pariser Reise selbst, auf welcher, wie es scheint, das Mißverständniß des karlsruher Freundes vorgekommen, wiederholte sich dasselbe in ziemlich entsprechender Weise. Uhland hatte zum Weggefährten von Straßburg aus unter Andern einen französischen Offizier, Elsäßer seiner Heimat nach, der sich mit dem jungen Deutschen freundlich unterhielt, und ihn nach einiger Zeit in der kaiserlichen Gemäldesammlung zu Paris wieder traf. Sehr erfreut, denselben an einem Ort, „wo er ihn gar nicht vermuthet hätte“, zu finden, machte er sich's zur Pflicht, ihm die geschichtlichen Bilder zu erklären, und bemerkte, als die Reihe sofort an die mythologischen kam: „Das werden Sie nun freilich nicht verstehen, Das liegt über Ihrem Bildungskreis.“ Er hätte seinen Reisegenossen für einen der zahllosen deutschen Handwerker gehalten, die in der französischen Hauptstadt ihre Schule vollenden zu müssen glauben. —

* Die in Karlsruhe spielende, in des Dichters Heimat ziemlich bekannte Geschichte wurde dem Herausgeber zuerst von Gustav Schwab, wenigstens zwanzig Jahre vor der Zeit, in welche die zweite, am Rhein vorgekommene, fällt, erzählt, kann also unmöglich auf einer Verwechselung mit der zweiten beruhen. Schwabs Bericht wich von der Darstellung, die wir weiter vorne, S. 108, gegeben, nur darin ab; daß er den Vorgang nicht nach Karlsruhe, sondern, unserer Erinnerung nach, in's Wildbad verlegte, während mehrere wohl unterrichtete Personen, die wir jetzt befragt, insgesammt für Karlsruhe sich erklärten. Die minder bekannte Geschichte am Rhein wurde uns von einem Augenzeugen, Herrn Oberstudienrath Cl. mitgetheilt, und so muß man denn nothwendig annehmen, der wunderliche Fall sei zweimal vorgekommen.

Ebenso ward Uhland auf einer weit spätern Reise von einem mitfahrenden Phrenologen nach Untersuchung seines Schädels für einen Uhrmacher erklärt, ohne daß er nöthig erachtete, den Irrthum zu berichtigen; den Lorbeer auf dem scheinlosen Haupt fühlend hatte er vielmehr seinen herzlichen Spaß an dergleichen Urtheilen.

Zur heitersten Laune und zu Darlegung seines Selbsts in seiner ganzen Liebenswürdigkeit stimmte ihn folgendes, in seine spätere Lebenszeit fallende Mißverständniß, mit welchem die Reihe der hier erzählten geschlossen sein möge. An der Straße zwischen Pfullingen und dem durch W. Hauffs Roman bekannt gewordenen, jetzt im mittelalterlichen Styl neugebauten Schlosse Lichtenstein, erhebt sich seit geraumer Zeit in malerischer Lage eine Papierfabrik. Als Uhland dieselbe auf einer Fußwanderung zum erstenmal zu Gesicht bekam, verweilte er, von dem einladenden Anblick gezogen, eine Zeit lang mit sichtbarem Wohlgefallen, so daß ein ältliches Mütterchen endlich die Frage an ihn richtete: „Ist Er auch ein Papiermacher?“ „Ach nein, gute Frau,“ entgegnete der Dichter, „verdorben hab' ich schon viel Papier, aber gemacht noch keins.“

Es muß dabei bemerkt werden, daß Uhlands Kleidung, obwohl immer höchst sauber und sorgfältig, und keine Spur von poetischer Unordnung oder Schlottrigkeit an sich tragend, doch stets ungemein einfach war: Sommers wie Winters der schlichte, dunkle Tuchrock, auf dem Kopf bei den so häufig eingeschlagenen Fußwanderungen gewöhnlich die eben so schlichte Mütze; auf dem Rücken, wenn der Weg von größerer Ausdehnung, nicht selten der Tornister.

Zu jenem Widerspruch in der Plastik der Natur aber kam als weiterer Grund, welcher Fremde über ihn irrführte, daß des stillen Mannes Anspruchlosigkeit und zarte Bescheidenheit fast in's Unglaubliche gingen. Nicht nur jede geräuschvolle Huldigung war ihm im höchsten Grade zuwider, sondern selbst um die gewöhnlichste Dienstleistung sprach er einen Fremden, und war derselbe zu ihr auch von Amtswegen verpflichtet, nur schüchtern, ja, wenn er voraussetzte sie sei dem Anzusprechenden aus irgend einem Grund nicht ganz genehm, lieber gar nicht an, so sehr er für seine Persen den Dienst wünschen mochte. Als er bei der Nachricht, die sogenannte Klingenbergische Kronik sei in St. Gallen aufgefunden, eigens dorthin geeilt war, kehrte er, ohne die Handschrift gesehen zu haben, mit der ihm gewordenen Versicherung zurück, dieselbe enthalte nichts von der ihn interessirenden Tellsage. „Haben Sie denn auch die Handschrift verlangt?“ fragte sein Freund Pfeiffer. Dazu, erwiderte Uhland, habe er, da man sie ihm nicht von selbst gereicht, nicht den Muth gehabt. Er hatte nämlich aus dem Nichtreichen geschlossen, der Auskunftgebende wolle vielleicht selbst etwas über jene Sage schreiben, es werde ihm somit unangenehm sein, wenn er das Manuskript zu diesem Zweck Andern vorzulegen habe*.

Natürlich konnte er öffentlich dargebrachten Ovationen

* Bei der Darstellung im Schwäbischen Merkur war dieser letztere, uns damals nicht bekannte Zug in vorliegender Geschichte weggelassen. Jetzt werden wir ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, derselbe möge hier nachgetragen werden, weil Uhlands Zurückhaltung sonst gar zu unbegründet erscheinen würde.

nicht immer entgehen, und gab sich dann mehr wie das Opfer, als wie der zu Feiernde zu denselben her. Bekannt ist, daß er einmal einen ihm zum Abschied überreichten Lorbeerkranz zwar mitnahm, unterwegs aber an einem Baum, an welcher der Wagen vorüberkam, aufhängte. Noch in seiner Krankheit erfreute er sich in dieser Hinsicht an folgender ihm erzählten Anekdote. Als der schweizerische General Dufour vor einiger Zeit in den Kanton Neufchatel gekommen, hatten ihm die Bewohner von La Chaux de Fonds eine Anerkennung bereitet, die ihm etwas lästig war. Zur Rechtfertigung hatte man ihm gesagt, die Deutschen hätten auch so einen Alten, welchen sie aller Orten öffentlich ehrten. „Wen?“ fragte der General; „gewiß einen Gelehrten!“ „Nein,“ war die Antwort, „einen Dichter, den Uhland!“ Nun, der sei freilich eben auch so ein bon diable, wie er selbst! hatte Dufour erwidert.

Aus jener rührenden Zurückhaltung rein persönlicher Wünsche, aus jenem Fliehen vor den Beifallszeichen der Menge darf man übrigens durchaus nicht den Schluß ziehen, Uhland sei nicht im Stand gewesen, sich selbst bei passender Gelegenheit energisch geltend zu machen. Wie so manche andre edle Natur hatte er Dies vollkommen in seiner Gewalt, sobald er von einer Idee getragen wurde. Es wird ein Fall aus dem Anfang der Bewegung von 1848 erzählt, wo er in größerer Gesellschaft einen Gegner seiner politischen Ansichten mit ein paar kräftig hingeworfenen Worten so außer Fassung brachte, daß derselbe den ganzen Abend keine Sylbe mehr hervorzubringen vermochte. Nur wo es sich rein um sein sterbliches Ich handelte, war er scheu, und

wo er einen Streit für unziemlich oder auch für unfruchtbar hielt, zurückhaltend, wie z. B. im Gegensatz mit politischen Angelegenheiten, in literarischen. Polemik in letzterer Beziehung war durchaus nicht seine Sache; kaum daß im ersten Jugendmuth einige Plänkeleien gegen Weisser und Konsorten vorkamen, und selbst diese ohne daß der Name Dessen oder Derer, gegen welche die Pfeile gerichtet waren, genannt wurden!

An diese Bemerkung reiht sich am schicklichsten ein Ausspruch des genau und liebevoll beobachtenden Pfeiffer über das literarische Geschäftsleben Uhlands an: „So wenig als in seinen poetischen Schöpfungen war er als Gelehrter was man einen raschen Arbeiter nennt. Alle Arbeiten Uhlands sind nur langsam und zögernd gereift. Unermüdlich, zäh und ausdauernd im Einsammeln des Stoffes, den er von allen Seiten her, aus Büchern und Handschriften zusammentrug, zögerte er doch stets mit der Ausarbeitung, so lange er noch irgend eine Lücke in seiner Kenntniß wußte, und Jahre lang konnte er auf die Oeffnung einer ihm verschlossenen Quelle warten. Erst wann er überzeugt war, das gesammte erreichbare Material in seiner Gewalt zu haben, legte er Hand an, und führte dann die Ausarbeitung überraschend schnell zu Ende. Sagenstoffe, deren Erforschung und Erklärung Orts- und Lokalkenntniß voraussetzt, nahm er nie in Behandlung, ohne zuvor an Ort und Stelle das Terrain zu studieren, und die genauesten Erhebungen zu pflegen. Auf solchen gewissenhaften, sorgfältigen und wiederholten Studien der Ruinen, ihrer Umgebungen und des ganzen Umkreises des sog. „Untersees“ beruht z. B. die Ab-

handlung über die Pfalz „Bodmann“ und deren Sage vom Nebelmännlein, die nun aber auch ein unübertreffliches Muster klarer, lebendiger, anschaulicher Schilderung ist. — Derselbe Fall ist es mit der „Tellsage“ und der „Sage von Struthan Winkelried, dem Drachentödter,“ die ihn beide in den letzten Jahren seines Lebens lebhaft beschäftigten. Er wurde nicht müde, Jahr um Jahr im Sommer oder Herbst nach der Schweiz zu reisen, die Ufer des Vierwaldstättersees und die Orte und Gegenden, an denen jene Sagen haften, zu untersuchen und zu besichtigen und die Eingeborenen, Gelehrte und Ungelehrte, zu fragen und zu berathen“ *.

„Der Lieblingsboden seiner Forschungen“ — bemerkt, damit übereinstimmend, ein anderer ihm nahe gestandener Freund — „war das Ineinandergreifen von Sage und Geschichte; es war ihm ein besondrer Genuß in einer Sage oder Mythe die geschichtlichen Bestandtheile, die (schon berührten) örtlichen Anschauungen, den persönlichen, religiösen oder naturwissenschaftlichen Kern nachweisen zu können.“ Außer den bereits beispielsweise genannten Wanderungen in die Schweiz waren auch die meisten seiner andern Reisen durch derartige Untersuchungen hervorgerufen, und namentlich wurden außer der St. Galler und Züricher Bibliothek auch diejenigen „zu München, Wien, Berlin, Braunschweig, Wolfenbüttel, so wie die Privatsammlung seines Freundes Laßberg zu Meersburg durchforscht. Ja in den letzten zwölf Lebensjahren hatte sich auf diese Studien seine ganze Thä-

* Nachruf. S. 16 ff.

tigkeit reducirt, und Politik und Poesie traten dagegen zurück. Noch auf dem Krankenlager ging er damit um; in den Fieberträumen und Zuständen halbwachen Bewußtseins beschäftigte er sich mit den Namen und Thaten der in der Sage vorkommenden Helden“ *. — Daß er bei solcher Geistesrichtung manchmal sehr lebhaft gegen die Manier, welche die Geschichte bei den Diplomen anfängt, gesprochen; daß er versicherte, ihn, für seine Person, habe immer mehr der Volksgeist, das Ursprüngliche, auch Heidnische im Volk angezogen, wird man von selbst erwarten.

Wie wortkarg er in Bezug auf andre Dichter, besonders in Bezug auf solche ersten Ranges gewesen, ward bereits angeführt. Mit Ausnahme seiner bereits berichteten Aeußerung über eine Stelle in Dante kam er in unsrer Gegenwart nur Einmal über ein Erzeugniß der Poesie in's Feuer — über Chamisso's damals eben erschienene Terzinendichtung Salas y Gomez, die ihn so mächtig ergriff, daß er sie alsbald vorlas, eine gesellschaftliche Dienstleistung, die wir, für unsre Person, ihn später nie wieder ausüben sahen. Sich über noch lebende Dichtergrößen vor minder Bekannten, zumal in zahlreicher Gesellschaft, auszusprechen, scheint ihn übrigens mitunter auch die Besorgniß abgehalten zu haben, seine Worte, als diejenigen, auf welche man natürlich ein großes Gewicht legte, möchten zu einer ihm nicht wünschenswerthen Kundbarkeit gelangen, oder wohl auch auf entstellte Weise herumgetragen werden. In einer Ge-

* Joh. Ludwig Uhland. Heft 74 von Unsere Zeit. S. 105.

sellschaft bei Döderlein in Erlangen, der den Dichter im Herbst 1828 mit einer gewählten Gesellschaft seiner akademischen Amtsgenossen feierte, eröffnete ein geistreicher Professor ein Gespräch mit Uhland über Göthe damit, daß er die jugendliche Epoche desselben entschieden über die spätere, klassisch genannte, stellte. „Ich erinnerte mich dabei," erzählt Adolph Schöll*, dem wir diesen Zug wieder entnehmen, „daß mir Uhland einmal gesagt, der „Faust" sei ihm selbst am liebsten in der Gestalt des Fragments, wie ihn Göthe zuerst herausgegeben. Ich war begierig, ob er sich in diesem Sinne weiter aussprechen und der Ansicht des Professors nähern werde. Dies erfolgte keineswegs. Der beredte Angreifer entwand ihm nicht das kleinste Wort der Zustimmung. Er entgegnete zwischen dessen lebhaftern und längern Ergüssen immer nur wenige Worte. Die einzelnen hab' ich vergessen, weiß aber noch, daß sie, ohne Urtheile von Uhland selbst über die Dichtungen auszusprechen, die Berufung auf die eingestandene und unverkennbare Wirkung dieser angefochtenen Werke auf die verschiedensten Talente und geistigen Bestrebungen enthielten, was doch eine ganz andre Kernbeschaffenheit voraussetze, als der Gegenredner finden wolle!"

Oft sprach Uhland gegen den Subjektivismus in der neuern Literatur. Schon Göthe in Dichtung und Wahrheit scheine ihm zu weit gegangen zu sein; auf diese Art entstehe keine Nationalliteratur. Ihm gefalle, daß man von Shakespeare so wenig wisse, etwa nur, daß er sich mit Wilddieberei ab-

* A. a. O. des Orion S. 132.

gegeben, was doch etwas Frisches gewesen. Die Lyrik unsrer Tage besage öfters nur, daß es den Dichtern heute so, morgen anders sei.

Gehen wir damit näher zu unsres Dichters schon berührten literaturgeschichtlichen und sagenforschenden Arbeiten über, so haben wir der Abhandlung über das altfranzösische Epos und der Monographie über Walther von der Vogelweide bereits gedacht. Durch keine einschlägigen Studien in den Stand gesetzt, über dieses Feld von Uhlands Thätigkeit ein genügendes eigene Urtheil zu fällen, geben wir über diejenigen Erzeugnisse derselben, von welchen noch nicht die Rede gewesen, abermals das Urtheil Pfeiffers, wohl des spruchfähigsten Richters, an welchen in dieser Sache verwiesen werden könnte. Zunächst über den „Mythus von Thor", der als erster Band der „Sagenforschungen" im Jahr 1836 erschien.

„In dieser vom feinsten poetischen Sinn und Verständniß, vom liebevollsten Eindringen in die religiöse Weltanschauung der germanischen Völker Zeugniß gebenden Arbeit," sagt unsre Quelle*, „hat Uhland der deutschen Mythen- und Sagenforschung, wenn sie mehr sein soll, als gelehrte Spielerei, für immer Richtung und Ziel angewiesen. Leider bis jetzt vergeblich; denn das zarte Erfassen, die maßvolle Besonnenheit, die er in seinen Mythendeutungen überall an den Tag gelegt, ist ohne Nachfolge geblieben. Nicht ohne Unmuth betrachtete er den verkehrten Betrieb der deutschen Mythologie, und hat demselben in seinen Gesprä-

* Aus dem Nachruf. S. 13 f. etwas abgekürzt.

chen oft Wort geliehen. Beim Lesen dieser ungeheuerlichen Ausschreitungen ungezügelter Einbildungskraft, sagte er einst, meine er oft in einem Narrenhause zu sein."

Dem Thormythus sollte ein zweites Bändchen mit dem Mythus von Odhin (Wuotan) folgen, als die Bewegung des Jahrs 1848 den Verfasser von dieser Arbeit abrief. In den fünfziger Jahren nahm er sie wieder auf, ohne damit zum Abschluß zu kommen; doch vermuthet Pfeiffer, daß einzelne Abschnitte davon ausgearbeitet unter den Papieren des Verstorbenen sich finden dürften. — Als Hauptwerk auf dem Gebiet seiner Forschungen betrachtete Uhland die schon erwähnte Sammlung „alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder," von welchen der erste, die Liedersammlung umfassende Band in den Jahren 1844 und 1845 in zwei Abtheilungen herauskam. „Aus einer ungeheuern, fast überwältigenden Fülle theils handschriftlicher, theils gedruckter Quellen," sagt Pfeiffer*, „traf er, geleitet von seinem eignen poetischen Genius und einem ihn nie täuschenden Sinn für alles Volksmäßige, mit sicherer Hand die Auswahl. „„Das Ganze,"" sollte „„weder eine moralische noch ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens"" sein. Dies wäre es auch ohne Zweifel geworden durch die für den zweiten Band verheißene Abhandlung, die über die Gründe der Auswahl und Anordnung Rechenschaft gegeben und dem Ganzen die Krone würde aufgesetzt haben. — Was wir von dieser „„Abhandlung"", wie er sie bescheiden nannte,

* Nachruf. S. 14 f.

hätten erwarten dürfen, zeigen die aus ihr entnommenen Abschnitte 1) Zwei Gespielen, 2) Der Rath der Nachtigall, 3) Sommer und Winter, die er mir für die Germania mitgetheilt hat; drei herrliche, farbenreiche, von Poesie gesättigte Gemälde, wie nur ein ächter Dichter sie entwerfen kann."

Ueber Uhlands Theilnahme an genannter Zeitschrift haben wir bereits gesprochen. Seine dorthin gegebenen „Beiträge zur schwäbischen Sagenkunde: „„Die Pfalzgrafen von Tübingen,"" „„Dietrich von Bern,"" „„Bodmann,"" — und zur deutschen Heldensage: „„Sigemund und Sigeferd,"" „„Der Rosengarten von Worms,"" bemerkt Pfeiffer *, „sind Abhandlungen, die eben sowohl durch die ungemeine Belesenheit und Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der gesammten Literatur des germanischen Alterthums, als auch durch die meisterhafte Beherrschung des Stoffes und die klassische Darstellung Bewunderung erregen und eine Zierde unsrer Literatur bilden."

Fast könnte man sagen, die letzte Freude für ihn in diesem Leben haben zwei damals erschienene, in seine Forschungen einschlagende Bücher hervorgerufen, nämlich Michelauts Ausgabe des altfranzösischen Gedichtes von den Haimonskindern, und die durch Wackernagel und Rieger besorgte neue Ausgabe des Walther von der Vogelweide. Beide sind ihm, (das erstere neben ihm auch Adelbert Keller) gewidmet.

Fassen wir endlich Uhlands eigene Dichtungen in's

* Ebend. S. 16.

Auge, die wir bis jetzt nur nach deren Beziehung zum innern oder äußern Leben ihres Verfassers in Betracht genommen, uns die eine oder andre kritische Bemerkung nur im Vorüberflug erlaubend, — so steht Eine Thatsache für uns fest: Uhland ist zu dem umfassenden Ruhm, den er bei der deutschen Nation genießt, fast in gleichem Grade durch seine Wirksamkeit und vor Allem durch seine Gesinnung als Abgeordneter des Volkes und als Kämpfer für dessen Rechte, wie durch seine dichterischen Leistungen gelangt; sein Name ist mit der Entwickelung und mit dem Geschicke des Vaterlandes verflochten, und schwerlich wird Jemand hierin eine Herabsetzung des Kranzes erblicken, der ihn schmückt. Nebenher verdankt aber der Dichter einen großen Theil der Liebe, die sein Volk bis jetzt zu ihm als solchem trägt, nur der Sangbarkeit seiner lieblichen Lieder, vor Allem Konradin Kreutzers vortrefflichen vierstimmigen Kompositionen für Männergesang, die in tausend und aber tausend Liederkränzen und Liedertafeln durch ganz Deutschland widerhallen*,

---

* In Württemberg und wahrscheinlich auch sonst in Deutschland sind außer den Kreutzer'schen Kompositionen zu Uhlands Liedern namentlich auch die höchst gelungenen Tonsetzungen von dem verstorbenen E. F. Kaufmann bekannt und vielgesungen, z. B. zum Ständchen („Was wecken aus dem Schlummer mich“ xc. xc.), zu Des Knaben Tod, Der Meerbräutigam, Waldlied u. s. w. Eben so hat Musikdirektor Hetsch in Mannheim, ein geborner Württemberger, mehrere Uhlandische Lieder komponirt, und in neuester Zeit sind von Musikdirektor Otto Scherzer in Tübingen Kompositionen erschienen zu Die Nonne, Die Zufriedenen und Bauernregel. — Außer diesen haben bekanntlich auch Silcher (ebenfalls ein Württemberger), Schumann, Mendelssohn sich durch Komposition Uhlandischer Lieder ausgezeichnet.

und in dieser Hinsicht werden die Lorbeeren um Uhlands Haupt noch wachsen. Schon vor ein und zwanzig Jahren sprachen wir unsre Ansicht in dieser Beziehung dahin aus*: „Gerade die trefflichsten Erzeugnisse seiner Muse scheinen bei dem größern Publikum geringern Anklang gefunden zu haben, ja geradezu weniger bekannt zu sein, als diejenigen Produkte eines vorangegangenen Zeitabschnittes, welche nach der richtigen Bemerkung eines frühern Beurtheilers, (des verstorbenen Wilhelm Müller, Verfassers der Griechenlieder,) ihrem Schöpfer eher nur den Namen eines Sängers als eines Dichters eintragen dürften". Schon damals hatten wir bemerkt: „Und so läßt sich denn wirklich schwer begreifen, warum Bertran de Born, der dichterischen Idee nach die Krone von Uhlands Schöpfungen (während Der Waller es der Form nach ist) bis jetzt noch so selten eine öffentliche Anerkennung erhalten hat. Hier stört kein als noch fortlebend behandelter Glaube, keine verklungene Empfindungsart den Genuß; ohne irgend ein ausdrücklich so genanntes Wunder" — (wie in Sankt Georgs Ritter, von welchem in jenem Aufsatz vorher die Rede gewesen) — „zu Hülfe zu nehmen, wird die wundergleiche Gewalt der Dichterkraft über das Menschengemüth auf eine triumphirende Art zur Anschauung gebracht, und es fragt sich, ob die Literatur irgend eines andern Volkes diesen Gedanken auf so ergreifende Weise ausgedrückt habe." Die Anerkennung von Seiten der Kunstrichter ist seitdem in reichlichem Maß erfolgt; daß die Sache aber hinsichtlich des größern Publikums noch

* S. die Vorrede.

jetzt nicht bedeutend anders geworden, daß mit Uhlands seitdem mächtig gewachsenem Ruhm Uhlands richtige Würdigung nicht in gleichem Verhältniß vorgeschritten, dafür könnte sein Biograph Beweise anführen.

Schon weiter vorn wurde darauf aufmerksam gemacht, daß Uhlands plastische Kraft ungemein früh gereift, daß sich unter Erzeugnissen seines siebzehnten und achtzehnten Lebensjahres bereits solche befinden, welche zu seinen gelungensten gehören, wie z. B. Die Kapelle, Die sanften Tage u. s. w. Gleichwohl macht sich auch bei ihm eine jugendliche Periode — oder vielleicht sagen wir richtiger eine nicht ganz selten eintretende, selbst in ein höheres Alter hinauf reichende Stimmung — geltend, in welcher sich einerseits der Spieltrieb des Talents noch nicht zum reinen Künstlersinn verklärt hat, andrerseits der Empfindung noch nicht die volle Kraft des Ausdrucks, oder umgekehrt dem Drang zur Darstellung nicht die volle Kraft der Empfindung zu Theil geworden ist.

Man glaubt es diesen Tönen, soweit sie das Innere des Verfassers zum Gegenstande haben, anzufühlen, daß ihnen kein recht individuell gewordener Zustand, sondern nur ein gewisser Anklang zu Grund liegt; ein Glaube, der sich um so stärker aufdrängt, sofern unsrem Dichter häufig nicht so sehr Kraft oder Neuheit des Gedankens, als Innigkeit des Gemüthes zu Gebot steht, somit bei hie und da vorkommendem Mangel an solcher Innigkeit der Eindruck einer gewissen Vagheit um so weniger zu vermeiden ist. So weit aber innerhalb jener Stimmung fremde Zustände geschildert, mit andern Worten soweit uns Balladen und Ro-

manzen vorgeführt werden, erscheinen dieselben auch ihrerseits zu wenig originell.

So läsen wir denn manche minder bedeutende Ballade Uhlands lieber bei Bürger oder Stolberg, als bei einem zwei Menschenalter spätern Verfasser; so würde manches kleinere Uhlandische Lied diesem oder jenem ältern Stimmführer unsrer poetischen Literatur trefflich anstehen, während es bei Uhland selbst nur deßhalb keinen ganz genügenden Eindruck macht, weil bereits Andre diesen Ton angeschlagen haben. Fühlbarer wird, wie wir schon weiter vorne ausgesprochen, der unbefriedigende Eindruck, wenn Jener einerseits ausdrücklich nach alten, der jetzigen Sprechweise nicht mehr angemessenen Wendungen hascht, wie z. B. wenn er eine Ballade mit den Worten beginnt:

> Das war Jungfrau Sieglinde,
> Die wollte früh aufsteh'n,

oder wenn andrerseits durch eine erzwungene Kindlichkeit oder Schlichtheit des Ausdrucks ein volksthümlicher Anstrich gewonnen werden soll, wie z. B. in den Worten:

> Er trug ein Wams von Leder
> Und einen Jägerhut
> Mit mancher wilden Feder:
> Das steht den Jägern gut.

Ja, wir wollen es kein Hehl haben, daß es uns bei einigen dieser Stücke, die jedoch allerdings auch beim grössern Publikum in keiner sonderlichen Gunst zu stehen scheinen, wie bei der eben genannten Jungfrau Sieglinde,

(deren Grundgedanke übrigens sehr dichterisch ist,) bei dem Rosengarten, den Drei Fräulein ꝛc. ꝛc. immer zu Muthe wird, wie wenn der gefeierte Dichter hier nur so thäte, als ob Dies auch Poesie wäre.

Neben diesen hie und da vorkommenden Mängeln in der Form läuft bei manchen seiner rein lyrischen Stücke ein, wie es scheint, von der Masse der Leser noch weniger bemerkter Mangel im Gemüthe des Verfassers selbst her, ein Mangel, auf den wir bei Gelegenheit der Freiheitslieder bereits hingewiesen haben, und welcher, fast noch mehr, als der schon weiter vorne (S. 279) angedeutete Grund, Göthe'n zu dem dort angeführten Ausspruch veranlaßt zu haben scheint, unter welchem er jedoch, nach einer andern Aeußerung von ihm, die Mehrzahl der Balladen offenbar nicht mitbegriffen hatte*.

* Göthe schrieb am 4. Oktober 1831 in Bezug auf ein poetisches Werk an Zelter: „Das Werklein ist an Uhland dedicirt, und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen." (Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, Bd. VI. S. 306). Schon acht Jahre vorher aber, am 21. Oktober 1823, hatte Göthe sich gegen Eckermann also geäußert: „Wo ich große Wirkungen sehe, pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen, und bei der so sehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß also wohl etwas Vorzügliches an ihm sein. Uebrigens hab' ich über seine Gedichte kaum ein Urtheil. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, allein ich stieß von vorne herein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich denn freilich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat." (Eckermann, Gespräche mit Göthe, I. S. 65 f.) Die vollendetsten der Uhland'schen Balladen, wie Bertran de Born, Der

Deutet man nämlich Göthes Forderung einer Bezwingung des Menschengeschickes, wie kaum anders denkbar, dahin, daß die Dichtung uns aus dem oft so trüben Rechte der Wirklichkeit in die höhere Bedeutung der Dinge und unsres Selbstes hinüber versetzen, einen Herzschlag der Unendlichkeit in uns, wenn auch nur auf wenige Minuten, erwecken soll, so fehlen unserm Dichter, um in der nicht der erzählenden Form (Balladen und Romanzen) angehörigen Form dieser Forderung zu entsprechen, und somit das Höchste zu leisten, allerdings in der Regel jene Energie und Elasticität des Gemüthes, durch welche der Mensch zum vollesten Gefühl seiner selbst gelangt.

Dabei entbehrt er, wie schon gesagt, jenes Zuges, welcher in die Tiefen des Daseins hinab leitet: er schließt uns nirgends neue Offenbarungen des Gemüthes über das Verhältniß des Menschen zu den höhern, oder doch ihm gebietenden Mächten, über das Wirken des Göttlichen unter den Verhüllungen dieser irdischen Welt auf. — Göthe für seine Person erregt die durch Jenen nicht hervorgerufene Stimmung

---

Waller u. s. w. waren damals noch nicht erschienen. — Noch günstiger über Uhland sprach sich Göthe kurz vor seinem Tod, bald nach jener an Zelter gerichteten Aeußerung, also gegen Eckermann aus: „Geben Sie Acht, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesange wird es aus sein, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur Einen Dichter der Art wie Uhland" (Ebend. II. S. 358 f.) — Leider hatte Göthe in Dem, was er hier voraussagt, nicht ganz Unrecht.

in der Regel ebenfalls nicht durch unmittelbare Geistesmacht, wohl aber durch jene selige Leichtheit des Bewußtseins, die, wenn sie sich auch nicht in das Menschengeschick bezwingenden Gedanken äußert, mindestens die Melodie solcher Gedanken in der Brust erweckt. Ganz anspruchlos hingeworfene Liedchen desselben — mit welchem Lebensmuthe wehen sie uns an! Und welche Flügel wachsen vollends der Seele da, wo die Dichtung eine höhere Stufe einnimmt, wie z. B., um unter Hunderten an Ein Lied zu erinnern, bei den Worten: „Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!“ rc. rc. Bei Uhland dagegen sind die ihn bezeichnende Zartheit und Innigkeit mit einer gewissen Schwere und Sprödigkeit verbunden, die man selbst in denjenigen Erzeugnissen nachfühlt, welche absichtlich einen lebensfrischen Ton erstreben, wie sich denn z. B. seine Trinklieder gegen die wahrhaft begeisterten Weingesänge, die der derbern Vitalität eines Simon Dach, Günther, Claudius u. s. w. entquollen, als etwas blos künstlich Gemachtes zu erkennen geben, während das zarte, sinnreiche, aber ernster und leiser gehaltene Theelied zu seinen gelungensten Schöpfungen gehört. Eben so wenig haben seine Kriegsgesänge, wenigstens nach unserm persönlichen, bereits weiter vorne ausgesprochenen Gefühl, etwas wirklich Hinreißendes. Theodor Körner, der im Ganzen an dichterischem Werth weit unter Uhland steht, ragt in Bezug auf manche Kriegslieder von 1813 weit über ihn empor; davon gar nichts zu sagen, daß wohl Jeder fühlt, ein Gedicht von dem Schwung und der populären Kraft, wie z. B. Schillers Reiterlied, das sich den für jenen heiligen Kampf gedichteten Gesängen freilich keines-

wegs anreihen darf, sondern nur die schäumende, ungebundene Kriegslust zu Poesie bringt, hätte nimmermehr aus Uhlands Seele hervorgehen können!

Ja selbst die Freude, wenn er sie besingen will, weiß er selten beim rechten Namen zu rufen. Jenes erst von uns zur Oeffentlichkeit gebrachte Gedicht z. B., worin er den freudigen Abenden des Schattenkränzchens Wort zu geben sucht, hat wenig von dem wirklichen Tumult eines freudebewegten Herzens an sich. Nur Einmal eigentlich trifft er in seinen Liedern den vollgiltigen Klang hiefür, wenn er in dem Gedicht von dem jubelnden Lerchenzug sagt:

> Manche schwingt sich himmelan,
> Jauchzend auf der lichten Bahn;
> Eine voll von Liedeslust
> Flattert hier in meiner Brust!

Eher bei Besprechung von Gegenständen, welche sich rein auf die Poesie beziehen, findet man jenen, die Leser ansteckenden Herzschlag des Muthes und der Freude in ihm, wie z. B. sein den Dichterwald eröffnender Aufruf:

> Singe, wem Gesang gegeben,
> In dem deutschen Dichterwald!
> Das ist Freude, das ist Leben,
> Wenns von allen Zweigen schallt —

etwas in der That Bewältigendes hat. Ebenso im Mährchen die S. 122 angeführte Strophe, welche das angebliche Wiedererwachen der deutschen Dichterkraft feiert.

Sonst aber wird die Angst des Lebens in Uhlands rein lyrischen Erzeugnissen äußerst selten mit jenem Triumph

weggeworfen, der in der Seele des Dichters nothwendig ist, wenn dessen Empfindung auf den Hörer übergehen soll; im Gegentheil herrscht in seinen Liedern fast zu häufig eine milde Sehnsucht, eine zarte Wehmuth, eher Mitgefühl für die Opfer des Menschengeschickes, als etwas dasselbe Ueberwindendes vor. Ungemein treffend bezeichnet er sich selbst in dem, deßhalb wohl nicht ohne Grund an die Spitze aller übrigen gestellten Gedichte

Des Dichters Abendgang.

Ergehst du dich im Abendlicht, —
Das ist die Zeit der Dichterwonne —
So wende stets dein Angesicht
Zum Glanze der gesunknen Sonne!

. . . .

Wenn aber um das Heiligthum
Die dunkeln Wolken niederrollen,
Dann ist's vollbracht, du kehrest um,
Beseligt von dem Wundervollen.
In stiller Rührung wirst du geh'n;
Du trägst in dir des Liedes Segen;
Das Lichte, das du dort geseh'n,
Umglänzt dich mild auf finstern Wegen.

Es ist mehr Abend- als Morgenklang in seiner Sangesweise, soweit er reiner Lyriker. Das Licht, von dem er kündet, umstralt ihn nur mild und sanft auf finstern Wegen. Er wirft es nicht wie ein freudiger Göttersohn sonnig in die Brust des Hörers.

Bei diesem Mangel an Herrschermacht des unmittel-

baren Gefühls gelingt ihm innerhalb des rein lyrischen (nicht erzählenden) Gebietes am besten die Behandlung solcher Stoffe, welche mehr der Betrachtung als der eigentlichen Empfindung, oder wenn dieser, mehr einer aus lange angehaltenen Zuständen, als aus Erregung des Augenblicks hervorgegangenen angehören, wie z. B. das meisterhafte Gedicht Die Abgeschiedenen, wie ferner Mein Gesang, Der Ungenannten, Das Thal, Gruß der Seelen, Maienthau, Sonnenwende, Der Mohn (eine Dichtung, die wir übrigens nur der Form, nicht der Idee nach, für vortrefflich halten), Die Malve, Reisen, Theelied, Ernst der Zeit, Die neue Muse, Schäfers Sonntagslied, Die Kapelle, Die sanften Tage, Ein Abend, Rückleben, Harfnerlied am Hochzeitmahle, Des Dichters Abendgang, Der König auf dem Thurme, Maiklage, Mönch und Schäfer, Die Zufriedenen u. s. w. In manchen dieser eben genannten Stücke, wie Die Abgeschiedenen, Der Ungenannten, Ein Abend, Rückleben, Mein Gesang u. s. w. sprechen sich denn auch wirklich Liebe oder Schmerz so lebenskräftig aus, daß dieselben, selbst abgesehen von der fast ausnahmlos gleichen Trefflichkeit der Form, nicht minder dem Inhalt nach zu den werthvollsten Schätzen deutscher Dichtung gehören. Ja eines, Die neue Muse, „schüttert den Busen“ mächtig mit denjenigen Empfindungen, welche, das sittliche Bewußtsein in die Waffen rufend, den kräftigsten Hebel zu Bezwingung des Menschengeschickes in Anwendung bringen. Mit eben so männlichem Gefühl, aber freilich hier mit demjenigen der Entsagung, nicht dem

der Hoffnung, spricht sich das schon weiter vorn berührte Harfnerlied am Hochzeitmahle aus. Allem Anschein nach soll in demselben gesagt werden, der Verstorbene trage, mög' er auch das Ruhmwürdigste vollbracht haben, nicht in sich selbst die Kraft, im Angedenken der Nachgebliebenen lange fortzudauern, und den, gegen Uhlands sonstige Weise, etwas undeutlichen Worten:

> Keine ewig helle That
> Hebt dich aus der Nacht der Grüfte;
> Niemand fah des Donners Pfad;
> Nach den Fittich sanfter Lüfte —

ist wohl der Sinn unterzulegen: so wenig der weitere Pfad des Donners, mag dieser auch noch so laut erklungen sein, oder das Säuseln der sanften Lüfte, wenn es einmal vorüber ist, verfolgt werden kann, so wenig bleibt eine Spur der menschlichen Wirksamkeit nach dem Tod für die Ueberlebenden übrig: nur im Liede dauert sie fort. Wobei denn allerdings auch die Hoffnung eines Wiedersehens im Jenseits in Frage gestellt zu sein scheint, in welcher Beziehung wir das Gedicht früher (S. 129) angeführt haben. Daß der Harfner die Fortdauer der Persönlichkeit selbst in Abrede stelle, wie aus obigen Versen an sich freilich auch gefolgert werden könnte, dünkt uns, verglichen mit andern Stellen Uhlands, völlig unglaublich, wie denn die Schlußstrophe des in der Sammlung unmittelbar folgenden großartigen Liedes Der König auf dem Thurm

> O selige Rast, wie verlang' ich dein!
> O herrliche Nacht, wie säumst du so lang,

Da ich schaue der Sterne lichteren Schein
Und höre volleren Klang —

mit solcher Ansicht in vollendetem Widerspruch stände! — Ein liebliches Bild heitern, stillen Glückes, der gemäßigtere, irdischere Ausdruck der Empfindung, die in Die Abgeschiedenen herrscht, ist das Gedicht Die Zufriedenen. In andern, wie Maienthau, Maiklage, Die Malve, macht sich dagegen wieder jene vorhin erwähnte Sehnsucht und Wehmuth etwas geltend; der Leser fühlt, wenn er von der Meisterhaftigkeit der Form absieht, die freilich schon an sich groß genug ist, um ihn mit stets neuem Entzücken zu diesen Dichtungen hinzu ziehen, seinem innern Wesen zu wenig Gehalt durch dieselben zugesetzt, um sie entschieden denjenigen anreihen zu können, auf welche jener Ausspruch Göthes nicht passe. Eines dieser Stücke, Der Mohn, in der Form nicht minder trefflich als die andern, hat es sich gewissermaßen zur Aufgabe gestellt, den Sterblichen, oder wenigstens den Dichter, wirklich aus dem Bann des Menschengeschickes zu befreien, aber es thut Dies auf eine Art, die wir für nicht ganz richtig ausgedrückt, vielmehr für ein bloßes, vom Dichter selbst so angesehenes, geistreiche Spiel halten.

Indessen sind das Nebenzüge, die bei einem so bedeutenden, in mancher Hinsicht so einzigen Talent von keiner großen Erheblichkeit erscheinen; und haben wir bemerkt, daß manche von Uhlands gelungensten Schöpfungen schon dessen frühesten Jünglingsjahren angehören, ja befanden sich eben unter den zuletzt besprochenen höchst ausgezeichneten Gedichten mehrere aus diesem Alter, so müssen wir jetzt noch hinzusetzen, daß, neben und über diesen Blüten einer frühern

Zeit, mit dem letzten Drittel von Uhlands kurzer Dichterperiode eine geistige Wiedergeburt desselben beginnt, wie man sie selten bei einem Schriftsteller finden wird, welcher bereits eine so sichere und, könnte man beifügen, eine ihn zum Sichgehenlassen oft so verlockende Grundlage der allgemeinen Anerkennung erlangt hatte. Ein Fortschritt von dem, während der beiden frühern Drittel seiner Wirkungszeit noch hie und da bemerklichen, Dilettanismus zum vollendeten Künstlerthum gibt sich auf triumphirende Art kund. Wohlklang und Adel der Sprache, Frischheit und Anmuth der Bilder streiten sich um den Kranz in den meisten Schöpfungen dieser letzten Periode; alle Schlacken der frühern Zeit, — die mitunter gar zu große Weichheit, die hie und da vorgekommene Vagheit, das Spielen mit veralteten Sprachwendungen und Worten, werden abgeworfen, und der manngewordene Dichter steht in voller Glorie vor uns. Sind diese Gebilde, sowie die vollendetsten Dichtungen aus dem vorhergegangenen Zeitabschnitt, weniger im Munde der Menge, als diejenigen, in welchen sich der Dichter noch nicht recht vom Sänger geschieden, so läßt sich hiefür nur Ein Rechtfertigungsgrund beibringen.

Jene Gedichte, der Mehrzahl nach Romanzen, in welcher Form Uhland offenbar seinen innersten Beruf gefunden, gehören, ganz abgesehen von dem Umstande, daß sie im Durchschnitt minder oder hie und da wohl gar nicht sangbar sind, einem Felde an, welches den größern, an den unmittelbaren Erscheinungen des Lebens haftenden Haufen der Leser stets etwas minder anziehen wird, nicht etwa weil es ihnen poetisirte Empfindungen, sondern weil es ihnen

poetisirte Situationen vorführt. Für die Zartheit, die Treue, selbst für die romantische Hingabe, überhaupt für die Idealität des Herzens, ist jedes Publikum, das überhaupt Gedichte liest, empfänglich; nicht aber für solche äußere Verhältnisse, welche sich ihm als etwas künstlich Erfundenes darstellen. Göthe's Balladen sind nicht minder zart, nicht minder ätherisch, als z. B. Uhlands Durand, Rudello, der Waller, St. Georgs Ritter, der nächtliche Ritter u. s. w.; aber sie sind insofern lebendiger, als sie mehr in die Gegenwart passen. Auch Göthe gebraucht gefangene Grafen, wandernde Sänger, kampflustige Ritter und Dergleichen als das Personal seiner Dichtungen, aber er schildert deshalb keine Chevalerie; sein Schauplatz gehört keiner Welt an, deren Sitte, Glaube, Anschauung nicht mehr die unsrigen sind; er schiebt uns nichts Verlebtes, Fremdes als etwas unsern Verhältnissen Vertrautes, Heimisches unter. Die Anforderung jedes unverkünstelten Menschen an die Poesie ist, daß sie ihm nicht blos als ein in der Seele des Dichters vorhandenes Bild erscheine, sondern den Eindruck von Wirklichkeit mache. Muthet uns derselbe dagegen, statt einer allgemein giltigen Empfindungsweise, die besondere eines bereits abgeschlossenen Zeitabschnittes, wenn auch auf die geistvollste und lieblichste Art, an, oder löst er die Aufgabe nicht befriedigend, einem Ereigniß, das uns nach dem gewöhnlichen Gange des Lebens unwahrscheinlich vorkommt, durch innere Kraft das Siegel der Beglaubigung aufzudrücken, so fühlt sich der Leser, statt von den Schranken des Vergänglichen und Zufälligen in seinem Innern befreit zu werden, im Ge-

gentheil bedingt und beschränkt, und zwar um so stärker, je weniger gebildet er ist, d. h. je mehr seine Anschauungsweise an dem Alltäglichen hängt. So darf man denn nicht lange fragen, warum z. B. Uhlands St. Georgs Ritter, der eben so herrlich gedacht als gedichtet ist, aber statt des allgemeinen Glaubens an uns umgebende übernatürliche Kräfte, umständlich den besondern einer genau vorgehobenen, vergangenen Zeit in Anspruch nimmt, im Durchschnitt selbst auf dasjenige Publikum minder günstigen Eindruck machen wird, das andererseits Einbildungskraft genug besitzt, sogar rein mährchenhafte Schöpfungen, wie z. B. den Harald oder den schwarzen Ritter, mit Genuß in sich aufzunehmen. Letztere Dichtungen, erweisen sie sich immerhin als rein erfunden, stoßen gegen die allgemeine Empfindungsweise nicht an, die Annahme aber, daß ein Heiliger in der Schlacht unmittelbare Hilfe leiste, verstößt dagegen, was auch Varnhagen, — der übrigens dieses zuerst im Jahr 1815 veröffentlichte Stück* ohne Zweifel noch nicht vor

* Nach dem chronologischen Verzeichniß von Uhlands Gedichten in O. Jahns angeführtem Werke, S. 226. Beiläufig sei hier bemerkt, daß in diesem, im Uebrigen höchst verdienstlichen und mit großer Genauigkeit zusammengetragenen Verzeichniß zwei, zuerst im Dichterwald erschienene, mit Spindelmann (Scherzname für Chr. Fr. Weisser) unterzeichnete Stücke, nämlich Kritik der Gegend und Recension von A. W. Schlegels Gedichten, S. 224 aus Versehen unserm Dichter zugeschrieben werden. Sie rühren von J. Kerner her, und hat das zweitgenannte mit dem Inhalt von Schlegels Gedichten selbst gar nichts zu thun, sondern entstand dadurch, daß Kerners einfältiger Hauswirth zu diesem von jenen Gedichten, die er auf dem Tisch gefunden, und sich zum Durchblättern erbeten hatte, gesagt: „Hm! —'s ist kein schlechtes Lesen; ich meine das Ding

Augen gehabt — an der angeführten Stelle (S. 77) zur Rechtfertigung jener Vorzeitlichkeit in Uhlands Erzeugnissen sagen mag, und die größere Masse der Leser wird sich daher in einem Gedichte solcher Art nie ganz heimisch fühlen.

Ganz andere Rechte hat dagegen der Dichter, wenn er statt auf dem Boden einer nur bestimmten Zeiten angehörigen Empfindungsweise oder Weltansicht, auf demjenigen einer allgemein giltigen, lebendigen Idee steht. Jede zu Lied gebrachte Begebenheit, wodurch sich die Hoheit oder Tiefe der Menschennatur offenbart, sollte, selbst in der ganzen Besonderung des Ortes und der Zeit dargestellt, auf allgemeines poetische Verständniß rechnen können, denn das besondere Kostüm, das bei jenen oben erwähnten Stoffen gleichsam als etwas Fortlebendes, auch für die Gegenwart noch Passendes auftritt, wird in letzterm Fall wohl ausdrücklich als einer bestimmten Periode angehörig erscheinen, jedenfalls aber ist es hier nicht die von ihrer Zeit gefärbte Empfindungsweise, sondern die Idee, durch welche der poetische Darsteller in die Welt der Poesie erheben will.

Und so scheint es denn in der That nur durch den Mangel an musikalischer Komposition zu erklären, daß Bertran de Born, Der Waller, Die Bidassoabrücke, Der Rosenkranz, Don Massias, Dante, Entsagung u. s. w. selbst dem gebildetern Leser im Durchschnitt weniger gegenwärtig sind, als Der Wirthin Töchterlein, Sän-

---

rieche nach was wie Quitten," — ein Ausspruch, der alsbald Herrn Weisser in den Mund gelegt wurde. Dagegen sind die zwei andern im Dichterwald mit Spindelmann unterzeichneten Gedichte Frühlingskritik und Glosse wirklich von Uhland verfaßt.

gers Fluch, Der gute Kamerad u. s. w. Der nämliche Widerspruch in der Gunst findet zwischen manchen durch den Gesang verbreiteten, nicht zu den Balladen gehörigen Erzeugnissen Uhlands, und den vorhin angeführten bald im höchsten Adel der Form gehaltenen, bald lieblich einfachen Dichtungen Die Abgeschiedenen, Maienthau, Mein Gesang, Sonnenwende, Ernst der Zeit u. s. w. statt.

Gehen wir damit zu einer umständlichern Besprechung der einzelnen Uhlandischen Schöpfungen über, so treten uns zunächst die durch ganz Deutschland ertönenden Wanderlieder entgegen, und hier gehört die populärere Dichtung denn auch wirklich, wenigstens einem Theil nach, zu dem Lieblichsten, was der Dichter gegeben. In dem an der Spitze stehenden „Lebewohl" liegt in dem zarten Wohllaut für das Ohr eine eben so süße Musik für das Herz; in der Nummer 3, „In der Ferne", glaubt man Göthe in seiner wärmsten Jugendperiode zu hören, so wenig sonst Uhland gerade mit diesem Ton zusammentrifft; in der „Heimkehr" muß man die ergreifende Kürze des Ausdrucks bewundern, mit welchem das ganze Ziel des Daseins einzig in der Geliebten gefunden wird. In Bezug auf die übrigen Nummern könnte man vielleicht hie und da die wirkliche Tiefe der Empfindung weniger finden, und eine gewisse, wenn auch nur sehr leise sich andeutende Absichtlichkeit erblicken, welcher die innere Seele nicht das volle Gegengewicht hält. Die Nummer 7, „Abreise" würde vielleicht noch stärker wirken, wenn die mittlere Strophe: „Man hat mir nicht den Rock zerrissen 2c." ausgelassen wäre. Der dort

geschilderte Wanderer gebraucht die übertriebenen Bilder einer ihm nicht zu Theil gewordenen Anhänglichkeit freilich nur im humoristischen Scherz, aber nach unserer Empfindung stören sie doch etwas den Eindruck der rührend innigen Naivetät in den Schlußworten:

> Sie konnten's halten nach Belieben,
> Von Einer aber thut mir's weh.

Nicht ganz zufriedengestellt fühlen wir, für unsere Person, uns durch das achte Wanderlied, „Die Einkehr". Die durchgeführte Vergleichung eines Apfelbaums mit einem Schildwirth scheint uns etwas Gesuchtes, nicht ganz Edle zu haben, und der Gedanke, den Baum zuletzt nach der „Schuldigkeit" zu fragen, würde an's Tändelnde anstreifen, müßte man sich nicht vorhalten, der Dichter wolle eigentlich nicht aussprechen, er habe den Baum in der That nach der Zeche gefragt und dieser sie dann nachgelassen, sondern nur andeuten: solche Frage an den „wundermilden" Wirth sei selbstverständlich gar nicht zu stellen.

Wenden wir uns von da, der Stufenleiter der Begünstigung folgend, zu den fast noch beliebtern, sich der Weise des Volksliedes nähernden Dichtungen, (Balladen und Nichtballaden), so ist wohl die tiefst empfundene, gelungenste und bekannteste derselben Der Wirthin Töchterlein, und der Dichter muß seiner Nation um so theurer werden, als er diese weiße Rose auf den Stamm eines schmutzigen Volksgesangs geimpft hat. Gleichwohl ließe sich fragen: Steht es dem höher Gebildeten zu, auf diesem Wege Volksdichter zu werden? Die Art, wie der Gedanke

ewiger Liebe und Treue hier auf seine für jede Klasse der Gesellschaft gleich ansprechende Weise dargestellt wird, ist im höchsten Grade zu loben, durch die gewählte Form aber wird dem Gebildeten denn doch einigermaßen ein Herabsteigen zu dem Felde des minder Gebildeten zugemuthet, wodurch sich jener wenn nicht fremd, doch etwas künstlich angesprochen fühlt. Jedermann wird zugeben, daß Uebergänge von einer Schroffheit, wie

Mein Bier und Wein ist hell und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr,

so genau sie auch den gewöhnlichen Volksliedern abgelauscht sind, in letztern doch auf einer Mangelhaftigkeit der dichterischen Darstellung, auf einer gewissen Unbeholfenheit des Gemüthes beruhen, das, bei aller Tiefe, die Empfindungen noch nicht gehörig zu nüanciren vermag. Und läßt sich auch keineswegs in Abrede ziehen, daß dergleichen schneidende Gegensätze im Munde des Volkes selbst oft von höchst erschütternder Wirkung sind, so dürften sie doch als Aeußerung eines feinfühlenden, zarten Sinnes minder am Platze sein.

Soll einmal die Ausdrucksweise des Volkes in ein Gedicht mit herein gezogen werden, das die Bestimmung hat ein solches auch vollgiltig für die Gebildeten zu bleiben, so möchte wohl Alles, worin jene Weise für den reinen Ausdruck des Gemüthes nicht vollkommen genügt, zu vermeiden und dagegen nur das Naive, Schlichte, Treuherzige, wodurch sich das Volkslied in der Regel der in höherem Ton gehaltenen Poesie gegenüber auszeichnet, herein zu nehmen

sein, wie z. B. in Kerners in dieser Form musterhaftem Liede:

Schwarzes Band, o du mein Leben,
Ruh auf meinem Herzen warm u. s. w.

Ganz anders wird das Verhältniß dann, wenn Empfindungen und Lebensanschauungen der niedern Klassen ausschließlich als solche, die keinen Anspruch machen, auch in das Gemüth des Gebildetern überzugehen, geschildert werden, wie z. B. in Uhlands Der gute Kamerad, Der Schmied u. dgl. In Bezug auf diese waltet jener von uns hervorgehobene, wie wir übrigens gerne zugeben, nicht schwer ins Gewicht fallende Mißstand selbstverständlich nicht vor.

Uebrigens braucht eine Dichtung um zur Volkspoesie zu werden, keineswegs nothwendig im Volkston, sondern nur in derjenigen Weise gehalten zu sein, welche sich, im Gegensatze zu dem Ton des Kunstdichters, an keine besondere Klasse von Menschen, sondern, so viel möglich, nur an das rein Menschliche wendet. In diesem Sinn kann z. B. Uhlands treffliche Ballade Das Schifflein füglich ein Volkslied genannt werden. Sie beruht bei aller ihr inwohnenden Poesie auf einem so ungesuchten, jedem Menschen nahe liegenden Motiv, daß sie unter den verschiedensten Klassen Anklang finden muß. Ebenso z. B. Graf Eberhards Weißdorn, die meisten der Wanderlieder, Waldlied u. s. w.

Diese Bemerkung führt von selbst auf die Balladen von Graf Eberhard dem Rauschebart, bei welchen dem Verfasser wirklich eine Dichtung vorgeschwebt zu haben

scheint, die für Gebildete und Ungebildete gleich anziehend sein soll, bei welcher also nicht ausdrücklich auf Ton und Hauch der untern Stände Rücksicht zu nehmen, sondern nur das rein Menschliche darzustellen wäre. Denn man fühlt diesen Balladen, ohne daß ihre Sprache sich zur eigentlichen Volksweise herabließe, doch ein Bemühen nach Zugänglichkeit auch für den minder Gebildeten an, und es ist bekannt, welche Gunst dieselben sich denn auch wirklich unter den verschiedensten Ständen erworben haben.

Dennoch ließe sich auch hier wieder fragen, ob der Verfasser auf dem völlig richtigen Wege gewesen, wenn er jene Einfachheit und allgemeine Verständlichkeit dadurch erreichen zu müssen glaubte, daß er das Gedicht auf einer gewissen Inferiorität, gleichsam nicht auf der ganzen Höhe seines Stoffes hielt. Denn, es sei wiederholt was schon vorhin bemerkt worden, nicht das Dichterische an sich macht ein Gedicht höhern Stils (gesetzt der Stoff sei ein rein menschlicher, wie Graf Eberhard, nicht einer, dessen Verständniß schon an sich eine besondere Bildung erfordert,) dem minder Gebildeten ungenießbar, sondern wenn für diesen, bei einem solchen Stoff, ein Hinderniß der Genießbarkeit vorwaltet, so liegt es fast immer in dem Nebenschmuck, welcher auf erfundenen, oder doch künstlichen, nicht allgemein verständlichen Verhältnissen beruht. Und so dürfte denn Uhland, wenn er, statt blos auf jenen Nebenschmuck, auf die gehörige Verwerthung der poetischen Situationen selbst verzichtete, durch das Opfer der Beschränkung nicht nur keinen Gewinn für die Volksthümlichkeit gemacht, sondern vielleicht eher verloren haben. In den Thaten und Begegnissen des

Grafen Eberhard ist nämlich so viel Stoff zu einem noch höhern Gedicht enthalten, als, wie es scheint, unser Autor daraus schaffen zu dürfen glaubte, falls es, seiner Ansicht nach, allgemein zugänglich sein sollte — so viel Stoff für jenen ächten, hohen Balladenton, dessen Uhland vor Allen mächtig war, daß das Ganze, unter diesem Gesichtspunkt aufgefaßt, wohl auch bei den ungebildetern Klassen, wenn nicht mehr, mindestens eben so viel Bewunderung erregt haben würde, als in der Gestalt, in welcher es ihnen jetzt vorliegt. Der Vater, der beim Tod seines Sohnes die erschrockenen Krieger ermahnt: „mein Sohn ist wie ein anderer Mann!" — der geniale Heldengedanke, seinen vor dem vordrängenden Feind allmälig wankenden Schaaren zuzurufen: „Seht, wie die Feinde weichen!" — die dramatische, überraschende Wendung, womit Wolf von Wunnenstein den durch seine Mithilfe errungenen Sieg dem greisen Kämpfer höhnend vor die Füße wirft, und als erneuter Gegner von ihm wegsprengt: sind dies nicht lauter ungesungene Gedichte schon an sich, werth durch den großen Künstler Klang zu bekommen, welcher z. B. die Bidassoabrücke schuf, diese Dichtung, die so ganz auf der Grundlage der allgemein verständlichen Wirklichkeit gehalten, und doch so unendlich poetisch ist? — Oder welcher, wenn die Bidassoabrücke als ausländischer, zu sehr mit südlichem Schmelz umgebener Stoff hier zum Vergleichungspunkt nicht passen sollte, mindestens in dem Lerchenkrieg gezeigt hat, wie Volksthümlichkeit sich mit dichterischem Schwung vereinigen kann? Wirklich erwartet man, wenn man die Einleitung zu

den Eberhardsballaden, namentlich die feierliche Beschwörung liest:

> Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
> Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor,

fast noch etwas Anderes, Mächtigeres, als das wirklich Gegebene, so weit wir auch entfernt sind, das Verdienst dieses letztern irgend schmälern zu wollen.

An die eben besprochenen Balladen reihen sich die Vaterländischen Gedichte insofern an, als in ihnen ebenfalls nach allgemeiner Verständlichkeit gestrebt wird. Wir haben uns über dieselben bereits weiter vorne geäußert. Einige, dort von uns näher bezeichnete, die in edler und doch allgemein faßlicher Sprache das Schlagwort unserer Zeit bilden, sind ganz gemacht, mit ewiger Jugendkraft durch die Nation zu gehen, bei jeder schicklichen Gelegenheit als ein Volksspruch wiederholt zu werden und stets die gleiche Wirkung hervorzubringen. Diese Gedichte durchweg nach einem ästhetischen Maßstab beurtheilen zu wollen, wäre ungerecht. Der Dichter hatte hier die ausdrückliche Aufgabe, sich mehr an den Verstand, als an das Gemüth der Leser wenden zu müssen, und ist es irgendwo erlaubt, sich der Poesie als bloßen Mittels zu bedienen, so war es bei diesem hohen Zweck gestattet. Das Ganze durch Hinüberspielen auf ein die Einbildungskraft mehr ansprechendes Feld, etwa das geschichtliche, der undichterischen Verstandessphäre zu entreißen, ohne es gleichwohl minder eindringlich für das Verständniß des Volkes zu machen, war bei der Kleinheit des Staates, um welchen es sich hier handelte, unmöglich.

Wohl haben z. B. auch Württembergs Heere in hundert Schlachten geblutet; aber die Siege, welche sie errangen, waren nicht Siege für Württemberg; aber der Ruhm, den sie gewonnen, erhob nicht den Glanz des kleinen Landes, zu welchem sie in Unterthanenpflicht standen. — Wo dagegen Uhland in der Reihe jener Gedichte ausdrücklich nach einem auch der großen Masse zugänglichen Ton strebt, mehr in der Person eines schlichten, sein gutes Recht wahrenden Bürgers, als in derjenigen des Dichters spricht, verfällt er wohl einem noch fühlbarern Mißgriff, als in den Eberhardsballaden. Wandte er sich in letztern mitunter nur an ein nicht sehr hochstehendes poetische Vermögen, so wendet er sich in den Verfassungsgedichten hie und da beinahe an die Unpoesie, wie z. B. wenn er ausruft:

Das Recht, das mäßig Steuern schreibt
Und wohl zu rechnen weiß,
Das an der Kasse sitzen bleibt
Und kargt mit unserm Schweiß.

Eine vortreffliche Bezeichnung des Rechtes, die jedem Volksvertreter tief im Herzen stehen sollte, und gut als Inschrift auf die „geheime Truhe“ gepaßt hätte, aber nimmermehr eine Umschreibung, wie sie die Poesie im Munde führen darf!

Wenden wir uns nunmehr den Gedichten zu, welche, im Gegensatz mit den erwähnten, mitunter im höchsten Adel der Sprache gehalten sind, wenn sie auch nicht selten noch der frühesten Periode angehören, so tritt uns hier zuerst Die verlorene Kirche entgegen. Wer hat jenen innern Sil-

derblick des Menschen, wo plötzlich eine höhere Welt in das entfesselte Gemüth hereinzubrechen scheint, und wie an einen frühern, heiligern Zustand mahnt, je in einer sinnigern Allegorie besungen? Wem kamen nicht, wenn er, in von ihm minder begangener Gegend wandelnd, plötzlich von unbekannter Ferne her läuten hörte, verwandte Empfindungen, für welche der Dichter hier auf einmal das rechte Wort gefunden hat?

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.

In dieser Anfangsstrophe liegt nach unserm Urtheil die Haupttiefe des poetischen Gedankens. Daß der Wanderer nachher die verlorene Kirche wirklich findet, und wie er sie beschreibt, das hätte zwar nicht leicht schöner, aber, dem Ganzen unbeschadet, vielleicht auch anders ausgedrückt werden können. Kein Wunder, daß, wie uns aus zuverlässiger Quelle bekannt ist, Todkranke nach diesem Gedicht, das vom Verfasser im noch nicht vollendeten 25. Jahr veröffentlicht wurde,* vielleicht aber der Entstehung nach in ein noch

* Im Sommer 1812, in dem für das Jahr 1813 bestimmten „Dichterwald", worin auch Die Wanderlieder, Das Mährchen (von der deutschen Poesie), Das Thal, Geisterleben, Des

jugendlicheres Alter fällt, wie nach der Erschließung eines himmlischen Jenseits verlangt haben.

Der Dichter hat dieses Stück unter die Balladen und Romanzen aufgenommen, wie auch Die versunkene Krone, Die Glockenhöhle, Das versunkene Kloster, ohne daß diese Schöpfungen gerade nothwendig unter jene Abtheilung zu bringen wären. Bezeichnend aber ist für ihn, und aus den bereits angeführten Gründen erklärbar, daß selbst unter denjenigen seiner gelungensten rein lyrischen Erzeugnisse, die er unter die Lieder aufgenommen, mehrere durch die Form an die Ballade erinnern, wie z. B. Die Kapelle, Mönch und Schäfer, Gruß der Seelen, Die Abgeschiedenen u. s. w., während andre eben so gut unter den Sinngedichten, wenigstens in dem Verständniß, in welchem Uhland selbst das genannte Wort nimmt, stehen könnten. Letztere deuten mithin schon durch dieses Element der Reflexion an, daß, wenn ihr Stoff nicht bereits an sich der Außenwelt gehört, wie z. B. in den zwei lieblichen Gedichten Sommerfaden und Auf eine Tänzerin, sie dem Dichter wenigstens etwas von der reinen Innerlichkeit mehr Abgelöstes, und in sofern zur vollkommenen Offenbarung seines Talentes Geeigneteres geworden sind. — Wieder andere, worunter denn auch Balladen und Romanzen selbst, nähern sich dem Sinngedichte wenigstens

---

Dichters Abendgang, Der Wirthin Töchterlein, Harald, An den Unsichtbaren und noch viele andre Uhlandische Gedichte erschienen, bald mit Uhland, bald mit Volker (ein Name, den auch Bürger einigemal für sich gewählt), bald blos mit dem Endbuchstaben —d unterzeichnet.

insofern, als sie, oft sehr glücklich, mit einer Pointe enden, wie z. B. Der schwarze Ritter mit den ergreifenden Worten:

Freund, im Frühling brech' ich Rosen;

wie ferner in scherzhafter Weise Schwäbische Kunde, Graf Eberstein u. s. w. Ein einzigesmal, und zwar gerade in einem sonst sehr tief empfundenen rein lyrischen Gedichte, dünkt uns dieser zuspitzende Gedanke verfehlt. Wenn Uhland „auf der Ueberfahrt" sagt:

Nimm nur, Fährmann, nimm die Miethe,
Die ich gerne dreifach biete!
Zween, die mit mir überfuhren,
Waren geistige Naturen,

so hat der Einfall, dem Fährmann ausdrücklich für den Umgang, welchen der Uebergeführte mit Abwesenden im Innern seiner Brust gepflogen, weiteres Frachtgeld zu zahlen, schon an sich etwas Gezwungenes, so bereitwillig auch manch gerührtes Herz nach solchen Empfindungen dem Schiffer ohne solche Schuldigkeit zu fühlen mehr zahlen wird; noch weit mehr aber tritt die etwas schiefe Deutung des überwallenden Gefühles dann hervor, wenn jene Genossen der Fahrt so entschieden als Geister bezeichnet werden:

Doch was alle Freundschaft bindet,
Ist wenn Geist zu Geist sich findet:
Geistig waren jene Stunden,
Geistern bin ich noch verbunden.

Unwillkürlich wird man hier durch den Gegensatz an das Witzwort jenes französischen Postmeisters erinnert, der als Voltaire in einem bereits überfüllten Postwagen noch Platz genommen und der Postillon nun ein weiteres Pferd verlangte, ausrief: „Fahr zu, der Geist wiegt nichts!“

Zu einem vortrefflichen Gedicht, und zu einem der wenigen komischen, welche Uhland gibt, hat seine Fähigkeit, gelegenheitlich über sich selbst zu spassen, die stellenweise auch in dem Vorwort zur ersten Ausgabe sich bemerklich macht, geführt; wir meinen die Ballade Unstern. Wenigstens hat uns Gustav Schwab versichert, nach dem Sinne des Dichters sei dieser selbst der Gegenstand des Gedichtes, und wirklich sieht ihm solch liebenswürdiger Humor zur Zeit, wo er sich noch nicht gehörig anerkannt fühlte, und auch mancher sonstige Lebensplan nicht glückte, keineswegs unähnlich, und stimmt zu dem Ausspruch, er habe in Allem Unglück (S. 220).

Lieblich dem unterliegenden Gedanken nach ist die an Karl Mayer gerichtete Ballade Merlin der Wilde, deren in sofern gleich nach Unstern gedacht werden kann, als auch in ihr auf persönliche Zustände des Dichters Bezug genommen wird. Doch dünkt uns der volle Zauber der Poesie hier zu fehlen, der leichte, duftige Stoff — so erscheint er wenigstens in Uhlands Darstellung, an sich mag er sich ernster und gröber ausnehmen — etwas zu lehrerhaft behandelt zu sein.

Unter den vielen in Weise der spanischen Romanze gehaltenen Liedern möchten wir dem Durand den Kranz zugestehen. Mit solch süßer Zartheit und doch zugleich solch

inniger Tiefe dürfte noch Weniges in deutscher Sprache gesungen worden sein! Als einziger Mangel an dem überaus herrlichen Gedicht könnte hervorgehoben werden, daß es eben allzu sehr Gedicht, daß es zu zart, zu ätherisch ist, vornweg zu wenig Anspruch auf Wirklichkeit macht! Was übrigens den Reiz der Diktion betrifft, so wetteifern fast sämmtliche in dieser südlichen Form gehaltene Gedichte mit dem eben genannten. Wie vom lauen Hauch der Orangenhaine überwallt, schmeicheln sie der nordischen Brust mit sehnsüchtigem Zauber, und wenn z. B. Rudello wegen seiner etwas kronikmäßigen Fassung der Idee der Romanze nicht völlig entsprechen dürfte, so wird doch kein deutsches Ohr ohne Triumph Zeilen wie folgende vernehmen:

In den Thälern der Provence
  Ist der Minnesang entsprossen,
  Kind des Frühlings und der Minne,
  Holder, inniger Genossen.

Blüthenglanz und süße Stimme
  Konnt' an ihm der Vater zeigen,
  Herzensglut und tiefes Schmachten
  War ihm von der Mutter eigen.

Selige Provencer Thale,
  Ueppig blühend wart ihr immer,
  Aber eure reichste Blüthe
  War des Minneliedes Schimmer.

Noch stärker tritt der, wie es scheint mit Absicht beibehaltene, etwas umständliche Kronikkarakter im Kastellan von Couci hervor, ohne daß wir deßhalb durch das uns

etwas anschaudernde Essen des einbalsamirten Herzens für die mannigfaltigen Schönheiten dieser Erzählung verschlossen würden. — Vortrefflich wieder ist Don Massias, in welchem wir die einzige Zeile

Schlug so zierlich seine Zither

etwas abgeändert wünschten, indem der Beisatz zierlich, oder doch die Hinlenkung der Aufmerksamkeit des Lesers auf den Umstand, daß die Zither zierlich geschlagen worden, zu dem Ernste der hier geschilderten Situation nicht recht passen will. Vielleicht hätte auch der Zug, daß der Graf, um den weit über ihm am Gitter seines Thurmes Stehenden mit der Lanze zu erreichen, sich in den Bügeln heben muß, wegbleiben dürfen, denn dieses mühsame Ausstrecken und Zielen mit der Todeswaffe gibt ein etwas unbeholfenes Bild. — Eben so hohes Lob, als in allem Uebrigen Don Massias, verdient Dante, „welchem ird'sche Liebe sich zu himmlischer verkläret." Ueber Sankt Georgs Ritter haben wir uns bereits ausgesprochen, und halten uns bei ihm nur noch auf, um beiläufig zu bemerken, wie fein und sinnig unser Dichter im Benützen und Weiterausbilden eines gefundenen Stoffes war. Die Quelle nämlich, aus welcher er hier geschöpft, berichtete, wie wir aus seinem eignen Munde wissen, nur von dem in der ersten Abtheilung erzählten Wunder, d. h. demjenigen, wonach Sankt Georg für Paskal Vivas eintritt; die zweite Abtheilung, wodurch der ersten erst die Krone aufgesetzt wird, nämlich die Uebertragung einer Heldenthat von Paskal Vivas auf Sankt Georg, ist von Uhland hinzu gedichtet.

Nicht minder geschickt ward von Diesem, um hier zwischen hinein auch in Bezug auf Balladen von anderm Karakter einige Beispiele seines Verfahrens in jener Beziehung anzuführen, der Stoff zu dem Lerchenkrieg benützt, und wir erlauben uns die betreffende Urkunde hier beizusetzen. Dieselbe, die erst nach dem Erscheinen des Gedichtes veröffentlicht wurde * und daher noch in der Handschrift gelesen worden sein muß, lautet also: „Nach altem ob Menschen Gedächtniß geübtem Gebrauch seien die Nördlinger bei 20 in vergangenem Herbst nach Lerchen gelaufen. Graf Joachim zu Oettingen habe sie, da sie außerhalb der Stadt, einstheils auf dem Nördlingischen" (Gebiet) „den Lerchen, der ein freier Vogel sei, nachgegangen, durch die Seinen unerinnert" (ohne sie zuvor zu warnen) „mit gespannter Armbrust und wehender Hand, auf des heiligen Reichs Straße überritten, zu Gelübd genöthigt und gedrungen ihr Garn aufzuheben und füro ohne der Herrschaft Oettingen Wissen und Willen nicht mehr zu vogeln; einer sei auch blutrünstig geschlagen worden" u. s. w. Man sieht, der Gedanke, daß um der Lerchen willen, der ein freier Vogel sei, — (d. h. zunächst blos durch kein örtliches Jagdrecht ansprechbar, von Uhland jedoch natürlich in weiterm Sinne genommen) — blutiger Menschenhader entstanden, hat bei dem Dichter gezündet; die weitere Ausbildung jener Thatsache aber, der tragische Ausgang, wie er wohl hätte eintreten können, jedoch nicht wirklich eintrat, ist poetische Beigabe. — So

* Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. Bd. XIV. S. 217.

ward endlich der Stoff zu der ergreifenden Ballade Traum, in welcher die Freuden in einem Schiff von der Erde wegfahren, höchst wahrscheinlich aus der an verschiedenen Orten haftenden Sage genommen, daß hier einmal die Zwerge (Elbe) insgesammt ausgewandert und, ein Schiff von dem am Ufer stehenden Fergen miethend, weit über's Wasser gezogen seien, weil sie unter den Menschen, gegen welche sie bisher freundlich und vertraulich gewesen, nicht mehr wohnen gewollt *.

Ein Meisterstück in der Darstellung und zugleich voll der lieblichsten Schalkhaftigkeit ist, um wieder zu den nach spanischem Vorbild entworfenen Romanzen zurückzukehren, Ritter Paris. Fast erstaunt man, gegenüber der etwas ätherisch gehaltenen Idee der meisten Uhlandischen Romanzen von höhern Styl, über die süße Fülle des hier quillenden irdischen Lebens. Eben so musterhaft ist Der Räuber, der freilich dem Inhalte nach nur ein Bild, nicht eine Romanze genannt werden kann. Wie eine herrliche Skizze zu einem größern Romanzenkranz nimmt sich Der kastilische Ritter aus. — Höchst anmuthig sind die unter der Ueberschrift Liebesklagen aufgeführten zwei Nummern Der Student und Der Jäger. Ein in ihnen leicht mitlaufender scherzhafter Ton nimmt sich in seiner Naivetät ungemein lieblich aus, wie denn, nach unsrer frühern Bemerkung, offenbar der nicht ausgeführte Entwurf eines heitern Liederspiels zu beiden Stücken die Veranlassung ge-

* Vgl. Grimms deutsche Mythologie 1844. S. 428, Anmerkung. Ebenso Deutsche Sagen von den Br. Grimm. I. S. 227 ff.

geben (vgl. S. 88). Zum erklärten Spaß, zur heitern Parodie wird die spanische Form in der Romanze vom Recensenten benutzt. Geringern Werth hat die in der gleichen Form gehaltene, gleichfalls scherzhafte Romanze vom kleinen Däumling.

Unter den mehr dem Norden angehörigen oder mindestens nicht jene südliche Färbung tragenden Balladen ist die Vom treuen Walther eine der tiefst gefühlten. Wo hat ein andrer Dichter die göttliche Unwiederbringlichkeit der einmal verlorenen Liebe ergreifender, man möchte fast sagen heiliger, besungen? Unter den Sterbeklängen behandelt die Nummer 1) „Das Ständchen", einen, so rührend er erzählt ist, doch schon etwas verbrauchten Gegenstand; desto mehr in Anspruch nehmen die Nummer 2) „Die Orgel", und vor Allem die Nummer 3) „Die Drossel". Die Geduld des kranken Kindes, seine naiv unschuldige Sehnsucht nach dem Drosselgesang, als dem Einzigen, was ihm Labung zu gewähren vermag, sein bittendes Hinblicken auf die stumme, und sein verklärtes auf die endlich singende Drossel könnte wohl Manchem Thränen entlocken. Vortrefflich nach Form und Gedanken ist der schon S. 156 erwähnte Rosenkranz. Nur die darin vorkommende Vergleichung:

> Panzer liegt mir noch am Leibe,
> Wie dem Drachen seine Haut,

dünkt uns widerlich und unwahr. Als nicht minder vorzüglich wird man die dem Rosenkranz etwas verwandte, noch in sehr früher Jugend verfaßte Romanze Entsagung anerkennen müssen.

Eine Perle in ihrer schlichten Treuherzigkeit ist Der letzte Pfalzgraf. Hier quillt der naive Ton recht aus innerster Seele, während er bei manchen andern Uhlandischen Erzeugnissen mitunter ein wenig zu absichtlich klingt. Tells Tod behandelt eine sonst wenig bekannte Sage*. Da die in der dritten Strophe vorkommenden Worte:

Und eben schritt ein Andrer
Zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wandrer,
Wirft sich dem Knaben nach,

den Retter des Kindes noch ungenannt lassen, so möchte man beinahe wünschen, daß derselbe auch in der Ueberschrift nicht namentlich aufgeführt wäre, denn um so stärker und überraschender würde dadurch der Schluß der vierten Strophe:

Als kracht' in seinem Grunde
Des Rothstocks Felsgestell,
Erschallt's aus Einem Munde:
Der Tell ist todt! der Tell!

Freilich hätte diese Weglassung des Namens auf dem Titel sofort in der nachfolgenden fünften Strophe noch eine Versicherung des Dichters nothwendig machen dürfen, daß der Ertrunkene wirklich Tell, der Tödter des Zwingherrn sei.

* Nach dem schon angeführten Aufsatz J. L. Uhland in Unsre Zeit, der von einem dem Dichter nahe gestandenen Verfasser herrührt, wäre dieses Gedicht aus dem Bedürfniß eines Abschlusses der Tellsage entstanden, und weder auf einer Thatsache, noch einer Sage beruhend. Irren wir jedoch nicht, so haben wir von dieser Sage schon vor Erscheinen des Gedichts gelesen.

Hätten wir etwas an dem schönen Ganzen auszusetzen, so wäre es, daß dasselbe zu sehr gedacht, zu wenig gedichtet ist.

Nicht ganz befriedigt uns Der Graf von Greiers; die Strophe

> Sie raffen ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied,
> Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied sich reiht an Glied,
> Sie tanzen über Matten, sie tanzen durch den Wald,
> Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt,

mahnt fast an die berüchtigte Tanzseuche im vierzehnten Jahrhundert, und gibt jedenfalls, weil ein übertriebenes, kein liebliches Bild; die Darstellung, daß unter allen Tanzenden nur der Graf von dem Wolkenbruch weggeschwemmt worden, klingt nicht recht glaublich, und selbst wenn sie auf einer Thatsache beruhen sollte*, ist, wie ein bekannter Ausspruch sagt, nicht Alles was wahr, deßhalb auch wahrscheinlich und somit für ein Gedicht, das einen Eindruck von Wirklichkeit machen soll, verwendbar. Die Schlußverse endlich, so schön sie sind, klingen fast wie eine leise Parodie auf die bisweilen gehörte Betheurung dieses oder jenes Fürsten, wie lästig ihm der Schimmer der Krone falle und wie gern er mit dem Schäfer auf der grünen Aue tauschen möchte, — eine Last, von welcher er sich jeden Augenblick befreien könnte, wär' es ihm mit der Klage recht Ernst! — Unsre

* Erinnert sich der Herausgeber recht, so hat ihm Uhland gesagt, die Wegreißung des Grafen durch ein Hochwasser sei Thatsache, der Tanz aber hinzugedichtet. Doch könnte hier ein Gedächtnißfehler vorwalten.

Ansicht über Des Sängers Fluch haben wir bereits ausgesprochen. Finden wir jedoch die Idee des Ganzen, die uns an sich zurückstoßen würde, durch den erst jetzt bekannt gewordenen allegorischen Sinn desselben gerechtfertigt, so können wir uns gleichwohl noch immer mit manchen Einzelheiten nicht versöhnen. Das Bild z. B.

Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß,

hat etwas Unschönes, fast Grausiges, nicht zu gedenken, daß man sich das Verfahren des Alten bei dem aufrecht Festbinden eines Leichnams genügend kaum zu denken vermag, und somit, selbst wenn hier immer noch allegorische Deutung festzuhalten und der eigentliche Sinn wäre, das Bild der Freiheit sei, gerade durch die Unthat des Tyrannen, in den Herzen der Menge nur um so mehr aufrecht geworden, die Kraft der Allegorie etwas verloren ginge, denn diese darf nicht gegen die Wahrheit des unterliegenden sinnlichen Bildes anstoßen *.

In der schauerlichen Ballade Das Rothhemd scheint uns der Verfasser, nach zwei denkbaren Richtungen zu, etwas

---

* Bemerkenswerth ist, daß Uhland später, als die Rede frei gegeben war, nicht Ein Gedicht weder über den noch regierenden, noch über den gestürzten Napoleon, nicht einmal eines, das blos für einen Freundeskreis bestimmt gewesen wäre, verfaßt zu haben scheint; wenigstens ist uns kein solches zu Gesicht gekommen. Justinus Kerner war auch hier das entzündbarere Gemüth. Von mehrern uns mitgetheilten nicht veröffentlichten Gedichten desselben gegen Napoleon, ist ein Epigramm, das, wie es scheint, erst nach dem Sturz desselben, zur Zeit entstand, wo die Deutschen von einer Nationaltracht träumten,

unter der Intention geblieben zu sein. Will er, was wohl das Wahrscheinlichste ist, sagen, es habe blos eine, etwa bis zu einem Kuß gegangene, Liebe zwischen des Herzogs Tochter und dem ihn erschlagenden Jüngling stattgefunden, so könnte das Ganze bedeutend zärter, sinniger, und doch zugleich erschütternder dargestellt sein, indem die liebende Jungfrau gar keine Ahnung davon hätte, daß ihre Neigung schon an sich den Zauber des Rothhemdes vernichten könne, der Jüngling aber umgekehrt im Vertrauen, daß die Liebe an sich schon „die Höllenkunst" zu „Dunst" machen werde, den Herzog angriffe und so mit diesem zugleich in eigner Person das Opfer des Kampfes würde. Will aber gesagt werden, der Tochter Hand sei in einem Sinn, der über dieses zarte Verhältniß hinausgriffe, „nicht mehr jungfräulich", die dunkeln Mächte seien also gleich vorhherein insofern mit im Spiel gewesen, als das Mädchen in diesem Fall einen, wenigstens halb bewußten, Verrath am Vater beginge, dem zur Buße dann auch der Geliebte fallen würde, so sollte auch hier, bei dem Zusammentreffen zwischen Kind, Vater und Geliebten,

---

und das altdeutsche Kleid in der That eine Zeitlang bei den Frauen Mode wurde, werth der Vergessenheit entrissen zu werden:

Mit den Männern um die Wette
Hassest du den Korsen, Weib!
Hasse denn auch die Korsette
Und befreie deinen Leib —

Jeder Druck ist Zwang und Kette,
Jeder fremde Brauch ist Schmach:
Drum so schleudre die Korsette,
Deutsches Weib, dem Korsen nach!

das Tragische eines solchen Verhältnisses stärker hervorgehoben sein. In beiden Fällen dünkt uns der von der Tochter gebrauchte Ausdruck:

Sie findt die todeswunden Zwei,
Da hebt sie wildes Klaggeschrei

nicht seelenhaft genug.

Ungemein rührend ist der Stoff zu der Mähderin, einem Gedicht, das richtiger Erzählung, als Romanze oder Ballade genannt werden muß, da der Inhalt, über die eigentliche Begebenheit hinausschreitend, nachträglich noch berichtet, daß die Unglückliche später Jahre lang nur noch hie und da einen Tropfen Honig als Speise zu sich genommen habe. Der dem Mähen nachahmende Ton des gewählten Rhythmus ist vortrefflich:

„Stets hört man die Sense, die kräftig geschwungene, sausen.“

Aeußerst lieblich gehalten erscheint die artige Spielerei Die Elfen, in deren Gebiet auch das minder bedeutende, etwas an Matthisson'sche Scenerie erinnernde Gedicht Das versunkene Kloster gehört. Selten dagegen wendet sich Uhlands Talent dem eigentlich Magischen und Mährchenhaften zu. Obwohl unter seinen Balladen mehrere in der Elfen- oder Gespensterwelt spielen, finden wir doch das eigenthümliche Geschick, mährchen- oder geisterhaft auf die Einbildungskraft zu wirken, fast nur in dem einzigen Harald, namentlich in den drei Schlußstrophen:

Doch wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;

Er muß sich setzen auf den Fels,
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr,
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Der schwarze Ritter kann als Beleg erregten Geisterschauders nicht wohl angeführt werden, da er nur als Allegorie gehalten ist, die wohl erschütternd wirkt, aber als solche kein eigentliches Gespenstergrausen zu erregen vermag. Junker Rechberger soll nach des Verfassers Absicht mehr einen scherzhaften Eindruck machen, bei welchem das Gespenstische nur leicht nebenher läuft.

Keine die Einbildungskraft magisch berührende Wirkung macht, wenigstens auf unsre Person, das Glück von Edenhall, so sehr auch die Unerschöpflichkeit des Reims in der gewählten Form bewundert werden mag. Der tiefsinnige, mährchenhafte Gegenstand wird hier, nach unsrer Empfindung, mit etwas zu materieller Hand angefaßt, und das Gedicht scheint uns zu den wenigen zu gehören, in welchem der Dichter unter seinem Stoffe geblieben ist. Weit eher entspräche die vortreffliche Ballade Das Schloß am Meer ihrer Form nach dem von uns vermißten Tone, da es sich in derselben aber um einen Eindruck auf das Gefühl, nicht

auf die Einbildungskraft handelt, ist es hieher nicht zu rechnen. — Höchst dichterisch, jedoch, wie sich von selbst versteht, keineswegs mit der Absicht einen Gespensterschauder zu erregen, sind die Geisterlaute berührt in dem herrlichen, schon auf den Lippen des Lesers fast zum Gesang werdenden Gedichte Die Vätergruft.

Durch ihren naiv heitern Ton anziehend, — wenn auch vielleicht allzusehr an einem noch nicht manngewordenen Zuhörerkreis sich wendend, — sind die beiden in die Sage von Karl dem Großen gehörigen Stücke Roland Schildträger und König Karls Meerfahrt, besonders das letztere, in welchem der nicht sprechende König zu den sprechenden Paladinen einen sinnigen Gegensatz bildet. Gegen das dritte, diesem Kreis beizuzählende Stück; Klein Roland, das voll rührend kindlicher Züge ist, ließe sich einwenden, der darin erstrebte alterthümliche Klang trete etwas zu absichtlich vor. Der Ausgang ist übrigens vortrefflich.

Ver sacrum, einer der sehr wenigen antiken Stoffe, welche Uhland behandelt hat, ist ernst, markigt, streng, — ein gelungenes Abbild des Volkes, dem er entnommen, in dessen bessern Zeiten; nach unsrer Empfindung herrscht aber hier das Element der geschichtlichen Erzählung über dasjenige der Poesie doch zu sehr vor; ersteres wird durch letzteres nicht genug verklärt, nicht genug aus dem Körper in Seele verwandelt. Wir möchten das Ganze mehr einen schönen Gegenstand, als ein schönes Gedicht nennen. — Neben ihm spielt nur noch die sinnige Erzählung, Die Bildsäule des Bacchus, in der antiken Welt. Obwohl sie blos

Allegorie, scheint sie uns doch mehr in Poesie getaucht, als Ver sacrum.

Die neueste Zeit ward von Uhland noch seltener zum Feld der Ballade gewählt, als die antike, nämlich nur in dem Gedichte Die Bidassoabrücke. Aber hier kann er allen Dichtern, welche Gegenstände aus unsern Tagen zum Vorwurf nehmen, Muster werden. Welche Fülle der Poesie bei Einhaltung der vollendetsten Wirklichkeit! Nur gegen die zweite, an sich ungemein schöne Strophe:

Auf der Bidassoabrücke
Spielt ein zauberhaft Gesicht,
Wo der Eine Schatten siehet,
Sieht der Andre goldnes Licht u. s. w.

könnte wohl nicht ganz mit Unrecht behauptet werden, sie führe den Hauch zarter Phantasie in einen Stoff von so entschiedener Realität etwas zu bedeutsam ein.

Als Gipfelpunkte von Uhlands Talent betrachten wir die Romanzen Der Müller und Bertran de Born. Der Diktion nach dürfte erstere das Vollendetste sein, was seit dem Jahr 1830 im ganzen Umfang der deutschen Sprache erschienen ist. Wo das Herz, wo das Ohr, die nicht entzückt würden bei Worten, wie:

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach,
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,

Und der Schiffer kniet am Ufer,
Bis er leis sein Ave sprach;

oder:

Welche Glut ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Hundert und hundertmal kann man das Gedicht lesen, und immer wird man neu hingerissen, neu berauscht von diesen Bildern, diesem Wohllaut werden; ja der einzige Fehler liegt nur eben darin, daß es wirklich mit Schönheit berauscht, d. h. daß es etwas zu viel Reiz auf die bloße Form verwendet, und so die Aufmerksamkeit allzu stark auf sie lenkt! Wäre Dies nicht der Fall, und in der Schlußstrophe eine ganz leise Abänderung getroffen, so würden wir den Waller dem Bertran de Born noch vorziehen, dem wir, wie die Sache jetzt steht, den Preis zuerkennen zu müssen glauben. In den Schlußworten des erstern

Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht,
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht

ist nämlich der Gedanke, daß der Büßende vor den Thoren der Heiligen gestorben sei und so das Ende seiner Schmer-

zen gefunden habe, nach unsrer Empfindung mit keiner solchen Deutlichkeit ausgedrückt, daß man beim erstmaligen Lesen nicht glauben könnte, der Dichter habe blos sagen wollen, die Seele des noch lebenden Mörders sei vom bisherigen Sündengefühl durch Gnade der Jungfrau befreit worden, und mithin der Ausdruck

Schwebet in dem Meer von Licht,

blos bildlich zu nehmen. Hiedurch würde aber die Spitze des Ganzen natürlich bedeutend geschwächt.

In Bertran de Born wetteifert mit der Meisterhaftigkeit der Form — (die gleichwohl nirgends, wie im Waller, als solche zu bedeutend hervortritt) — die Vortrefflichkeit des Gedankens. Wenn unter einem noch kindlichen Volk die Sage, daß der erste Dichter Thiere, Pflanzen, Steine durch seine Gewalt bewegt habe, höchst poetisch und tief erscheint, so bedarf es zur Feier der Dichterkraft bei uns, denen ein solches Wort zur leeren Allegorie würde, eines Beispiels ihrer wunderähnlichen Einwirkung auf sittliche Mächte. Je überraschender, je wunderähnlicher diese Wirkung mit ganz natürlichen Mitteln herbeigeführt wird, desto tiefer ist der Darstellende in das Herz der Welt eingedrungen, desto mehr hat er mit manngewordenem Geist wieder jenen Standpunkt aufgefunden, wo die Natur des Wunders fähig ist, wie Dies jene kindlichen Völker auf eine der Kindheit angemessene Weise gefühlt und ausgesprochen hatten. — Höhnend fordert der König den gefangenen Dichter, der, als Sänger und Ritter mit doppelter Kraft begabt, sich gerühmt hatte, daß er nie mehr als die Hälfte

seines Geistes bedürfe, auf, seinen ganzen Geist herbeizurufen, damit er ihm die Fesseln breche. Mit edelm Stolz erinnert der Gefesselte daran, wie mächtig bisher dieser Geist gewesen, wie schon dessen Hälfte hingereicht, ganze Provinzen zu entflammen und selbst die eignen Kinder seines nunmehrigen Besiegers gegen den Zorn ihres Vaters zu stählen. Jetzt jedoch, da sein Freund, des Königs Sohn, um seinetwillen im Fluch des Vaters gestorben, sei seine ganze Kraft gebrochen, und nur zu einer Klage hab' er sich noch aufraffen können. — Aber gegen das augenblickliche Gefühl des Gefangenen hat in eben diesen Worten der Geist noch so mächtig aus ihm gesprochen, daß der König, von diesem kurzen „Hauch“ umgewandelt, und so wenig als seine Kinder dem Dichter zu widerstehen vermögend, ihn frei gibt, und Letzterer somit durch wenige Worte und zur eignen Ueberraschung die Aufgabe gelöst hat, wozu der höhnende Sieger noch drei Minuten vorher die ganze Kraft von dessen Geist nicht hinreichend glaubte. — Und welcher Zauber der Sprache, in der uns dies Alles gesagt wird! Tönt sie nicht bald wie liebeflehende Guitarren, bald wie herzbewehrende Schlachttrompeten an's Ohr?

„Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

„Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor."

Schiller hatte gesagt: „Drum soll der Sänger mit dem König gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen;" hier wird die Herrschermacht der Poesie im Triumph noch über die Macht der Throne erhoben.

Unter den Sinngedichten zeichnet sich vor allen das vortreffliche Auf den Tod eines Landgeistlichen* aus, eines der schönsten Gebilde dieser Art in deutscher Sprache, welches an Einfachheit der Antike gleichkommt, und doch völlig modern gehalten ist.

In nicht minderm Grade der rührend einfache Nachruf an die verstorbene Mutter; ferner Greisenworte und Auf die Reise. Letzteres Gedicht, an eine sich nach Amerika verheirathende junge Freundin (Tochter Karl Mayers) gerichtet, ist erst im Jahr 1854 entstanden, gehört also zu den so seltenen Erzeugnissen des Dichters aus seiner spätern Zeit. So wie er das Wort Sinngedicht auffaßt, fände wohl auch sein letztes poetische Produkt, das im Jahr 1861

* Wahrscheinlich ist unter demselben die gleiche Person gemeint, die in der Ueberfahrt als ein verstorbener, „vatergleicher Freund" bezeichnet wird, und wie wir weiter vorne bemerkt haben, ein dem Dichter verwandter Landgeistlicher war.

durch den frühzeitigen Tod eines Kindes veranlaßt wurde, hier eine Stelle:

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland:
Woher? wohin? — Wir wissen nur
Von Gottes Hand in Gottes Hand.

Geistreich ist Apollo, der Alpenschmetterling, zum Symbol der Sinngedichte gewählt: in seiner zartesten, leichtesten und doch so lichtvollen Gestalt soll der Gott der Dichtung in dieser Art der Poesie dahin schweben, soll die „nächtliche Kluft" des Daseins, d. h. den Tod, das Grab u. s. w., zwar mit in dies Gebiet hereinziehen, aber nur leicht andeutend, und „spielend im Glanz".

Bewundernswerth der Form nach und köstlich durch die in ihnen fließende komische Ader sind die Glossen. Schade daß bei der Virtuosität, womit Uhland sich dieser schwierigen Art der Darstellung bemeistert, er sie nicht auch — den der Form nach allzukünstlichen Sängerkrieg abgerechnet — zu ernsten Vorwürfen benutzt hat. Ueberhaupt gehört anmuthvolle Ueberwindung von Formschwierigkeiten zu seinen Hauptvorzügen, wie z. B. schon das der ersten Ausgabe der Gedichte vorgesetzte Vorwort zeigt, wo bei Besiegung der absichtlich gehäuften Diffikultäten eine leichte Beimischung von Scherz mitläuft. — Viel weniger Eigenthümlichkeit finden wir in den Sonetten. So musterhaft auch mitunter deren Form und so dichterisch bisweilen deren Inhalt, vermögen wir doch, mit Ausnahme des schon weiter vorn besprochenen An die Bundschmecker, keines aufzufinden, welches nicht jeder begabte Dichter gerade eben

so gut als Uhland zu fertigen im Stand gewesen wäre, wie denn Letzterer in dem Schlußsonett selbst scherzhaft andeutet, daß ihn zu dieser Form häufig nur eben der — Formtrieb hingezogen. Gleichsam zum unwillkürlichen Vorzeichen beginnen die Sonette mit dem Vermächtniß, in welchem er, an sich sinnig genug, an die in der Romanze vom Kastellan von Couci erzählte Geschichte erinnernd, sagt:

Empfange du das treuste aller Herzen
In des Sonettes goldenem Gefässe.

Ja, ein solch goldenes, die besondere Hand seines Fertigers nicht mehr andeutende Gefäß für das Herz, aber nicht das rechte Vehikel für das lebendige, schlagende, wird diese italienische Form in deutscher Sprache wenn nicht immer, mindestens in der Regel, auch beim gefühlvollsten Dichter bleiben!

Unter den Oktaven haben wir Ein Abend, Rückleben, Gesang und Krieg bereits besprochen. Bei dem in edelstem Geist gehaltenen Gedichte Katharina ließe sich streiten, ob das Ganze als solches durch die an sich sehr schöne letzte Strophe, welche das persönliche Bild der Verstorbenen mit hereinzieht, gewinne oder verliere.

Weit eigenthümlicher als in den Sonetten zeigt sich Uhland in Behandlung der Oktave zumal da, wo er sich ihrer als Mittels heiterer epischer Darstellung bedient, nämlich in dem Bruchstück Fortunat und seine Söhne. Die Sicherheit, Leichtigkeit, Anmuth, womit er sich zu genanntem Zwecke in jener Form bewegt, dürfte höchstens etwa von Paul Heyse noch überboten worden sein. Dabei

ist die ganze Dichtung voll frischer Bildnerkraft und lachenden Scherzes. Gleichwohl scheint diese der Ausdehnung nach größte, der Form nach musterhafte Schöpfung Uhlands im Durchschnitt die bei der Menge am wenigsten beliebte zu sein. Vielleicht aus dem gleichen Grunde, aus welchem ihr Schöpfer das mit sichtbarer Liebe begonnene Werk später unvollendet liegen ließ. Trotz aller Meisterschaft in der äußern Gestaltung, trotz allem Witz, (z. B. in Bezug auf die zur Entstehungszeit des Gedichtes so stark geübte Schicksalsreiterei der Bühnendichter, welche der jetzigen Lesewelt freilich ferner liegt,) trotz allem Geist, aller Gewandheit der Einbildungskraft, die sich in diesem Versuch bekunden, ist nämlich der Verfasser hier doch nicht in seinem eigentlichen Elemente, so wenig es die meisten andern deutschen Dichter an seiner Stelle gewesen sein würden. Es fehlt ihnen dazu der Humor, durch welchen die in jener Geschichte mitlaufende Gemüthsfrivolität allein genießbar gemacht werden kann, und so erregt es denn dem Leser wirklich ein unangenehmes Gefühl, wenn er z. B. im zweiten Buch den an Ritter Edmund begangenen Mord und die Hinrichtung des unschuldig als Mörder angesehenen Kaufmanns von dem aus so tief sittlicher Grundlage der Natur heraus dichtenden Uhland mit erkünsteltem Leichtmuth vortragen hört.

Sollen wir hier noch ein Endurtheil über den Lyriker Uhland aussprechen, so möchten wir, übereinstimmend mit unsrer Ansicht von der noch nicht gehörig erfolgten Würdigung desselben, sagen, daß er, welcher bei der Mehrheit der Nation hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Volksdichter beliebt ist, uns im Allgemeinen als Kunstdichter

höher zu stehen scheint. Unsere Einwendungen gegen diejenigen seiner Poesien, die sich ausdrücklich dem Volkston nähern, haben wir bereits vorgelegt, dabei bemerkend, es gebe auch eine Dichtungsart, welche zur Volkspoesie nicht durch absichtlichen Anschluß an jenen Ton, sondern absichtlos dadurch werde, daß der Verfasser sich an keine besondere Klasse von Menschen, sondern nur an das rein Menschliche wende, wie in Uhlands Schifflein, in dem größern Theil der Wanderlieder, dem Waldlied, Graf Eberhards Weißdorn u. s. w. Solcher Dichtungen, deren bezeichnendes Merkmal die Verbindung der größten Einfachheit und Natürlichkeit mit der tiefsten Poesie wäre, — Dichtungen, die wir, wo sie vollkommen gelungen sind, wie z. B. in vielen Erzeugnissen Göthes, eigentlich für das Höchste in der Lyrik ansehen und weit über jede Kunstpoesie stellen, — hat nun zwar Uhland, wie die angeführten Beispiele zeigen, ebenfalls einige treffliche geliefert, aber theils sind es der Zahl nach doch nicht eben viele, theils werden sie, bei allem Werth, doch durch andere überboten. Nicht nur ist z. B. in Göthes hieher gehörigen Schöpfungen, wie Jägers Abendlied, An den Mond, Schäfers Klagelied, An Mignon, Nähe des Geliebten &c. noch weit mehr Poesie, als in den entsprechenden Dichtungen Uhlands, sondern letztere werden von manchen der eigenen Erzeugnisse desselben, in welchen der Adel der Sprache, der Schmuck der Bilder mehr hervortritt, die somit mehr der Kunstpoesie angehören und mehr nur auf ein gebildetes Publikum berechnet sind, an poetischem Gehalt bedeutend übertroffen. In gar manchen von diesen darf sich Uhland Göthe'n keck an

die Seite stellen; ja, so schön wie z. B. Der Waller hat Letzterer — immer zugegeben, daß in diesem Gedicht etwas zu viel Reiz auf die bloße Form verwandt sei — kaum etwas gedichtet, und nicht wenige von diesen Dichtungen erfüllen Göthe's Forderung vollkommen: es ist etwas das Menschengeschick Bezwingendes in ihnen, während wir gerade in den bei der Menge beliebtern Uhlandischen Erzeugnissen bald den Eindruck des blos Jugendlichen allzuoft wiederkehrend, bald etwas fast zu weiblich Weiches finden.

Den eigentlichen Heroen der Poesie kann übrigens Uhland auch wohl als Kunstdichter nicht beigezählt werden, denn der Erzeugnisse, durch welche an sich er auf diesen Namen ein allerdings gegründetes Anrecht hätte, ist eine zu geringe Zahl. Er hat ganz Vortreffliches, ja Einziges gegeben, aber dessen doch nur Weniges. Besonders fehlte ihm zu jenem Heroenthum die eigentlich welttiefe Grundlage des darstellenden Vermögens, durch welche sich die dichterische Gewalt über das Gemüth mächtiger kundgegeben haben und eine gewisse, sich leise fühlbar machende Eintönigkeit vermieden worden sein würde, — eine Grundlage, wie er sie in jenem S. 239 angeführten Ausspruch über die wahrhaft großen Dichter eigenen Mundes, obwohl in etwas eigenthümlicher Auffassung — gesetzt seine uns mitgetheilten Worte seien dort ganz richtig oder vielmehr ganz vollständig gegeben — anerkennt. Nicht dadurch, daß jene Dichter, wie er sagt, „andre, eigentlich der Poesie fremde Gebiete, wie Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft in ihren Gesichtskreis ziehen, wecken sie das Interesse", sondern dadurch, daß sie, was ihnen Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft beut,

in Poesie umzuwandeln vermögen, mit andern Worten dadurch, daß ihr dichterisches Organ ein Weltorgan ist, — werden sie zu großen Poeten, die im Besitz jenes Weltorgans, wenn sie wollen, auf nähere Kenntniß der Philosophie und Naturwissenschaft verzichten dürfen, und nur der Geschichte, als Spiegels des Menschengemüthes (nicht als etwas, was der Poesie eigentlich ein fremdes Gebiet wäre,) nicht entbehren können. Diese Ausdehnung fehlte Uhlands dichterischem Vermögen, aber sie ging, wenigstens nach gewissen Seiten zu, keineswegs seiner Seele ab, welche instinktmäßig rang, auch dorthin die Dichterflügel auszuspannen. Wie Göthe manche Gedichte Byrons verhaltene Parlamentsreden genannt hat, könnten umgekehrt manche Reden Uhlands im deutschen Parlament Dichtungskeime genannt werden, welche eine ihnen völlig gewachsene Dichterkraft in dem Redner suchen. Die männliche Potenz, die zu großen Schöpfungen nothwendig ist, lag mehr in seinem Gemüth, als in seiner poetischen Fähigkeit.

Dies führt uns zu Uhlands Bühnenstücken. Gebt einer sittlichen Kraft, wie sie sich z. B. in der Kaiserrede oder in der Rede über das Verhältniß Oesterreichs zum übrigen Deutschland ausspricht, die gehörige dramatische Gewandheit, und sie wird die ungeheuerste Wirkung auf den Brettern hervorrufen; — aber diese Befähigung fehlte unserm Dichter. Der Dramatiker ist vielleicht unter allen Stimmführern der Poesie der größte Künstler, aber an Reinheit der dichterischen Form steht er dem Epiker wie dem Lyriker nach. Er muß — und der Tragiker insbesondere — auf einen weit massehaftern, realistischern Eindruck hinarbeiten, muß

von Handlung zu Handlung vorwärts drängen, und darf sogar mancher Kunstgriffe, die den Zuschauer oder Leser bewältigen und hinreißen, (versteht sich immerhin auf edle Weise, nicht durch Bühnencoups!) sich nicht entheben. Verschmäht er ein solch Verfahren, so kann sein Werk der Idee nach vielleicht um so reiner und edler werden, als Drama aber muß es nothwendig verlieren. Darum haben Göthe's so rein gedachte Stücke, Iphigenie und Tasso, so geringes dramatische Interesse, und darum bringen Uhlands Schauspiele die ihnen unterliegende Intention, so sehr der Gegenstand an sich das Gemüth anspricht, nur zu schwacher dramatischen Wirkung. Im Gange derselben, ja schon in ihrer Sprache, besonders in der im Herzog Ernst eingehaltenen, fehlt „jener entschiedene Rhythmus, der den Pulsschlag beschleunigt und das sinnliche Leben in raschern Schwung bringt", wie A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen das Haupterforderniß des Bühnendichters so richtig bezeichnet. Jene die Handlung beherrschende und beschleunigende Schwungkraft, die für das Drama als solches wirklich noch wesentlicher wird, als die lebendige Gestaltung der handelnden Personen, — (denn Virtuosität in der Karakteristik an sich unterschiede den Dramatiker noch nicht von dem Epiker und Romandichter,) — jene Schwungkraft ist Sache des unmittelbaren dramatischen Instinktes, — aber diesen haben, frei gesagt, weder Göthe noch Uhland besessen. Eine Spur desselben, und zwar eine nichts weniger als unbedeutende, schien sich zwar in dem von uns mitgetheilten Bruchstück zu Alfer und Aurina anzudeuten; allein sie beschränkte sich denn doch nur auf den glücklichen Griff, womit der Verfasser gleich

vorne lebendig in den geheimnißvollen Grund des Stückes hinablangt; ob die weitere Entwickelung schlagender, drastischer gewesen sein würde, als bei Uhlands sonstigen Schauspielen, mußte bei der Kürze des besagten Bruchstückes unentschieden bleiben, und da bei diesen andern Dramen jener Instinkt sich nirgends, weit eher das Gegentheil desselben zeigt, so erübrigt fast kein anderer Schluß, als daß der erwähnte glückliche Griff nicht Ergebniß dramatischen Taktes gewesen Ganz gewiß wissen wir ja überdies nicht einmal, ob das Stück mit der aufbehaltenen Scene auch wirklich habe beginnen sollen.

Fangen wir unsere Betrachtung zuerst mit Herzog Ernst von Schwaben an, so haben wir ein Schauspiel vor uns, das wenig eigentlich pathetische Stellen enthält, welches aber gerade durch das höchst einfach Ausgesprochene, bisweilen fast nur Angedeutete, das Gemüth im Innersten, wenn auch meistens nicht auf dramatischem Wege, trifft; dabei eine Dichtung, welche nichts weniger als Dem entspricht, was man von einem Anhänger der romantischen Schule erwarten sollte, vielmehr mit fast antiker Strenge und Männlichkeit gedacht und mit den gleichen Faktoren bis in's Einzelnste ausgeformt ist, so daß sie wenigstens hierin vor hundert andern deutschen Bühnenstücken den Kranz verdient.

Nebenher ist die Zusammendrängung des Inhalts zu einer Einheit und einem Ganzen wohl gelungen. Auch die Personen sind, wenn freilich nicht mit Shakespearischer Lebendigkeit, doch der Mehrzahl nach tief und wahr angelegt, — (mit Ausnahme einiger im dritten Aufzug hervortretenden

Partien in Gisela's Benehmen;) — und viel weniger in den Karakteren, als in dem eingehaltenen Gang der Handlung, besonders in der verhältnißmäßigen Dürftigkeit derselben im vierten und fünften Akte, liegt das Hinderniß an bedeutender dramatischer Wirksamkeit. Weit am meisten den dramatischen Forderungen entspricht der erste Aufzug. Die Aussprechung der Reichsacht durch den Kaiser ist wahrhaft erschütternd und stellenweise des höchsten Tragikers würdig, nimmt sich auch auf der Bühne sehr gut aus. Freilich bleibt dabei dem stummen Spiel der Gisela, welche sich zuvor eidlich verpflichtet hat, falls solcher Schritt gegen den Sohn nöthig werden sollte, nicht für ihn zu bitten, eine sehr schwere Aufgabe anheimgegeben. Eben so mächtig wirken, und hier gerade wegen ihrer einfachen Kürze, die Worte mit welchen Ernst abgeht. Auch der Anfang des zweiten Aufzuges ist mitunter wahrhaft dramatisch, wie z. B. der Ausruf Odo's:

> Ein Bettler zerrt mich hier und einer dort.
> Was bettelst du?

Worauf dann die erschütternde Antwort Ernsts erfolgt:

> Das Erbe von Burgund!

Gleiche Anerkennung verdient die ganze nachfolgende Scene mit Odo. Dagegen ist, nach dessen Abgang, das Gespräch mit Hugo zwar schön und mitunter höchst rührend, räumt aber dem erzählenden Element zu starken Hervortritt für ein Drama ein. Namentlich hält der an sich treffliche und etwa als Bestandtheil für einen Romanzenkranz sehr passende Bericht Hugo's über den Eintritt seiner

Tochter in das Kloster, den Gang des Stückes zu sehr auf einem außerhalb liegenden Punkte fest. Das sofortige Zusammentreffen **Werners** mit Ernst ist, zum Theil wieder gerade durch die Einfachheit und Kürze der anfangs gebrauchten Worte, wahrhaft ergreifend, nachher aber mischt Werner in die Erzählung von der Kaiserwahl das epische Element in einer Gedehnheit ein, die selbst den minder entwickelten Sinn für dramatische Entfaltung verletzt, so schön und lebendig an sich auch diese genau an gleichzeitige Berichte sich haltende, und so insofern, wie es scheint, durch den vorliegenden geschichtlichen Stoff etwas zur Länge verführte Schilderung ist.* Dazu kommt, daß die Gründe, welche Wernern jetzt gegen den damals so begeistert gewählten Kaiser aufstacheln, und ihn bewegen, sich an Ernst um so feuriger anzuschließen, weil es den Oberherrn der deutschen Nation verlangt

> Nach Unbeschränktheit, nach Alleinherrschaft
> Und nach der Erblichkeit in seinem Stamm,

kaum edel zu nennen sind, oder wenn deren sittlicher Werth mit Rücksicht auf die eigenthümliche, in Werner vorwaltende

---

* So sind z. B. die Worte:

> Und als er wieder aus dem Tempel trat,
> Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
> Und seine Schulter ragt' ob allem Volk,

dem Bericht **Wippo's**, des kaiserlichen Hofkapellans, nachgebildet, welcher erzählt: Der König, bewegt, that wie Fürsten und Volk verlangten und verzieh öffentlich Allen, die sich gegen ihn vergangen hatten. In diesem Augenblicke erschien dem erfreuten Volke seine Gestalt höher und herrlicher denn zuvor. S. **Pfisters** Geschichte der Deutschen. II. S. 146.

Anschauung der Freiheit noch zu rechtfertigen ist, wenigstens keinesfalls patriotisch erscheinen, so daß er in solcher Beziehung die Theilnahme, mindestens des denkendern Lesers oder Zuhörers, nur unvollkommen erregt. Dieser selbstsüchtige Drang der deutschen Fürsten und Edeln, der Erblichkeit und Macht der Kaiserwürde entgegen zu treten, hat Deutschlands Kraft gefällt und es seinen Feinden hingeworfen; und war auch Werner für seine Person nicht nur nach des Dichters Auffassung, sondern nach Schilderung der gleichzeitigen Geschichtschreiber, eine wirklich hoheitvolle Natur*: — was wollte die Mehrzahl Derer, die von jeher gleiches Streben wie er hatten, im Grunde anders, als jenen an andern Ort von Uhland selbst mit so vielem Recht gerügten Zustand, welcher von allem Zwange die Edeln ledig spricht:

Dann fahre wohl, Landfriede! dann Lehndienst gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.**

Damit soll jedoch nicht verkannt sein, daß die Art, wie sich in folgenden Worten dieses Mannes der Haß gegen den Kaiser mit der Liebe und dem Mitleid für den unglücklichen Freund verbindet, vortrefflich angelegt ist:

Nicht ich bin elend, denn mich treibt die Glut,
Die ich an jenem Tag in mich gesaugt,
Du aber hast nach Frieden dich gesehnt,
Und mußt nun so unendlich friedlos sein,

* Die im Stück erzählte Festigkeit, womit, zuletzt er ganz allein, dem nach Giebichenstein abgeführten Ernst treu blieb, und deßhalb in seiner eigenen Burg drei Monate lang vom Kaiser belagert wurde, ist geschichtliche Thatsache.

** Eberhard der Rauschebart. Zweite Ballade.

Und hast für all' die Treue keinen Dank
Von mir, als daß ich schadenfroh und stolz
Auf dich hinblicke, wie du nun so ganz
Verlassen da stehst und so ganz entblößt,
Und wie nun ich dein einz'ger Lehensmann,
Der Einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienst zu leisten bis zum letzten Hauch.

Im dritten Aufzug läßt sich der Dichter abermals durch den Reiz des geschichtlich dargebotenen Stoffes verführen, die Sagen, welche sich über Ernsts Wanderungen im Morgenland gebildet, hier anzubringen. Aber die Aufzählung dieser Sagen vor Ernsts Mutter durch den Mund des Grafen Mangold, der, wie sie im Augenblick erst erfahren hat, ihres Sohnes Aufstand niederschlagen soll, und vollends gar der Wunsch der Mutter, noch Weiteres von diesen Sagen aus solchem Mund in solchem Zeitpunkt zu vernehmen, ist, so schön auch die Zwischenbemerkungen sind, zu welchen die Erzählung für Gisela Anlaß gibt, in sehr unpassendem Moment angebracht. Nur nothdürftig läßt sich diese Episode etwa aus dem Gesichtspunkt rechtfertigen, als wolle die Kaiserin durch Hinhorchen auf jene Geschichten die innere Bewegung vor ihrem Gemahl verbergen; denn die Anwesenheit des Kaisers in diesem Augenblick ist nicht nothwendig. Jedenfalls sollte die rührende Scene, worin Gisela zu der heiligen Jungfrau fleht, daß ihres Kindes Brust nicht von Mangolds Schwert durchbohrt werden möge, der Einschaltung jener Sagen vorhergehen, nicht ihr nachfolgen.

Durch das darauf folgende Gespräch mit Adalbert,

dem Mörder von Gisela's erstem Gatten, wird ein sehr tragischer Bestandtheil in das Stück eingebracht, nach unserer Ansicht aber nicht richtig behandelt. Daß zunächst Adalbert, welcher, dem wirklichen Sachverhalt nach, den Herzog nicht mit Willen, sondern durch Unvorsichtigkeit getödtet, um die tragische Wirkung zu steigern als absichtlicher Mörder dargestellt wird, finden wir vollkommen in der Ordnung. Aber die Begründung dieses absichtlichen Mordes erfolgt äußerst mangelhaft, wenn Adalbert, nachdem er seine übermäßige Jagdliebe geschildert, fortfährt:

> Auf schweißbetrieften Rossen rannten wir
> Dem Wilde nach; der Herzog hatte schon
> Sich mit gespannter Sehne vorgelegt,
> Da gönnt' ich ihm den Hauptschuß nicht, ich warf
> Queerüber meinen Speer, der Hirsch flog hin,
> Hin flog das led'ge Pferd, am Boden lag
> Der Herzog, in der Seite meinen Speer.

Man kann sich die Unwahrscheinlichkeit, daß ein sonst nicht als inhuman geschilderter Mann um eines solchen Grundes willen zum Mörder werde, höchstens etwa durch die Annahme etwas mildern, Adalbert habe nicht eigentlich tödten, sondern nur durch Verwundung vom Schuß abhalten wollen. Damit würde denn auch der Umstand einstimmen, daß ihm der sterbende Herzog, wie des Weitern zur Sprache kommt, sogleich verzeiht und daß das Jagdgefolge keine Rache an dem Tödter nimmt. Allein auch so angesehen bleibt die That immer noch eine höchst unmotivirte, und hätte überdies in ihrer mindern Schuldhaftigkeit doch

auch durch irgend eine unmittelbare Andeutung dargestellt werden sollen.

Bedeutender aber noch dünkt uns Folgendes: Nahm Uhland an, Gisela sei ursprünglich in der That schuldbedrückt darüber gewesen, daß sie nach dem Tode des ersten Gemahls sich vom jetzigen zur Ehe hatte zwingen lassen, eine Annahme, die wir nicht nur für die mehr zum dramatischen Gesammteindruck beitragende, sondern für die dem Verlauf der Sache nach richtigere halten, so war es besser, die Kaiserin auch jetzt noch mit diesem Gefühl kämpfen, oder dasselbe wenigstens durch Adalbert, wie dieser ausdrücklich sich bemüht, wieder erwecken zu lassen. Der Gedanke, daß die Mutter für die eigene Schuld durch das Unglück des Sohnes bestraft werde, das Drängen der Schuldbewußten in den Mörder, seine Sünde durch Hilfe, die er dem Sohn des Gemordeten leiste, zu sühnen, würden die tragische Wirkung bedeutend gesteigert haben, und es wäre nicht nur pikanter, sondern auch psychologisch besser begründet, wenn Adalbert nach Gisela's Abgang statt:

> Was nicht des Jordans hochgeweihte Flut
> An mir gethan, das hat dies Weib vermocht

sagen könnte: das hat „diese Schuldige", oder etwa „diese Reuige" vermocht. Nahm aber der Dichter an, Gisela's Gewissen habe keine Vorwürfe empfunden, so hätte er lieber das Bestreben Adalberts, solche in ihr zu erregen, weggelassen, denn die hoch tönende Entrüstung, womit Jene ihren Strafprediger zurechtweist, ist in ihrer Lage etwas wohlfeilen Kaufs beigeschafft. Worte wie

> In meinem Heiligsten greifst du mich an,
> Du wirfst mir vor, was noch kein Weib ertrug,
> Du kränkst mich da, wo auch die Löwin fühlt, rc.

sind verbrauchte Phrasen, welche der verletzten Würde des Weibes und der Mutter schon hundertmal auf der Bühne in den Mund gelegt wurden, und man begreift nicht recht, wie sie so große Wirkung auf Adalbert hervorbringen, da sie den von Diesem, wenn auch allerdings in übertriebener Weise, vorgebrachten Vorwurf, daß die Sprechende

> dem erstgebornen Sohn
> Durch schnöden Eid stiefmütterlich entsagt —

eben doch nicht völlig wegräumen. Auch hat der zweite Theil ihrer Entschuldigung, nämlich daß ihr als wieder in die Ehe getretenen Kaiserin eine lebendigere, ausgedehntere Wirksamkeit des Wohlthuns zu Gebot stehe, als vorher in ihrem Wittwenstande, im Mund einer mit zwei Söhnen gesegneten Mutter etwas nicht ganz Zartes; solche Ansicht und vollends die Aufforderung an Adalbert, er solle es machen wie sie:

> Mußt du nicht schamroth werden vor dir selbst,
> Daß du so leblos durch das Leben gehst?

würde endlich einem Manne ziemen, ziemt aber nicht vollkommen einem Weib.

Der vierte und fünfte Aufzug, deren Ausgang man bei den geringen Hilfsmitteln, welche Wernern und Ernst zu Gebot stehen, voraus sieht, sind schon deshalb — einen so bescheidenen Raum an sich sie auch einnehmen, — zu ge-

dehnt; überdies fehlt es an genügender Handlung in denselben, so daß sie, besonders auf der Bühne, den Eindruck machen, sie sollten in Einen Akt verschmolzen sein. Vortrefflich immerhin sind beim Beginn des vierten Aufzugs die dem Werner in den Mund gelegten Worte über den in seinem Schoß schlafenden Ernst, und erschütternd wirkt, was zwischen Adalbert und dem sofort Erwachten zur Sprache kommt. Bemerkenswerth ist dabei, wie genau der Dichter volksthümlichen Ansichten Rechnung trägt, denn trotz dem das ganze übrige Stück durchwehenden Geist reiner Menschlichkeit, die von den sonst auf dem romantischen Gebiete, namentlich bei Shakespeare, noch so mächtig einwirkenden Naturgewalten frei gegeben erscheint, nimmt Jener keinen Anstand, dem Ernst den grausigen, von den niedern Volksschichten noch jetzt festgehaltenen Glauben zu leihen, wonach der Geist des Ermordeten so lange ruhlos um die Stätte, wo sein Blut vergossen worden, schweben muß, bis dasselbe durch das Blut des Mörders gesühnt worden:

Hingebeugt
Auf diesen Boden, den dein Blut getränkt,
Umfassend diesen moosbedeckten Stein,
Den in der Mitternacht dein Geist umschwebt,
Klag' ich, geliebter Vater, dir mein Loos.

Die Rede des mit seiner geschmolzenen Kriegerschaar aus Italien rückkehrenden Ritters Warin aber ist wiederum zu lang, und darin unnatürlich, daß er die Hauptsache, nämlich den Tod von Ernsts Bruder, erst so spät zur Sprache bringt, wogegen Ernsts entgegnende Worte aller-

dings von mächtiger Wirkung und in ihrer inhaltvollen Einfachheit höchst bezeichnend für den Dichter sind:

O herrlich tret' ich in mein Herzogthum!
Des Vaters Mörder öffnet mir das Thor,
Des Bruders Leichenzug ist mein Gefolg.
Komm, Adalbert, mich schrecket nicht der Mord!
Folg mir, Warin, ich scheue nicht die Pest!

Die folgenden Scenen zwischen Mangold, Warmann und Werner sind zur Entwickelung des Ganzen nicht nothwendig und könnten eben so gut wegbleiben, so daß die Empfindung von einer gewissen Dürftigkeit der Handlung, die sich durch die ganze Dauer der zwei letzten Akte hinzieht, durch sie verstärkt wird, besonders bei der gemessenen, langsamen, durchaus nicht nach vorwärts drängenden Sprache, die in ihnen, wie durchschnittlich im ganzen Stück vorwaltet. Doch keine Frage, daß der in der nachfolgenden Schlacht vorkommende Tod Mangolds durch die Hoffnungen auf die Herzogswürde in Schwaben, welche Warmann hier in Jenem erregt, etwas sehr Tragisches erhält, und daß die Art, wie das Gespräch über diese Hoffnungen durch den Eintritt des dunkeln Schicksalsboten Werner unterbrochen wird, höchst dramatisch und theatralisch zugleich ist; nur sollte, um solche Wirkung völlig hervorzubringen, die vorhergehende Scene zwischen Warmann und Mangold lebhafter sein. Die darauf folgende Unterredung Werners mit Mangold dagegen hat, so reich sie an Entfaltung schöner Bilder und edler Gesinnung von Seiten des Erstern ist, für den Gang des Stückes selbst nur die Bedeutung bloßer — Worte, denn Werners Seele kennt der Leser schon vorher,

sie tritt ihm hier in keiner neuen Erscheinungsform entgegen, — und ebenso weiß man zum Voraus, daß Mangold auf Werners Vorschläge nicht eingehen wird; die mit vollem Recht berühmte und vielfach angezogene Stelle aber

Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst ꝛc.

hätte auch bei andrer Gelegenheit angebracht werden können. Die sofort auf Falkenstein spielende Scene der Rüstung zum letzten Verzweiflungskampf — denn ein solcher ist es — hat etwas sehr Rührendes, und die Uebergebung von Adalberts Sohn an Ernst als Verdoppelung des gleichfalls für den Herzog kämpfenden Vaters wäre ein sinniger Gedanke, wenn hier nicht den Dichter zugleich ein Tadel träfe, den wir passender etwas weiter unten zur Sprache bringen. Werners Bericht vom „lust'gen Schwank" des Grafen von Abensberg dagegen, der ohnehin nicht her gehört, macht vollends hier, wo man das Vorwärtsschreiten und die Energie der Handlung schon an sich vermißt, durchaus den Eindruck von etwas Fremdem, Abliegenden, das blos der Raumausfüllung wegen da steht. Andrerseits sollten die Gründe etwas näher angegeben sein, warum die anwesenden Getreuen dem Herzog jetzt so unbedenklich in den fast zweifellosen Tod folgen, während er früher, auf dem Tag zu Ulm von seinen — im Durchschnit damals allerdings vornehmern, für eigenes Fürstenrecht Sorge tragenden — Genossen insgesammt verlassen wurde, und während das kaiserliche Regiment, gegen welches sie jetzt ankämpfen, nirgends als ein sie beeinträchtigendes dargestellt wird. So ganz nackt, so beinah ohne alle Begründung hingestellt

machen diese Treue für das alte Regentenhaus, diese Hoheit der Gesinnung, keinen genügenden Eindruck von Wirklichkeit, und mußten mir einigemal darauf hinweisen, daß der Worte zu viel angebracht seien, so hätten wir hier umgekehrt ihrer etwas mehr gewünscht. Nicht hinreichend sind die wenigen hieher bezüglichen, welche Werner früher braucht, wenn er, im Vertrauen auf die opferwillige Anhänglichkeit seines Häufleins, hinsichtlich des blos gemietheten kaiserlichen Heeres zu Warmann sagt:

> Mit diesen Söldnern hab' ich kein Geschäft;
> Sie mögen thun, wofür man sie bezahlt;

oder wenn er schon am Ende des zweiten Aufzugs gegen Ernst bemerkt hat:

> In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
> Wo ihn und dich ein biedres Volk geliebt,
> Wo Mancher jetzt auf seiner Veste haust,
> Der unter deinem Banner einst gekämpft,
> Dort muß von dir noch ein Gedächtniß sein,
> Dorthin sei unser irrer Pfad gelenkt.

Im fünften Akt dauert das Gespräch zwischen Ernst, Werner, Warin und Adalbert, den einzigen Führern der herzoglichen Schaar, welche dem Leser oder Hörer bekannt geworden, viel zu lang, da die Schlacht bereits begonnen, und ein Ueberlassen des Kampfs an die führerlose Menge hier um so weniger am Platz ist, als Werner selbst bemerkt hat:

> Die Schlacht geht frisch, die Schwerter steh'n im Saft.
> Es kämpft sich rasch, wo Muth die Feldmusik,
> Verzweiflung das Panier ist.

Es sollten nur wenige Worte gewechselt werden, und dann gleich, nachdem Ernst, Werner und Warin abgegangen, und der zurückbleibende Adalbert höchstens etwa noch fünf bis sechs, das Nachfolgende vermittelnde Verse gesprochen, sein Ausruf folgen:

Ha! sind das Männer? sind
Das Wellen, die des Schwimmers Arm zerwirft?
Durchbrochen ist das erste Glied!

Der nachfolgende Gang der Schlacht, wie er durch die einzelnen Bemerkungen Adalberts und seines kleinen Gefolges der Einbildungskraft nahe gebracht wird, ist nicht übel geschildert, nur die sichtbare Vergleichung Werners mit Laokoon:

Der Werner stemmt sich wie ein Mann,
Den eine Riesenschlang' umflochten hält,
Ihn selbst und seine Söhne, dem sie schon
Den Zahn ans Herz gesetzt hat, der sich aufbäumt,
Und mit der letzten Spannung seiner Kraft
Die gräßliche Umarmung von sich drückt —

ist zu künstlich und, was Uhland sonst so sehr vermeidet, zu gelehrt. Mag Adalbert so etwas endlich auch in eigener Person mit angesehen, oder gar den Virgil gelesen haben, seinen Zuhörern auf der Bühne bleibt es jedenfalls halb unverständlich.

Höchst tragisch ist es dagegen, wenn Dieser sofort von Ernst, welcher den zum Tod verwundeten Werner herbeiführt, mit den Worten um Hilfe angesprochen wird:

Hast du kein Kraut, das diese Wunden stillt?
O spar es nicht für deinen Sohn! Der ist
Schon längst erschlagen. Rette meinen Freund!
Du gibst den Vater mir, den du mir nahmst;

und wenn nun Adalbert in seiner Hilflosigkeit darauf erwidert:

Reiß mir die grauen Locken aus! Versuch's,
Ob sie ihm stopfen seines Blutes Qualm!

Zu einer der schönsten Stellen des ganzen Stückes gibt Werners Tod Anlaß, wenn Ernst, durch Mangold aufgefordert vom unnützen Kampf zu lassen, ruft:

Hier haft' ich, hier ist meines Lebens Ziel,
Hier ist der Markstein meiner Tage, hier
Ist meine Heimat, hier mein Haus und Hof,
Mein Erbgut, meine Blutsverwandtschaft, hier
Mein Wappenschild und hier mein Herzogthum!
(Wirft Schild und Fürstenmantel auf den todten Werner.)
Mit diesem Mann hab' ich mein Leben lang
Geeifert und gewettet in der Treu';
Der Tod nur hat dem Wettkampf noch gefehlt.
Jetzt stürzt er in die Schlacht und stirbt für mich,
Nicht lass' ich ihm den Preis: sterb' ich für ihn,
Dann greifen beide nach dem Siegeskranz.
Halt vor!

Vortrefflich ist auch, als sofort nach Ernsts Tode die mit dem Kaiser auftretende Gisela den Adalbert, mit welchem sie früher die von uns besprochene Unterredung gehabt, neben den Gefallenen ansichtig wird, die viel sagende Kürze ihrer Bemerkung:

Du, der du Wächter dieser Todten bist,
Ich kenne dich, sag mir, wie starb mein Ernst?

Und höchst rührend und das ganze Stück verklärend sind, als Adalbert sofort mit wenigen Worten Bericht gegeben, die wiederum so einfachen Worte der Mutter:

O diesen Werner, dem ich oft gezürnt,
Weil er den Sohn mir in's Verderben riß,
Ich muß ihn lieben, weil er meinen Sohn
Geliebt hat und für ihn erschlagen ist.

Wenn nun aber Adalbert erwidert:

Für ihn erwürgt ist auch mein einzig Kind,
Und leb' ich selbst noch, ist's nicht meine Schuld ꝛc.

so gibt uns Dies zu der Bemerkung Anlaß, die schon bei Uebergabe von Adalberts Sohn an Ernst im vierten Aufzug nahe lag, wir aber passender für den Schluß aufzusparen glaubten. Was man auch über die Mängel vorliegenden Stückes in dramatischer Hinsicht sagen mag, der in ihm ausgesprochenen Gesinnung nach, vor Allem durch die einfache und doch so mächtig an's Herz sprechende Feier der, auf den Brettern sonst so selten verherrlichten, Freundestreue, gehört es zu den werthvollsten Schätzen der deutschen Schaubühne. Jene Verherrlichung aber leidet an einem wesentlichen Mangel, und hierin liegt, nach unsrer Empfindung, neben der nicht sehr dramatischen Behandlung, die Hauptschwäche des Stückes. Die Treue zweier Freunde gegen einander, blos an sich, wenn sie auch bis zum Tod geht, und denselben herbeiführt, ist noch nicht hinreichend

zur Ausfüllung einer Tragödie, einer Dichtung, die hier von Uhland in ihrer mächtigen Bedeutung fast etwas unterschätzt worden zu sein scheint. So lange die beiden Helden blos einander treu sind und für einander sterben, erhebt sich der Stoff noch nicht über das Gebiet der Ballade, für welches Uhlands Seele eigentlich geschaffen war. Soll er sich bis zur Dignität der Tragödie steigern, und soll es insbesondere gerechtfertigt erscheinen, daß nicht nur die zwei Freunde selbst für einander in den Tod gehen, sondern daß sich diesem Freundschaftsbund auch Andre, wie z. B. jener Sohn Adalberts, freudig zum Opfer bringen, so muß dem Bündniß ein großer Gegenstand unterliegen, muß die Verwirklichung irgend einer sittlichen Idee durch es gerettet werden, oder mit ihm untergehen. Der Gedanke aber, für welchen Werner, und somit, halb willenlos, auch Ernst fallen, ist, wie schon gesagt, wenn nicht geradezu ein selbstsüchtiger, mindestens das nur träumerisch wie ein sittliches Recht herausgeputzte Phantom ungebundener Freiheit, bei deren Einhaltung kein Staat auf die Dauer zu bestehen vermag, vielmehr wie das alte Polen zu Grund gehen muß; — ein Gedanke, sagen wir, der, wenn er auch glücklicherweise in Deutschland nie zu demjenigen Grade der Wirklichkeit ausgebildet ward, wie in jenem slavischen Wahlreich, der lebenskräftigen Entwicklung der deutschen Nation doch unsäglichen und unersetzbaren Schaden gethan hat!

Das zweite von den beiden zur Vollendung gekommenen Bühnenstücken Uhlands, Ludwig der Baier, ging als Stoff nicht aus des Dichters eigener Wahl hervor, sondern ward durch den Preis veranlaßt, welchen die Hoftheater-

Intendanz zu München für ein aus der bairischen Geschichte genommenes Schauspiel ausgesetzt hatte, und so scheint es denn auch vom Verfasser mit weit weniger Herzensantheil entworfen zu sein, als Herzog Ernst. Jedenfalls ist es ein Hauptgebrechen des Stückes, daß die beiden Hauptpersonen, Ludwig und Friedrich, die Theilnahme des Lesers nur in sehr mäßigem Grad erregen, weil sie nicht eigentlich einen moralischen Kampf mit sich selbst und mit dem Gegner, sondern nur den äußerlichen der Waffen gegen einander führen. Friedrich macht hievon zwar eine Ausnahme, aber erst im fünften Aufzug, wo es zu spät ist, unser Interesse noch in vollem Sinn zu gewinnen. Gleich am Anfang, als Ludwig die Nachricht erhält, die Wahl zum König der Deutschen sei auf ihn gefallen, weist er dieselbe höchst ruhig mit den Worten ab:

Laßt ab von mir!
Laßt mich genießen meiner Arbeit Frucht,
Laßt mich in meinem Kreise Segen bau'n,
Um meines Volkes Liebe laßt mich werben!
Die Königskrone gönn' ich Andern gern —

eine Denkart, die eher in den Mund jenes Landmannes passen würde, welcher in Uhlands Versunkener Krone neben dem dieselbe bergenden Teich seine Sense dengelt, als in den Mund eines Fürsten, welcher die dramatische Bestimmung hat, gleich nachher einen blutigen Kampf um den ihm übertragenen Thron zu führen. Ja Ludwig selbst weist auf seinen Gegner als den zur Königswürde Tauglicheren hin:

Glaubt mir, nicht mein Verdienst ist, was man sucht.
Weil Luxemburg die Oesterreicher fürchtet,
So sendet man nach mir. Sie irren sich,
Wenn sie für Friedrichs Feind mich halten. Nein!
Ich hass' ihn nicht, ob ich ihn gleich bekämpft.
Ruft ihn zum Throne! Viele sind ihm hold,
Denn er ist bieder, tapfer, mächtig, reich,
Und Keiner huldigt freud'ger ihm als ich.

Indessen würden weder diese Hinweisung, noch die Ablehnung an sich dem Gesammteindruck schaden, ja sie könnten sogar ein sehr sinnig gewähltes Mittel sein, denselben zu steigern, wenn dem anfangs solch weise Mäßigung Darlegenden erst mit dem Besitz des Thrones auch die eiferfüchtige Freude an demselben käme. Aber so verhält sich die Sache nicht. Ludwig trägt die Krone immer nur wie eine Würde, deren Verzicht die äußere Ehre, die Pflicht für's Vaterland nicht zulassen, aber keineswegs wie etwas, zu dem er durch das eigne Herz hingezogen wird. Er sagt vor Frankfurt zu Friedrich:

Ist denn die Krone nur das volle Glück?
O welches Heil bringt mir die Königswahl!
Seit diesen Morgen erst gewählt, seh' ich
Den eignen Bruder und den liebsten Freund
Mir, feindlich grollend, gegenübersteh'n.

Noch stärker drückt er sich nach dem über Friedrich errungenen Sieg und der Gefangennahme desselben gegen den Grafen von Zollern aus, zugleich zeigend, wie wenig ihn dieser Sieg in Wahrheit helfe, und wie es somit eigentlich besser wäre, wenn der Anlaß, der zu solch traurigem Triumph geführt, weggeräumt werden könnte:

Ja, wiss' es, seit der unglücksel'gen Stunde,
Da du in meine Halle tratst und mich
Zum Thron beriefest, ist kein froher Tag
Mir noch geworden, und des Sieges selbst,
Des heiß erkämpften, hatt' ich nicht Gewinn.

. . . .

Und der Gefangene, was hilft er mir?
Er ist mir was dem Geizigen sein Schatz,
Ein freudenlos gefährlicher Besitz,
Des Tages Sorge und die Qual der Nacht.
O Zollern, Gutes kam mir stets von dir,
Nur damals nicht, als du die Königskrone
Mir aufludst. O! wie oft schon sann ich nach,
Mich zu entlasten des unsel'gen Schmucks!
Ausbieten möcht' ich sie der Welt und rufen:
Will Einer friedlos sein, der nehme hin!"

Eher den Friedrich treibt der eigne Wunsch nach der Krone, oder vielmehr es wird ihm von der schönen, ihm erst kürzlich anvermählten Isabella gesagt, daß ihn dieser Wunsch belebe.

Kann ich es ruhig seh'n,
Wie du, für Andres lebend mich vergissest?
Das wache Träumen, den zerrißnen Schlaf,
Die Ungeduld, das hastige Erglüh'n,
Und was man sonst der Liebe Zeichen nennt,
Find' ich an dir, und du verhehlst mir nicht,
Daß ganz dein Herz nun an der Krone hängt —

worauf er, überhaupt die romantischere Figur unter den beiden Gegnern, die ritterliche Antwort gibt:

Es zieh'n die Ritter nach Turnieren aus,
Und tummeln sich im raschen Lanzenspiel,
Damit sie den erkämpften Siegesdank
In der Geliebten Schoße niederlegen:
So ring' ich nach der Krone, daß ich dir
Sie reiche, deiner Schönheit würd'gen Schmuck.

. . . .

Allein so recht bringt er uns dann im weitern Verlauf doch nicht zur Anschauung, daß jener ihm von Isabellen gemachte liebevolle Vorwurf auch wirklich begründet sei. Als sein heißer Bruder Leopold ihn bestürmt, in der von Ludwig vorgeschlagenen Unterredung an dem Recht auf die Königswürde festzuhalten, erwidert er, weit weniger leidenschaftlich als Jener, nur kurz:

Glaub' nicht, ich gehe hin, zu huldigen!
Viel Andres ist's, was mir im Sinne steht.
Nachgiebig war mir Ludwig stets bekannt;
Vielleicht, daß meine Gegenwart auch hier
Das Unerwartete bewirkt. Wohlan!
Wir reiten unverweilt.

Und als ihm später, nach seiner Gefangennehmung, Ludwig die Freiheit unter der Bedingung anbietet, auf die Krone zu verzichten, thut er Dies ohne ihn recht am Herzen zerrenden Schmerz:

Ob eurer Gründe siegendes Gewicht,
Ob der geheime Zauber dieser Nacht
Mein widerstrebendes Gemüth bezwang,
Ich muß mich unterwerfen, nehmt mein Wort.

Nur die letzten Worte, die er in genannter Beziehung am Schluß des vierten Aufzugs spricht, zeugen von einem wirklichen Sturm in seiner Seele, verfehlen aber, weil sie mit dem frühern Benehmen nicht recht übereinstimmen, einigermaßen ihres Eindrucks:

> Herabzusteigen von der Wünsche Gipfel,
> Des Lebens höchstem Ziele zu entsagen,
> Und wie ein Aar gebrochnen Fittiges
> Zum Himmel aufzublicken, o! es ist
> Ein großer Schmerz und nicht entehret hier
> Den Mann die Thräne. — Kommt, ich bin bereit.

Im fünften Aufzug tritt dann der Kampf des geheimen Herzenswunsches mit der Pflicht der Ehre und der Manneswürde auf wahrhaft ergreifende Weise in ihm hervor. Hier wird seine Gesinnung entschieden hoheitvoll, und die volle erste Hälfte dieses Aktes — das Drängen Leopolds, (der weit mit dem meisten dramatischen Mark erfüllten Gestalt des Stückes,) das rührende Flehen der unglücklichen, vor Weinen blind gewordenen Isabella, das Drohen des päpstlichen Legaten, Friedrich werde im Fall einer Rückkehr zu Ludwig mit dem Kirchenbann, der auf Diesem selbst bereits laste, ebenfalls belegt werden — Alles hebt das Stück hier auf die wahrhaft tragische Höhe. Aber, wie gesagt, diese Auftritte kommen zu spät, um auf den bisher etwas nüchternen, jedenfalls zu *äußerlichen* Verlauf des Stückes einen eigentlich verklärenden Rückglanz werfen zu können. Was endlich den Ausgang betrifft, so verliert eine hochherzige Handlung natürlich ungemein an ihrem sittlichen Adel, sobald sie

eben so gut als bloßes Ergebniß der Klugheit, ja der Berechnung eigenen Vortheils, erklärt werden kann, und die von beiden Thronbewerbern zuletzt getroffene Auskunft würde somit schon dadurch, wenigstens was den Ludwig betrifft, in der poetischen Wirksamkeit bedeutend geschwächt, denn der Dichter selbst weist uns in den vorhin angezogenen Stellen recht geflissentlich darauf hin, daß Jener schon um seines eigenen Besten willen so handeln sollte, wie er zuletzt in der That handelt. Es ist dem Verfasser hier, im Widerspruch mit dem Interesse des Kothurns, zu viel darum zu thun, die Handlung der beiden Nebenbuhler, oder wenigstens diejenige Ludwigs, in ihrer wirklich psychologischen Bedeutung vor uns zu bringen, wie Dies eher in einen Roman gehören würde. Vollends aber die Uebereinkunft beider Fürsten mit einander, ohne Beisein der Vertreter der Nation, in einem zeugenlosen Zimmer des münchener Schlosses, Friedrichs Hervorholen der unterm Mantel mitgebrachten Krone u. s. w. hat etwas, was nicht mehr einen heroischen, sondern blos einen Privat-Karakter trägt! Der Eindruck des Stückes im Ganzen und Großen ist somit weit eher derjenige eines mit Plackereien aller Art verbundenen, selbst persönliche Haft nicht ausschließenden Prozesses, den zwei Privatleute so lange mit einander führen, bis sie endlich auf den vernünftigen Gedanken eines Beide befriedigenden Vergleiches kommen, als daß das gewaltige Bild eines durch gegenseitige Großmuth geschlichteten blutigen Kampfs um die höchste Herrscherwürde der Christenheit sich vor dem Zuschauer abrollte.

Wir glauben uns auf weitere umständliche Bemängelung des Werks eines hoch begabten Dichters nicht einlassen

zu sollen, wie z. B. auf die gleich anfangs vom Verfasser selbst discreditirte, und doch später zu einer beabsichtigten pathetischen Wirkung verwendete Gestalt des fahrenden Schülers Albert, der zwischen Zauberer und Gaukler unbestimmt in der Mitte schwebt. Wie ferner auf die viel zu lange Dauer der Schlacht — eine Vorkommenheit, welche, in einem Drama immer möglichst kurz gehalten sein sollte — und der Vorbereitungen zu der Schlacht, welche mit einander den ganzen dritten Aufzug einnehmend, nirgends den eigentlichen Kern der Handlung, sondern nur den äußerlichen Kampf berühren. Wie des Weitern auf die Scene, in welcher der gefangene Friedrich die ihm gebotene Möglichkeit zur Flucht von sich weist, ein Auftritt, der nothwendig auch in Beziehung auf den Eingekerkerten selbst in der beabsichtigten Wirkung geschwächt werden muß, weil der Leser oder Zuschauer nicht weiß, wie er mit den Zauberkräften, über welche der angebliche Befreier zu gebieten scheint, daran ist; wie endlich auf die so oft als mitwirkende Faktoren angeführten Sterne, während uns doch kein eigentlicher Glaube an diese Mitwirkung angemuthet, sondern Jedem sein Urtheil hierüber gleichsam zur beliebigen Verfügung anheimgestellt wird, u. s. w.

Eigenthümlich ist, daß wenn schon im Herzog Ernst Graf Werner mehrmals beinahe zur Hauptperson wird, auch hier wieder zwei Personen zweiten Ranges, nämlich Leopold und Isabella, jedenfalls der Erstere, das Interesse fast mehr in Anspruch nehmen, als die beiden Hauptrollen, aus welchem Umstande eben so gut, als aus dem Mangel an raschem Gang u. s. w., geschlossen werden

dürfte, daß dem Dichter vornherein die eigentliche dramatische Phantasie einigermaßen gefehlt habe. Uebrigens sind auch Leopolds Reden mehrmals etwas zu lang, und erzählen zu viel. — Daß unter den beiden Hauptpersonen Friedrich Derjenige ist, welcher die größere Theilnahme erregt, und das Stück sonach eigentlich „Friedrich von Oesterreich", oder mindestens „Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich" heißen sollte, möchten wir als keinen Tadel hervorheben, denn der Wirklichkeit nach war eben Friedrich in der That, wenn nicht die bedeutendere, doch die poetischere Persönlichkeit, und daß Ludwig der Baier allein auf dem Titel steht, dürfte lediglich in der Fassung der untergelegenen Preisaufgabe seinen Grund haben.

Im Gegensatz mit unsrer Ansicht über das Stück im Allgemeinen stellen wir durchaus nicht in Abrede, daß, selbst außer der im Ganzen sehr gelungenen ersten Hälfte des fünften Aufzugs, noch manche andre Scenen, z. B. diejenigen, wo das Volkselement hervortritt, vor Allem die Lagerscene zwischen Thomas und Steffen, durch ihren innern Werth, andre, wie z. B. der Ritterschlag der weiß gekleideten Knappen vor der Schlacht, durch den Bühneneffekt, welchen sie, geschickt angebracht, vielleicht machen können, wieder andre dadurch, daß man eine vom Dichter selbst nicht beabsichtigte Anspielung auf jetzige Verhältnisse Deutschlands hineinlegt, auf den Brettern großen Eindruck hervorzubringen im Stande sein würden.

Die Sprache, worin dieses Stück gehalten, ist, wenn auch noch keineswegs durchgängig so rasch beflügelt, als für ein Drama eigentlich zu wünschen wäre, doch weit flüs-

figer, als im Herzog Ernst, und namentlich kommt die weibliche Endung der Verse häufiger vor, als in jenem Stück, was anzudeuten scheint, daß der Dichter den Nachtheil, den er sich dort durch jene übermäßige Strenge des Klangs zugefügt, selbst eingesehen habe.

Auffallend erinnert Uhland, um mit einer in ein andres Gebiet der Kunst hinüber greifenden Vergleichung zu schließen, in der absichtlichen Beschränkung der eigenen Mittel, die er sich in ersterm Trauerspiel sowohl hinsichtlich des Verses blos an sich, als der höhern Faktoren der Darstellung, wie des dramatischen Pathos u. s. w. aufgelegt, an seinen berühmten Landsmann, den Maler Eberhard Wächter, welcher, auch im Leben manche Gemüthsverwandtschaft mit Jenem zeigend, in den Schöpfungen seines Pinsels nicht nur die verwerflichen Effektmittel verschmähte, sondern häufig sogar richtigen Forderungen einer künstlerisch wirksamen, lebensvollen Darstellung, in sich selbst mißverstehendem Streben nach antiker Schlichtheit, Größe, Gedrängtheit keine Rechnung trug. — In Ludwig der Baier läßt jene Strenge Uhlands fühlbar nach. Die Darstellung ist bewegter, farbensuchender, volksmäßiger; aber die Gabe auf diesem Weg dramatisch zu wirken, ging dem Dichter fast noch mehr ab, als auf jenem an die Antike gemahnenden, daher, wenn er überhaupt das Drama mit in den Bereich seiner Schöpfungen ziehen wollte, Stoffe aus der Urzeit der Menschen vielleicht noch die geeignetsten für ihn gewesen sein würden, wie wir hierauf schon weiter vorne (S. 72) hingewiesen haben.

Uhland hatte für das Leiden, welches dem äußern Anlaß nach beim Begräbniß Justinus Kerners entstanden, anfangs leise, bald aber fühlbarer vorgeschritten war, im Laufe des Sommers 1862 in dem am untern Neckar gelegenen Soolbad von Jaxtfeld Linderung gesucht, in dessen Nähe sein an Kindesstatt angenommener Pflegsohn, Dr. Steudel, seit Kurzem als Arzt angestellt ist, und er somit auf die liebevollste Berathung und Wartung rechnen konnte. Allein die Hoffnung auf Hülfe erfüllte sich nicht. Mit gesunkenen Kräften kehrte er nach Hause zurück; es bildete sich mehr und mehr eine Gehirnaffektion, die das Bewußtsein trübte; Athmungshemmnisse, die auf eine Wassersucht deuteten, führten zu langen, zuletzt sehr schmerzvollen Leiden. Als Professor J. G. Fischer im Oktober aus Veranlassung der Schillerstiftung in Weimar war, hatte sich der Großherzog bei ihm auf's Angelegenste nach dem Kranken erkundigt, und ihm wiederholt aufgetragen, demselben seine innigste Theilnahme, die wärmsten Wünsche für Wiedergenesung zu wissen zu thun, aber Jener empfing den freundlichen Gruß nur noch mit halber Besinnung, obwohl mitunter wieder Stunden eintraten, wo er vollkommen bei sich und sogar in einer Stimmung war, in welcher er sich an ihm mitgetheilten pikanten Begebenheiten oder Scherzen kindlich erfreute, wie wir hievon ein Beispiel auf S. 364 beigebracht.

Nachdem er noch in den letzten Tagen die von den Angehörigen in seiner Gegenwart geäußerte Besorgniß, sein Bewußtsein dürfte nicht mehr klar genug zum Empfang des ihm etwa zu reichenden Abendmahls sein, mit einem freien,

lauten „Nein“ beschwichtigt und in dessen Folge die heilige Feier stattgefunden hatte, starb er am 14. November 1862, und zwei Tage später, an einem Sonntag, senkten sich an der Spitze eines endlosen, aus allen Theilen des Landes herbeigeströmten Leichenzuges die Fahnen von sechzehn schwäbischen Liederkränzen vor dem offenen Grab eines Dichters, der, wie ein norddeutsches Blatt sich sehr richtig ausgedrückt hat, wenn er nicht unbedingt zu den Ersten zu zählen ist, „doch einen Ruhm errang, um welchen nur die Ersten ihn nicht zu beneiden hatten.“ Ein eigener Extrazug der Eisenbahn hatte blos von Stuttgart und den etwa der Bahn anliegenden Orten mehr als achthundert Theilnehmer gebracht, eine nicht minder bedeutende Zahl war mit den gewöhnlichen Zügen von dorther und aus andern Gegenden gekommen, und als Nachmittags um 3 Uhr das lange Leichengefolge von dem wohlbekannten Trauerhaus an der Neckarbrücke, sich, um den gehörigen Raum zur Entwickelung zu finden, auf großen Umwegen nach dem entfernten Friedhof bewegte, fehlten kaum Ein Stand, kaum Ein gesellschaftlicher Verein, der nicht als Körperschaft, oder wenigstens durch zahlreiche einzelne Mitglieder, vertreten gewesen wäre: — die Studierenden mit den Abzeichen ihrer verschiedenen Verbindungen; die Liederkränze aus allen Gegenden des Landes mit ihren, zum Theil prachtvollen, Fahnen und Standarten; die Lehrer der Hochschule, von denen der Rektor, die sechs Dekane und eine Abordnung der philosophischen Fakultät, zu welcher der Verstorbene während seiner Amtsdauer gehört hatte, in ihren malerischen Amtstalaren und Baretten erschienen; die Mitglieder der gegenwärtigen und der frühern Ab-

geordnetenkammern, soweit dieselben im Augenblick der Vertagung zu versammeln waren, angeführt von dem greisen Präsidenten Römer; der tübinger Gerichtshof; mehrere Mitglieder der stuttgarter Hofbühne; eine Deputation des stuttgarter Gymnasiums; die Staats- und Gemeindebeamten der Stadt Tübingen; die dortige Feuerwehr, der Turnverein, die Schulen, endlich die übrige Bürgerschaft und wer sonst als Einzelner Theil nahm. — Nur die Regierung als solche war nicht repräsentirt.

Am Grabe sprachen, außer dem Geistlichen (Dekan Georgii), der Stadtschultheiß von Stuttgart, Oberjustizrath Sick, dessen Gemeinde Uhland bekanntlich zweimal im Hause der Abgeordneten vertreten hatte, und sodann als Dichter zuvörderst der sechsundsiebzigjährige Karl Mayer, alle Augen auf sich ziehend, als er mit vor innerer Bewegung wankenden Stimme Verse vortrug, die gerade deßhalb um so tiefer empfunden erschienen, als der Schmerz nur zu deren kunstlosem Hinwurf die Macht gelassen. Sie waren eine Silberlocke des Greises, zur Antwort auf den Sarg Dessen gelegt, der einst als Jüngling dem Jünglinge zugerufen:

So übet auch die Liebe tief und leise
Im Reich der Geister ihre Wundermacht;
Sie zieht unsichtbar ihre Zauberkreise
Am goldnen Abend, in der Sternennacht;
Sie weckt durch feierlicher Lieder Weise
Verwandte Chöre in der Geister Schacht*.

* Vgl. das Gedicht An K. M. (Karl Mayer) in der Uhland'schen Sammlung.

Nach ihm gaben Ludwig Seeger und J. G. Fischer Trauergedichte, welche bereits bekannt, ja in fremde Sprachen übertragen worden sind, und als Letzterer das seinige mit der Strophe schloß:

Endlich, wann du erscheinst, du Geist der Zukunft,
Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und du wirst rufen: Ludwig Uhland.

da war es wie ein die deutsche Nation vertretendes Zeichen, daß das Echo laut und markig, und in seiner vollendeten Deutlichkeit um so überraschender, als es von einem ziemlich weit entfernten, außerhalb des Friedhofs stehenden Gebäude zurückgeworfen ward, wiederholte: Ludwig Uhland!

Berichtigungen.

S. 52, Z. 4 v. u. l. ungeborner st. neugeborner.
S. 242, Z. 10 v. u. l. Fallati st. Fallat.

Bought to replace a copy
lost by Mr Gilchrist (C.C.C.)

